B. Hág. 7
Opp. 463(3

<36604272990018

<36604272990018

Bayer. Staatsbibliothek

Kleine Schriften.

Ein Beytrag

zur

Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte

und

Philosophie des Lebens,

von

Georg Forster.

GYMNASIAL-BIBLIOTHEK FREISING

Dritter Theil.

Berlin,
in der Vossischen Buchhandlung 1794.

Wbz 166147

Georg Forster's
Kleine Schriften.

Inhalt.

I. Vorläufige Schilderung des Nordens von Amerika. Seite 1

II. Geschichte der Englischen Litteratur vom Jahre 1789. 159

III. Ueber Proselytenmacherey. An die Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift, 1789. 205

IV. Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschen. 263

V. Die Kunst und das Zeitalter. 283

Inhalt.

VI. Ein Blick in das Ganze der Natur. Einleitung zu Anfangsgründen der Thiergeschichte. 309

VII. Fragmente aus Georg Forsters Nachlaß. 355

1. Ueber die Vernunft, in Beziehung auf das Glück der Menschheit. 357

2. Ueber die öffentliche Meinung. 360

I.

Vorläufige Schilderung des Nordens von Amerika.

1792.

Visam —

— Hyperboreos campos.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorläufige Schilderung des Nordens von Amerika.

§. 1.

Handelsbetrieb der Engländer.

Der langsame Fortschritt des Menschen von einem beynahe vegetirenden, zu einem bloß thierischen, und von diesem endlich zum vernünftigen Leben, kann jeden unbefangenen Beobachter überzeugen, daß die Erziehung zwar auf ein System von abstrakten Grundbegriffen zurückführen darf, daß sie aber von Erfahrungen, die den Unterscheidungssinn üben, ausgehen muß, weil ohne sie schlechterdings keine Abstraktion verstanden wird. Kraft und Wille thätig zu wirken, gehen dem Bewußtseyn, wie gewirkt werden solle und dürfe, lange vorher; ja, damit dieser Gang der Natur un-

veränderlich bleibe, erneuert sich das Menschengeschlecht immer wieder um die Zeit, wo eine Generation anfängt zum vollen Gebrauch ihrer Vernunft zu gelangen. Im einzelnen Menschen, der vom Bedürfniß zur Begierde, und von dieser zur Leidenschaft geleitet wird, entwickelt sich stufenweise durch neue Erfahrungen, neuen Genuß und neuen Drang der Verhältnisse jedes wirksame Princip. Instinktmäßig gehorcht er einer Anziehung, die von seiner Willkühr unabhängig ist; er strebt mit jugendlichem Muthe nach der Befriedigung eines heißen Triebes — und ihm bleibt zurück, was er nicht suchte: das Bild der Vergangenheit, das Bewußtseyn des Geschehenen, der neu erlangte Begriff, verschränkt mit dem Begriffe seines individuellen Wesens. Allmählich, wie seine physischen Kräfte sich vermindern, seine Nerven sich härten, seine Sinne stumpfer werden, das Bekannte und Erprobte ihn nicht länger reizt und das Bedürfniß der Ruhe jedes andere Verlangen mäßigt oder gar unterdrückt, allmählich lebt er dann in sich gekehrter als zuvor, mit der Entwickelung seiner Sittlichkeit aus seinem Schatze von Empfindungen, Bildern und Begriffen beschäftigt, und eben

reif zur Weisheit — wenn er kaum mehr wirken mag.

Daher gehört der Wahn, als könne jemals etwas Großes ohne einen gewissen leidenschaftlichen Antrieb geschehen, unstreitig zu den schädlichsten Vorurtheilen, die der Mißverstand tiefsinniger Wahrheiten veranlaßt hat. Vergebens fordert die Philosophie, vergebens befiehlt der Glaube das uneigennützige Streben nach dem Guten, um des abgezogenen Begriffes willen vom Guten; diejenigen, die ihrer Wirksamkeit diesen Beweggrund andichteten, waren Heuchler, und die wirklich keinen anderen hatten, versanken bald in unthätige Ruhe, oder verfielen auf kindische Spielereyen, oder versündigten sich durch ihre Unerfahrenheit, ihre Einseitigkeit und ihr Scheinwissen auf Jahrhunderte lang an der Menschheit. Wahr und heilig steht darum dennoch das göttliche Ideal der Vollkommenheit, wie ein glänzendes Ziel in der Höhe, vor uns aufgesteckt. Wenn es gleich durch Erfahrung bewiesen ist, daß schwerlich je ein Mensch, und sicherlich nirgends ein Volk, nach den reinen Abstraktionen der Metaphysik seine Handlungen abmaß oder seinen Willen bestimmte, so vermag doch nur die

transcendentale Regel den Werth oder Unwerth des praktischen Lebens fühlbar zu machen und zugleich den lasterhaften Abweichungen eine Schranke zu setzen.

Bedürfte es noch eines Beweises, daß die Unterwerfung des Willens Aller unter den Willen eines Einzigen oder einer geringen Anzahl von Menschen, allen Gesetzen der Natur widerspricht, so würde das bisher Gesagte hinreichend seyn, die Entsetzlichkeit solcher Anmaßungen darzuthun. In keiner Gesetzgebung liegt der Antrieb zum Handeln: sie kann zwischen Bürger und Bürger immer nur die Wirksamkeit des einen der Wirksamkeit des andern zur Gränze bestimmen; sie befiehlt nur, wo man zu handeln aufhören soll, um sich keiner Beeinträchtigung eines fremden Wollens und Willens schuldig zu machen. Ihr kann nichts heiliger, nichts unverletzlicher seyn, als der freye Wille des Bürgers, und seine Empfänglichkeit für Alles, was sein freywilliges Wirken hervorruft. Allein dieses Heiligthum entweihet der Despotismus, der keinen Willen außer dem seinigen, kein Wirken außer demjenigen gestattet, wozu er den ersten gewaltsamen Stoß verlieh. Sein Joch, sey es bloß inkonsequente Laune oder der

weit ärgere geisttödtende Mechanismus, benimmt dem Sklaven jeden Antrieb zum Wirken, indem er seine Spontaneität, sein Selbstgefühl und seine Vernunft zu Boden drückt. Zwar gänzlich erlöschen seine Begierden nicht: es giebt einen Spielraum, wohin das argwöhnische Auge des Alleinherrschers nicht dringen will oder kann; doch laßt uns ihn nicht aufdecken, diesen ekelhaften Schauplatz der niedrigsten Leidenschaft, zu klein für die Tugend, weil er kein Vorbild in sich fassen kann, und dennoch besudelt mit jeder Unsittlichkeit, welche die gesunkene Menschheit entehrt. Was unwiederbringlich verloren geht, ist jenes rege Streben der Menschen nach einem größeren Wirkungskreise, jene reine Gluth der edleren Leidenschaften, Ehrgeitz und Ruhmbegierde, Sinn des Schönen, Bedürfniß des verfeinerten Genusses, und emsiges Bemühen, sich die Mittel zu ihrer Befriedigung zu erwerben; dies alles stirbt dahin, wo persönliche Unsicherheit, Ungewißheit des Eigenthums, und blieben auch diese verschont, die tausendfachen Hindernisse, die aus vervielfältigten Verordnungen entspringen, oder auch nur die Furcht, daß morgen der Tyrann einreißen könne, was

heute sein Vorgänger zu bauen vergönnte, jede Kraft schon im Keim ersticken.

Der Handel, die Quelle des Reichthums und der mit ihm und durch ihn allein im Schooße der Sicherheit aufsprossenden, zarteren Blüthen des geselligen Lebens, dieser höheren Bildung und Entwickelung der edelsten Seelenkräfte und ihrer Ausgeburten — der Kunst und Wissenschaft — der Handel fordert freye ungehemmte Thätigkeit, Unverletzbarkeit der Person und des Eigenthums, Unpartheylichkeit der Gerichte, und um diese nicht der Willkühr treuloser und anmaßender Betrauten zu überlassen, allgemeine Publicität, strenge Verantwortlichkeit, Urtheil durch unbesoldete, dem Beklagten gleiche, von ihm anerkannte, immer nur auf kurze Zeit berufene, einstimmige Richter *). Wo diese Schutzwehr der bürgerlichen Freyheit unerschütterlich fest steht, sey denn auch in dem Räderwerke der politischen Maschine mehr oder minder Zusammensetzung, sey immerhin in der Organisation der Stände, in der Stellvertretung des Volkes, in der Vertheilung der Gewalt ein Fehler, der den Keim einer künftigen Auflösung enthält: dort wird sich dennoch

*) Geschworene (Juries). F.

lange durch geringe Erschütterungen das gestörte Gleichgewicht wieder herstellen lassen; durch seine innere, nie erschöpfte, nie gelähmte Lebenskraft wird dort der Staat in Macht, Glanz und Einfluß blühen und der Welt das Beyspiel geben von der bewundernswerthen Anstrengung, zu der nur freye Völker fähig sind.

Indeß wir auf dem festen Lande Bedenken tragen, die einfache Frage zu bejahen, ob die Freyheit — das Recht, dem Nächsten unbeschadet zu wirken und zu wollen — nicht allen Menschen zugestanden werden müsse, wenn man sie Einem zugesteht, beweisen die glücklichen Bewohner der Brittischen Insel mit der That, daß auf diesem Rechte der blühende Wohlstand ihres kleinen Reiches und jene politische Wichtigkeit beruhet, die es in den ersten Rang der Mächte, und dort, vielleicht ohne Widerrede, auf den obersten Platz erhebt. Mit einer Bevölkerung, die sich noch nicht auf zehn Millionen Menschen beläuft, vertreibt diese thätige Nation jährlich für mehr als dreyhundert Millionen Thaler an Waaren, die sie im Lande selbst fabricirt; und nach dieser einzelnen Angabe zu rechnen, kann der ganze Umsatz des Brittischen Aktiv- und Passivhandels nichts geringeres, als eine viermal so

große Summe betragen. Dieser ungeheure Reichthum bewirkt das so bewunderte Phänomen des allgemeinen Umschwunges, welcher dort alles in seinem Wirbel mit sich fortzureißen und allem eine gemeinschaftliche Bewegung mitzutheilen scheint; er setzt zugleich die Nation in Stand, die furchtbare Last ihrer öffentlichen Abgaben zu tragen, und in erforderlichem Falle ihre Flotten auszurüsten, um sich die Achtung aller übrigen Seemächte zu ertrotzen. Außer ihrem Westindischen Handel, der seit den Unruhen in Frankreich fast ausschließend in ihren Händen ist, hat ihre Thätigkeit alle anderen Nationen vom Chinesischen Markte verdrängt, in Indien ganze Königreiche unterjocht, mit den Amerikanern die im Kriege abgebrochenen Handelsverbindungen erneuert, und zwischen der Nordwestküste jenes großen Welttheils und dem Hafen Kanton den neuen Zweig des Pelzhandels in Gang zu bringen gesucht. Die Erzeugnisse, die Fabrikate, die Metalle, die Kostbarkeiten und die Befriedigungsmittel des üppigsten Luxus strömen aus allen Welttheilen und aus ihrem Innersten, wie von ihren Küsten, in die Häfen des Brittischen Reiches, und werden erst von dorther in Europa bekannt.

Kein Volk des Alterthums kann in Vergleich mit diesen Kaufleuten der neueren Zeit bestehen; der Küstenhandel und die Karawanen der Phönicier vor dreytausend Jahren sind schwache Versuche gewesen, wenn man sie mit dem ungeheuren Waarentransport, den Fahrten von einem Pol zum andern, den kühnen Weltumschiffungen, den mächtigen Besitzungen in allen Gegenden der Erde, den Fischereyen auf entfernten Meeren, den unzähligen Mitteln des Erwerbes und Zweigen der Betriebsamkeit, dem reichen Anbau, den bis zur Vollkommenheit organisirten Fabriken, den glücklich und weislich erdachten Maschinen, dem allgemeinen Wohlstand, der Reinlichkeit, der soliden Pracht und Eleganz der Reichen, kurz mit der ganzen bewundernswürdigen Energie und Majestät der neuen Meereskönigin zusammenhält.

Im Brennpunkte jenes untrüglichen Spiegels, womit die Wahrheit den Werth alles menschlichen Thuns und Treibens prüft, schmilzt allerdings dieses blendende Schauspiel zum zweydeutigen Resultat der eigennützigsten Begierden zusammen. Unersättliches Verlangen nach sinnlichem Genuß, Hoffart und Prachtliebe, Neid und Mißgunst, Geitz und Habgier,

oder sey es auch der verzeihlichere Antrieb des stolzen Kraftgefühls, der Herrschsucht und des Ehrgeitzes — wie verengen oder veröden sie mehr das menschliche Herz! auf welchen Irrwegen leiten sie es nicht über Verbrechen und Laster zum Ziele! Reichthum und Ueberfluß auf diesem Wege oft mit dem Schweiß und Blute des unverschuldeten Dulders erkauft — was sind sie anders, als neue Quellen des sittlichen Verderbens, neuer Zunder der Eitelkeit und des Eigennutzes, in deren Flammen alles Mitgefühl versiegt? Auch kennen wir die schauervolle Gewißheit, daß eine unheilbare Krankheit der Staaten aus dem Uebermaße der Macht und des Genusses entspringt, die nur mit ihrem Umsturz endigen kann. Doch genug! die bittre Frucht der Leidenschaft malt auch der strengste Sittenrichter nicht mit gehässigeren Farben. Ist es das Loos unseres begränzten Wesens, nur auf der Leiter der Empfindungen und Begierden hinanzusteigen zum sittlichen Bewußtseyn und zur Entwickelung des Götterfunkens Vernunft; mußten uns die Begriffe von Wahrheit, Güte und Schönheit ohne den Gegensatz des Falschen, Bösen und Häßlichen stets verborgen bleiben: so wird die Wahl

uns dennoch leicht zwischen der rohen, unwissenden Unsittlichkeit des Müßigganges, und dieser raschen, durch ihre Fehltritte verbesserten und zur Erkenntniß führenden Betriebsamkeit, zwischen jener halbwachen, halbträumenden Betäubung der Despotieen, wo keine Tugend möglich ist, weil das erschlaffte Gefühl sie nicht ahnden, der träge Geist sie nicht ereilen, der verarmte Verstand sie nicht fassen kann, und diesem Schauplatze des vollen, freyen, geschäftigen Lebens, wo sie von Allen gekannt und geachtet, von Einigen im edelsten Kampf errungen und von Anderen als ein Erbe davon getragen wird.

Wer wollte noch Worte verschwenden, um die sonnenklare Wahrheit zu beweisen, daß der nützlichste Fleiß, was auch seine erste Triebfeder sey, sich selbst durch Reinheit der Sitten schon belohnt, indem er den größten Abschnitt des Lebens hindurch vor jenen Anfechtungen sichert, die der langen Weile des Müßiggängers so gefährlich sind? — Es ist Zeit, daß wir dem eigentlichen Zwecke dieses Aufsatzes näher kommen, und zuvor einen flüchtigen Blick auf jene gemeinnützigen Früchte des Brittischen Handelsbetriebes werfen, auf jene wichtigen Fort-

schritte des menschlichen Geistes in seiner schöpferischen Eigenschaft, an denen man das Annähern zu einem der vernünftigen Menschheit vorgesteckten Ziele messen kann. Hier ist der Punkt, wo thätige, Handel treibende Völker ihre gefesselten oder trägeren Nachbarn unendlich weit hinter sich zurücklassen, wo folglich der Werth jener so oft verkannten Antriebe großer Leidenschaften am deutlichsten sichtbar wird. Auf der untersten und auf der höchsten Stufe der moralischen Bildung, kann die Summe der Glückseligkeit und des Genusses gleich zu seyn scheinen; allein dieser Genuß und diese Glückseligkeit, die vermuthlich den Thierarten eben so reichlich wie dem Menschen zugemessen sind, können eben deswegen nicht der letzte Zweck des denkenden Wesens seyn. Das Höchste und Edelste, was der Mensch besitzt, seine Vernunft, ist auch der Gegenstand seiner obersten Sorge. Welcher Vernünftige möchte nicht lieber unglücklich, als unvernünftig seyn?

§. 2.

Geographische Fortschritte.

Was der Handel beygetragen hat, die Masse des menschlichen Wissens zu vermehren

und durch den Tausch localer Kenntnisse das Licht der Philosophie anzuzünden, ist schon so allgemein bekannt, daß ich es kaum erwähnen darf. Genau läßt es sich indessen keinesweges bestimmen, wie groß der Antheil eines jeden Volkes oder einzelner ausgezeichneter Menschen an dieser wichtigsten Angelegenheit unserer Gattung sey; und hier ist wohl am wenigsten der Ort, wo eine solche vergleichende Prüfung angestellt werden kann. Das Verdienst der Britten um praktische Wissenschaft ist wenigstens von so großem Umfange, daß ihnen nicht leicht ein anderes Volk im gegenwärtigen Zeitpunkt ihren Rang in dieser Rücksicht streitig machen wird. Daß Macht und Einfluß allein diese gemeinnützige Erscheinung nicht hervorbringen, beweisen jedoch die Spanier und Portugiesen, deren geringer Betriebsamkeit wir es Schuld geben müssen, daß Brasilien, Peru und Mexico, nebst so vielen anderen weitläuftigen Besitzungen, uns kaum noch weiter als dem Namen nach bekannt sind, indeß man vergebens nach großen Männern und merkwürdigen Epochen in der Geschichte dieser Nationen forscht, denen die Wissenschaft wesentliche Entdeckungen und wichtige Fortschritte verdankte.

In der That setzt es schon einen Grad der Aufklärung und Einsicht voraus, diese Kenntnisse, auch nur in eigennützige Beziehung auf Privatvortheile oder Befriedigung kleiner Privatabsichten, einzusammeln und wieder bekannt zu machen. Wenn aber eine thätige Nation erst diesen Punkt gewonnen und diesen Grad der Einsicht wirklich erbeutet hat, alsdann läßt sich mit Recht von ihr erwarten, daß jedes Jahr neue Entdeckungen, neue Versuche ins Unbekannte zu dringen, und die Gränzen ihrer Geschäftigkeit weiter hinauszurücken, mit sich bringen werde.

Hinweggesehen von so vielen theils wissenschaftlichen, theils mechanischen Erfindungen, welche, mittelbar wenigstens und weil alle Theile unseres Wissens mit einander in der engsten Beziehung stehen, der kaufmännischen Betriebsamkeit und den durch sie in Umlauf gebrachten Ideen ihr Daseyn verdanken, hat insbesondere die Länderkunde seit einiger Zeit durch die Brittische Schifffahrt ihre Gränzen merklich erweitert. Die edelsten Unternehmungen, welche dieses Jahrhundert auszeichnen, die bloß in wissenschaftlicher Hinsicht entworfenen und mit so wunderähnlicher Geistesgröße ausgeführten

ten Welumschiffungen des unsterblichen Entdeckers, James Cook, haben von einer unbekannten Hälfte des Erdbodens den Schleyer hinweggerissen, der sie uns verhüllte. Die Beharrlichkeit, womit er dreymal nach einander seine vaterländische Insel verließ, um auf der Entdeckungsbahn weiter fortzurücken, hat seine Begeisterung dem ganzen Volke mitgetheilt, und ich stehe nicht an zu behaupten, das Auszeichnende seiner Todesart hat ihr ein vollendendes Siegel aufgedrückt. Erst von diesem Zeitpunkt an ist der Geist der Entdeckung neu erwacht; das große Muster hatte zur Nachfolge theils seine eigenen Zöglinge, theils andere Seefahrer gereitzt, die jetzt mit einander wetteiferten, die entferntesten Meere zu beschiffen, um den Beyfall ihrer Nation durch neue Entdeckungen und freymüthige Mittheilung derselben zu gewinnen. Derselbe Enthusiasmus ergriff auch diejenigen Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft, die keinen unmittelbaren thätigen Antheil an dieser Art der Erweiterung des menschlichen Wissens nehmen konnten: sie verbanden sich zur Unterstützung solcher kühnen Abentheurer, die es wagen wollten, in fernen Wildnissen und unter rohen

feindseligen Horden neue Kenntnisse einzusammeln; sie thaten patriotische Vorschläge, wie der ernste Zweck der wissenschaftlichen Aufklärung mit der menschenfreundlichen Vorsorge für die unglücklichsten Klassen unserer Gattung gepaart, wie die für den Staat durch ihre Vergehungen verlornen Mitglieder in einer anderen Weltgegend wieder zu nützlichen und arbeitsamen Bürgern umgeschaffen, und wie die Produkte der neuentdeckten Länder zum leichteren Unterhalte der im Joche der Knechtschaft seufzenden Schwarzen in Westindien benutzt werden könnten. Selbst die großen, monopolisirenden Handlungsgesellschaften fühlten jetzt, wie genau das Interesse der Wissenschaft mit ihrem Privatvortheile verbunden ist, oder legten wenigstens jene Geheimnißkrämerey bey Seite, die sie bisher bey dem Publicum nur verdächtig gemacht hatte, ohne ihnen Nutzen zu bringen. Die Ostindische Compagnie besoldete einen Geographen mit mehr als Königlicher Freygebigkeit, und ließ ihm freye Hand, den ungeheuren Schatz von Karten und Tagebüchern, die ihre Schiffscapitaine in ihren Archiven niedergelegt hatten, ohne Rückhalt öffentlich bekannt zu machen.

Die Hudsonsbay-Compagnie ergänzte aus ihrem Vorrathe, was diesem talentvollen Manne an Hülfsmitteln zur genaueren Kenntniß des Nordens von Amerika noch fehlen konnte. Ueberall schien die Ueberzeugung von der Gemeinnützigkeit der Wissenschaften in England so festen Fuß zu gewinnen, daß man sie jetzt als Zweck an sich, nicht bloß als Mittel, kultivirte. Cox, ein wohlhabender Privatmann, war auf eigene Kosten nach den Inseln des Südmeers geschifft; Duncan war von der Hudsonsbay-Compagnie zur vollständigeren Entdeckung der Amerikanischen Polargegenden ausgeschickt; die Regierung fertigte den Capitain Vancouver ab, um an der Nordwestküste die letzte Hand an das Entdeckungsgeschäft zu legen; Mac Cluer, den die Ostindische Compagnie von Bombay aus mit zwey Schiffen nach den Pelew-Inseln geschickt hatte, um dem alten König Abbathulle für die an Wilson bewiesene Gastfreundschaft ihre Dankbarkeit zu bezeigen und ihm zugleich die traurige Botschaft von seines Li-Bu's Tode zu hinterbringen, hatte sich kaum dieses Geschäftes entledigt und sein Tagebuch in China den nach England zurückkehrenden Ostindien-

fahrern anvertrauet, als er schon wieder auslief, um die noch zweifelhaften Umrisse von Neuguinea zu berichtigen; der so wunderbar gerettete Bligh endlich, dessen herrliche Ladung von Brotfruchtstämmen, die nach Jamaica bestimmt waren, durch den Aufruhr seiner Mannschaft ihre Bestimmung verfehlte, ward eben jetzt mit zwey Schiffen (Providence und Assistant) in derselben wohlthätigen Absicht nach den Inseln des stillen Oceans zurückgesandt; und Edwards erhielt den Auftrag, mit der Fregatte Pandora die Aufrührer aufzusuchen und zur verdienten Strafe zu bringen: ein Geschäft, womit die Untersuchung unerforschter Meeresgegenden sich schicklich vereinigen ließ.

§. 3.

Mackenzies Entdeckungen.

Wie viel die eben genannten Seefahrer zur Vollendung unserer geographischen Kenntnisse noch beytragen dürften, wird ein Zeitraum von wenigen Jahren ins Licht setzen. Bis jetzt ist nur erst von der Reise des Herrn Cox eine kurze Beschreibung erschienen, die man in der Geschichte der Reisen, die seit Cook an der Nordwest- und Nordost-Küste von

Amerika ꝛc. unternommen worden sind *), findet. Wie aber seit einigen Jahrzehenden die Erforschung neuer Länder, oder auch in dem besondern Falle der zweyten Cookischen Weltumschiffung die Gewißheit, daß ein so lange geglaubtes Südland nicht existire, die wesentlichsten Veränderungen sowohl in den Karten als in den geographischen Lehrbüchern erheischt und veranlaßt hat; so wird noch alljährlich, durch die von Zeit zu Zeit bekannt werdenden Entdeckungen und Berichtigungen die Gestalt und Lage des weniger sorgfältig untersuchten und zum Theil noch unbekannten Nordens von Amerika neue Karten nöthig machen, indem bereits dasjenige, was noch im vorigen Jahre als wahrscheinlich geglaubt werden konnte, jetzt durch die erlangte Gewißheit von Augenzeugen widerlegt worden ist.

Fest steht das Faktum: daß die Unmöglichkeit einer Nordwestlichen Durchfahrt, in einer schiffbaren Meeresgegend, erwiesen ist, wie es die Abhandlung über die Nordwestküste von Amerika im zweyten Bande dieser Sammlung unwiderleglich dargethan hat; und fest wird es stehen, bis eine neue Katastrophe der Erde Neptuns und Plutons Reichen neue

*) Berlin, 1792.

Gränzen absteckt. Damals aber blieb uns noch eine Hoffnung übrig, daß der große Cooksfluß mit dem neuentdeckten Sklavensee, und durch diesen mit den Seen und Flüssen, die nach der Hudsonsbay führen, in Verbindung stehen könnte; wir hatten auf solche Art eine Wahrscheinlichkeit vor uns, daß sich der Handel mit Rauchwaaren, auf die in Nordamerika längst übliche Methode, in kleinen Kähnen, die man zuweilen auf Strecken von einigen Meilen weit über Land schleppt, von der Hudsonsbay unmittelbar bis nach der Nordwestküste führen ließe. Allein diese Aussicht zu einem bequemen Waarentransport hat sich um vieles verschlimmert, seitdem die wahre Reiseroute des Pelzhändlers Mackenzie (S. Th. II. dieser Sammlung S. 205. u. f.) genau bekannt geworden ist. Da die Veränderungen, welche dadurch in der zweyten Ausgabe der von A. Arrowsmith herausgegebenen Weltkarte veranlaßt worden sind, von der bisher geglaubten Lage der dortigen Seen und Flüsse merklich abweichen, so wäre sehr zu wünschen gewesen, daß man das Tagebuch dieses unternehmenden Abentheurers dem Publikum mitgetheilt hätte. Dies ist aber noch nicht geschehen, obschon es in England angekommen und in den

Händen eines gewissen Herrn Simon Mac Tavish befindlich ist, der Herrn Arrowsmith erlaubt hat, nach den darin aufgezeichneten Angaben seine Karte zu verbessern. Um unser Publicum indessen diese wichtigen Entdeckungen nicht entbehren zu lassen, hat der Herr geheime Kriegessekretair Sotzmann sie auf der neuen diesem Theile beygefügten Karte eingetragen; und hier wird es zweckmäßig seyn, das wenige, was wir von dieser Reise wissen, kürzlich zu erzählen, um dadurch die neueste Entdeckungsgeschichte des Amerikanischen Nordens, so gut es angeht, zu ergänzen.

Man erinnert sich noch aus der Abhandlung über die Nordwestküste von Amerika, (Th. II. S. 205), daß der Kanadier Peter Pond, nachdem er 1787 nicht nur bis an den großen Sklavensee, sondern auch in einen sehr großen Fluß an dessen südwestlichem Ende gekommen war, seinen Gefährten Mackenzie daselbst zurückgelassen und den Rückweg nach Quebek genommen hatte. Damals glaubte er, und machte seine Muthmaßung bekannt, daß dieser Fluß kein anderer als der Cooksfluß seyn könne, welcher denn solchergestalt aus dem großen Sklavensee seinen Ursprung nehmen und die inländische

Schifffahrt zwischen dem Atlantischen und dem nördlichen stillen Meere sehr erleichtern müßte. Nach Mackenzies Tagebuche vom Jahr 1789 verhält es sich indeß mit diesem Flusse ganz anders; anstatt westwärts in das nördliche stille Meer, oder den großen Ocean zwischen Amerika und Asien, zu fallen, wendet er sich plötzlich gegen Norden, und fällt in das Eismeer. An der Stelle, wo dieser Fluß, den wir künftig den Mackenziesfluß nennen müssen, aus dem großen Sklavensee heraustritt, ist er noch zehn Englische Meilen breit; etwas weiter hinabwärts verengt er sich bis auf eine Englische Meile, und in der Länge seines Laufes wird er noch beträchtlich enger; fast überall aber finden wir in der Karte eine Tiefe angemerkt, die mit der Breite in Verhältniß steht. So z. B. wo der Fluß eine Englische Meile breit ist, beträgt die Tiefe nur viertehalb Klaftern; hingegen unter dem Polarkreise, wo er auf einer Strecke von drey Englischen Meilen zwischen zwey ungeheuern Abgründen sich hinunterstürzt, die nur um fünfhundert Schritte von einander getrennt sind, hat er eine Tiefe von funfzig Klaftern. In seinem Laufe nimmt er verschiedene andere Flüsse auf, deren

einige von beträchtlicher Größe sind. Zu beyden Seiten erblickt man an mehrern Stellen große Gebirgsrücken, worunter der Hornberg an der Ostseite, nicht weit von dem Orte, wo der Fluß den See verläßt, vermuthlich von seiner besonderen Gestalt den Nahmen hat. Weiter hinabwärts nach Westen findet man Gebirge mit glänzenden Steinen; etwas unterhalb des Polarkreises aber, und eine Strecke jenseits desselben, erst am östlichen, hernach am entgegesetzten Ufer, liegen Schneegebirge. Die Gewalt des Stroms ist stellenweise sehr verschieden: an einem Orte zischt das Wasser, wie in einem siedenden Topfe; jenseits desselben bemerkt man, daß der Strom an Geschwindigkeit merklich zunimmt, weiterhin aber wieder ruhiger fließt. In der Gegend der ersten Schneegebirge ist eine sehr stark abschüssige Stelle, von der Art, die man in den Nordamerikanischen Flüssen Rapids zu nennen pflegt, und die allenfalls mit den Fällen im Dnepr verglichen werden können, indem sie theils durch das schnelle Gefälle des Bodens, theils durch die im Flußbette hervorragenden Felsen verursacht werden. Unterhalb des zweyten Schneegebirges, etwa einen Grad jenseits des Polarkreises, soll nach

dem Berichte der Indianer das Meer sowohl gegen Osten als gegen Westen nicht weit entfernt seyn, welches vermuthlich die Ursache ist, warum man dieser Gegend den Namen Isthmus, oder die Erdenge, gegeben hat. Noch ehe man an diesen Isthmus kommt, bemerken die Indianer eine Stelle im Flusse, wovon sie sagen, es sey ein Manitu oder ein Geist darin, vermuthlich um mit diesem Ausdrucke die Bewegung eines dort etwa vorhandenen Strudels anzudeuten. Oberhalb der letzten Schneegebirge in 68° nördlicher Breite wird man keinen Baum mehr gewahr. Etwas weiter nordwärts kam man an verlassene Lagerstätten, die vermuthlich den Eskimos gehört hatten. Hierauf zerspringt der Fluß in mehrere Aeste, und fällt ungefähr unter dem 69sten Grade N. Br. in einen beynahe cirkelrunden Meerbusen, wo die Fluth am 12ten Julius 1789 sechzehn bis achtzehn Zoll stieg. In der Mitte dieses Busens liegt eine Insel, welche den Namen Wallfischinsel (Whale-Island) auf der Karte hat. In der Nähe derselben ist das Wasser fünf Klaftern tief. Ma Kenzie landete auf dieser Insel, und errichtete daselbst einen Pfahl, worauf er, zum Gedächt-

niß, daß er so weit gekommen, seinen Namen, die Anzahl seiner Mannschaft und seiner Kanots, nebst der nördlichen Breite der Insel, 69° 14′, anzeichnete. Nach Arrowsmith's Karte liegt diese Insel in 225° östlicher (135° westlicher) Länge von der Königlichen Sternwarte zu Greenwich. Ein See mit frischem Wasser wird in der nordwestlichen Gegend des Meerbusens angedeutet. Die Abweichung der Magnetnadel beträgt an der Mündung des Flusses oder auf der Wallfischinsel 36′ östlich.

Es erhellet aus diesen Angaben unwidersprechlich, daß nicht nur der höchste Norden von Amerika bis zum 69sten Grade der Breite ein zusammenhangendes festes Land bildet, wo keine Durchfahrt gedenkbar ist; sondern auch, daß zwischen dem Cooksflusse und dem großen Sklavensee keine unmittelbare Communication zu Wasser Statt findet. Nach den genaueren Angaben dieser Reise, zusammengehalten mit den Entdeckungen des Herrn Hearne, konnte nunmehr Arrowsmith auch die Lage des Sklavensees selbst ganz anders, als in der vorigen Ausgabe, bestimmen. Er verlegt ihn zwischen 61° und 62° N. Br., anstatt daß man ihn vorhin um wenigstens zwey Grade

nördlicher zu suchen hatte; und was die Länge betrifft, so füllt er damit einen Raum von ungefähr fünf und sechzig Seemeilen, zwischen 241° und 248° östlicher (119° und 112° westlicher) Länge. Diese Lage setzt es außer allem Zweifel, daß schon Hearne, auf seiner merkwürdigen Reise zu Fuß an das Eismeer, über die östliche Gegend des Sklavensees gekommen seyn muß, da man bisher immer geglaubt hatte, daß er den Arathapeskowsee berührt hätte. Dieser letztere aber liegt in der That weit südlicher, als die vorige Karte ihn angab, nämlich in 59° N. Br., und ist von ungleich kleinerem Umfange, als man ihn sonst, wegen der Verwechselung mit dem Sklavensee gezeichnet hatte, wiewohl er immer noch eine ansehnliche Größe behält, und von Osten nach Westen bey einer verhältnißmäßig geringen Breite wenigstens vierzig Seemeilen lang ist. Der 246ste und der 250ste östliche (oder der 114te und 110te westliche) Meridian sind die Gränzen seiner Länge, wodurch er also gerade südlich von dem östlichen Ende des Sklavensees zu liegen kommt. Der Sklavenfluß, welcher das Bindungsglied zwischen beyden Seen ist, berührt den Arathapeskow-

see in seiner westlichen Gegend und den Sklavensee in der Mitte seines südlichen Ufers.

Lage, Größe und Gestalt dieser beyden Seen sind also von dem, was man bisher davon wußte, sehr auffallend verschieden, und beyde, insbesondere der Sklavensee, liegen den Englischen Handelsposten an der Hudsonsbay viel näher, als wir sie in den letzten Karten noch angeben konnten. Dagegen bleibt der Fluß Arathapeskow auch jetzt noch in derselben Entfernung von der Nordwestküste, die man ihm zuvor schon angewiesen hatte, welches daher kommt, daß man ihn jetzt mit dem westlichen Ende des Arathapeskowsees verbindet, da er sonst so vorgestellt wurde, als ob er in die Südostgegend desselben fiele. Zwischen diesem Flusse und dem nächsten bekannten Punkte der Nordwestküste bleibt immer noch ein Raum von hundert und achtzig Seemeilen (oder 135 Deutschen Meilen) worin noch ansehnliche Entdeckungen zu Wasser und zu Lande gemacht werden können.

Um hier alles zusammenzufassen, was zur Erläuterung der neuen Karte erforderlich seyn möchte, müssen wir bemerken, daß der Punkt, wo

Hearne die Küste des Eismeers berührte, wieder in 71° nördlicher Breite angegeben worden ist, indem die Correction, die Herr Dalrymple hier hat anbringen wollen, vermöge deren dieser Punkt auf 68° 15′ hätte reducirt werden müssen, den Bemerkungen des Reisenden selbst widerspricht. Diese Aenderung macht es nunmehr auch wieder unwahrscheinlicher, daß aus der Repulsebay eine Durchfahrt in das Eismeer gehen sollte; mithin ist die punktirte Linie, womit sie angedeutet wurde, wieder weggelassen worden. Eben so wenig konnte der angegebene Umriß des großen Nordischen Archipelagus bleiben, da noch nicht die entfernteste Bestätigung der von Herrn Meares erwähnten Entdeckung der Schiffscapitaine aus Boston (Th. II. S. 123) eingegangen ist. Der erste vergleichende Blick auf unsere jetzige und die dem zweyten Bande dieser Sammlung beygefügte Karte wird übrigens den Unterschied zwischen beyden in Absicht auf die Lage und Gestalt der Gruppe von den fünf großen Seen im Innern von Nordamerika, und zugleich die Einzeichnung verschiedener kleinen Seen aus Longs Karte zur Erläuterung der Reisen eines Kanadischen Dolmetschers, hinlänglich darthun.

Ich eile nunmehr zu meinem eigentlichen Gegenstande, um den Leser in Stand zu setzen, den ganzen **Norden** des neuen Welttheils gleichsam auf einmal zu übersehen.

I. Geographische Umrisse.

§. 4.

Umgränzung des Eismeers.

Noch sind die Polarpunkte der Achse, um welche sich täglich unsere Erdkugel wälzt, dem Menschen unzugänglich geblieben. Um den **Nordpol** kann ein Kreis, der hundert und funfzig (Deutsche) geographische Meilen zum Radius hat, gezogen werden, ohne irgend ein bekanntes Land, die nördlichsten Inseln von **Spitzbergen** ausgenommen, zu durchschneiden; und nimmt man nicht den Pol selbst zum Mittelpunkte, so ist der unbekannte Raum eine Ellipse, deren größter Durchmesser sechshundert geographische Meilen, so wie der kleinere ungefähr dreyhundert und vierzig, enthält. Diesen Raum nennt man sehr schicklich das nordische **Eismeer**, indem er, auf welcher Seite man auch hineinzudringen versucht hat, jederzeit mit ungeheuren **Eisbergen** und

an einander hangenden Eisfeldern oder beeiseten Flächen bedeckt gefunden worden ist. Man hat zwar einzelne Beyspiele von so genannten Grönlandfahrern, oder Schiffen, die auf den Wallfischfang gegangen sind, daß sie zwischen **Spitzbergen** und **Grönland** bis auf wenige Grade, ja sogar bis auf einen Grad oder funfzehn geographische Meilen, vom Pol eine offene See gefunden haben; allein diese seltenen Ausnahmen berechtigen uns keinesweges zu hoffen, daß eine freye Fahrt nach dem Pol, und über denselben hin, zwischen dem alten und neüen Welttheile bewerkstelligt werden könne. In einem Sommer, welcher durch vorzüglich milde Witterung die Masse des Eises auf dem dortigen Meere beträchtlich verminderte, ließe sich vielleicht ein Wagestück von dieser Art unternehmen und ausführen; wüßte man nur immer im Voraus das Jahr zu bestimmen, welches zu einer solchen Schifffahrt am meisten verspricht! Die größte Schwierigkeit bey der Beschiffung des Eismeers liegt unstreitig darin, daß, allen Aussagen der Wallfischfänger gemäß, das Eis erst im September weggeschmolzen ist, wenn bereits die Aequinoktialstürme dem Seefahrer drohen, und ver-

möge der schiefen Richtung der Erdachse in ihrer Bahn um die Sonne, die ganze Polargegend in Begriff ist, in ihre sechsmonathliche Nacht zu versinken. Vom 21sten September an bis zum 21sten März herrscht ununterbrochene Finsterniß in einem Kreise von 23½ Graden der Breite, oder von dreyhundert funfzig (geogr.) Meilen rund um den Pol: eine Finsterniß, die durch Nebel und Sturm nur noch schrecklicher und gefahrvoller wird, und die erst im Winter, wenn alles vom Eise starrt, dem magischen Glanze des Mondes und der am reinen Himmel funkelnden Sterne weicht.

Das Eismeer hängt zwischen Europa und Amerika mit dem Atlantischen, und zwischen Asien und Amerika mit dem Kamtschatkischen Meere, durch dieses letztere aber mit dem großen Ocean, dem so genannten stillen Meere, zusammen; nur mit dem Unterschiede, daß zwischen dem Nordcap in Lappland und der östlichen Spitze von Altgrönland in Amerika die See noch über hundert und sechzig geographische Meilen breit ist, da hingegen die äußersten Spitzen von Asien und Amerika in der Behringsstraße sich bis auf dreyzehn Seemeilen, oder noch nicht volle zehn geographische

Meilen, einander nähern. Man begreift nun leicht, wie viel schwerer es seyn müsse, durch diese letztere Enge in das Eismeer zu kommen, als in der Gegend des Nordcaps oder der Grönländischen Küsten, zumal da sich das Land oberhalb der Meerenge zu beyden Seiten vom 70sten und 73sten bis zum 66sten Grade der Breite allmählich wie ein Trichter verengt, wodurch das aus dem Eismeere südwärts schwimmende Eis sich unfehlbar stauchen und unbeweglich werden muß. Hierzu kommt noch die geringe Tiefe des Meeres in diesem trichterförmigen Busen, welche nirgends über dreyßig Klaftern beträgt, und woselbst also die großen Eisberge oft genug fest sitzen müssen, da man sich leicht durch einen einfachen Versuch überzeugen kann, daß von einem jeden Stücke schwimmenden Eises im Seewasser nur der zehnte Theil der Masse herausragt, die übrigen neun Zehntheile hingegen unter die Wasserfläche sinken; mithin von einem Würfel Eises, der funfzig Fuß hoch über dem Wasser schwimmt, behauptet werden kann, daß er sich vierhundert und funfzig Fuß tief eintauchen müsse. Ein solcher Würfel braucht schon, um nur eben schwimmen zu können, eine Tiefe von

fünf und sechzig Klaftern, wenn er nicht etwa mit einem Eisfelde zusammenhängt, dessen ausgebreitete Fläche ihn emportragen hilft.

Die Küsten der alten Welt, oder Europens und Asiens, so fern sie den Rand des Eismeeres umschließen, sind nunmehr mit ziemlicher Bestimmtheit bekannt. Sie ziehen sich in einer Ausdehnung von mehr als 160 Graden der Länge, vom Nordcap an bis zum Ostcap, indem sie zwischen 63° und 78° mehrere tiefe Busen und Inseln, insbesondere aber die Insel Nowa Zemlja (das neue Land) bilden. Viele große Flüsse, die Dwina, die Petschora, der Ob und Jenisei, die Lena, Indigirka und Kowyma stürzen sich an dieser Küste in das Eismeer. Die Gruppe von beeiseten Inseln, die man unter dem Namen Spitzbergen kennt, liegt zwischen dem Nordcap, Nowa Zemlja und Altgrönland in der Mitte, dem letzteren etwas näher, und erstreckt sich bis über den 80sten Grad der Breite. Sie theilt also den Strom des Eismeeres zwischen Europa und Amerika in zwey engere Durchfahrten, wovon die westliche, zwischen Spitzbergen und Grönland, kaum sechzig Deutsche (geogr.) Meilen breit und oft des

gestauchten Eises wegen über dem 80sten Grade der Breite nicht schiffbar ist. Die natürliche Gränze zwischen dem Eismeer und dem Atlantischen Meere bilden die drey Inselpunkte: Island (Eisland), die Farö-Inseln und die Schetland-Inseln, welche zwischen Großbritannien und Altgrönland in schräger Richtung liegen.

Wir kommen nunmehr an die andere Hälfte der Umgränzung des Eismeeres, an die nördliche Küste des Amerikanischen festen Landes. Hier ist, außer einigen noch sehr schwankend angegebenen Punkten, Alles unbekannt. Die nördlichste Gegend, wo man die Küste des alten oder Ostgrönlands, Spitzbergen gerade gegenüber, gesehen hat, liegt im 79° nördlicher Breite, und etwa 9° westlich von Greenwich. Man weiß aber nicht einmal den Entdecker, sondern nur das Jahr der Entdekkung, 1670, anzugeben. Von diesem Punkte bis an das **Cap des Prinzen von Wales**, welches die westlichste Spitze von Amerika und die östlichste Gränze der Behringsstraße bildet, haben wir einen Zwischenraum von 159° der Länge, dergestalt, daß also die Küste der neuen Welt, welche das Eismeer umgiebt, mit der

Küste des alten Welttheils bis auf wenige Meilen gleiche Ausdehnung hat. Allein die einzigen jetzt noch bekannten Punkte dieser Küste sind die von Hearne 1771, und von Mackenzie 1789 entdeckten Mündungen des Koppermine (Kupfergruben-) und des Mackenziesflusses, wovon jene in 70° 45′ N. Br. und 248° östlicher (112° westlicher) Länge, diese aber in 68° 45′ N. Br. und 225° 30′ östlicher (134° 30′ westlicher) Länge angenommen wird.

Welche Meerbusen, welche Inseln und Vorgebirge auf einer so großen Strecke die nördliche Küste von Amerika bilden könne, und ob das Eismeer in seinem Mittelpunkte ganz offen, oder mit festem Eise immerwährend belegt, oder gar mit noch unbekannten Ländern ausgefüllt sey, bleibt künftigen Seefahrern zu entdecken übrig. Als Cook durch die Behringsenge gegen Norden schiffte, kam er nur bis zum Eiscap in 70° 29′ N. Br.

§. 5.

Grönland und Baffinsbay.

Die östlichen Küsten des Amerikanischen Welttheils gehen ungleich weiter nach Norden

hinauf, als die westlichen; man hat, wie schon gesagt, nicht nur die Küste von Ostgrönland bis zum 79sten Grade der Breite verfolgt, sondern auch jener große Busen, welcher nach seinem Entdecker die Baffinsbay genannt wird, steigt bis zum 78sten Grade und noch höher fort, wodurch es außer allem Zweifel gestellt wird, daß das Land, welches diese Bay umgränzt, sich noch weiter gegen Norden erstrekken muß.

Ob Grönland eine Insel sey, ob eine von den verschiedenen Buchten, die Baffin im nördlichen Theile eines Meerbusens entdeckte, entweder Whale- (Wallfisch) Sund, Sir Thomas Smiths Sund, Alderman Jones Sund oder Lancaster-Sund, eine Durchfahrt in das Eismeer eröffne, ist noch keinesweges entschieden, weil seit Baffins Entdekkung im Jahre 1616 diese Gegend nicht wieder besucht worden ist, und weil er auf seiner Fahrt zu schnell an der Küste forteilte, um sie genau aufnehmen oder erforschen zu können. Wie dem auch sey, von jenem nördlichsten Punkt an der Ostseite dieses Landes in 79° N. Br. läuft die Küste in südwestlicher Richtung bis an das Cap Farewell, welches in den Hol-

ländischen Karten Statenhoek heißt und in 59° 30′ N. Br. liegt. Die Vorgebirge und Häfen an dieser Küste, vom Cap Farewell an bis Island (Eisland) gegenüber, kennt man jetzt nur nach den aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert in Dänemark übrig gebliebenen Karten, indem das Eis, welches sich zwischen diesem Lande und Island seit einigen Jahrhunderten festgesetzt hat, die ehemals bewohnte und besuchte Küste unzugänglich macht. Die nördlicheren Punkte, welche man in den Karten angegeben findet, sind größtentheils von Holländern gesehen worden, ohne daß man die Entdecker genau anzugeben weiß. Auch der berühmte und unglückliche Hudson sah 1607 auf seiner ersten Reise diese Küste unter dem 73sten Grad N. Br., und nannte diese Gegend Hold with Hope (Halt an mit Hoffen).

Vom Cap Farewell westwärts, biegt sich die westliche Küste von Grönland bald wieder nach Norden um, und steigt in der Baffinsbay, wie schon gesagt, bis zum 78sten Grade der Breite hinauf. Dieser kalte Strich Landes, der insgemein West- oder Neugrönland heißt, wird noch von Europäern be-

sucht; die Dänen unterhalten daselbst Missionen, und haben zur Bequemlichkeit ihrer Wallfischfänger einige Posten angelegt. Baffins Meerbusen, der, wo er am breitesten ist, hundert und funfzig Deutsche geographische Meilen von Osten nach Westen hält, wird am Eingange, oder der so genannten Straße Davis, wieder beträchtlich enger, indem sich hier auf der westlichen Seite desselben, Westgrönland gegenüber, das Land in eine große Anzahl größerer und kleinerer Inseln zerstückelt, zwischen denen Cortereal, Frobisher, Davis, Weimouth, Hudson, Bylot und Baffin, Hawkbridge, Fox, James, Middleton und Andere mehr, verschiedene so genannte Straßen oder Meerengen und Einfahrten theils entdeckten, theils wieder aufsuchten und genauer bestimmten, in dem fruchtlosen Bestreben hier hindurch in das Meer, welches die Ostküste von Asien bespühlt, zu gelangen und die so sehnlich gewünschte Nordwestliche Durchfahrt, oder den kürzeren Weg nach China und Ostindien, zu entdecken. Frobisher entdeckte schon 1578 die Einfahrt, die man jetzt Hudsonsstraße nennt; er hielt sie aber für einen Weg, der ihn nur von seinem Ziele, der nord-

westlichen Durchfahrt, irre führte, und gab seinen Namen einer etwas nördlicher zwischen den Inseln gelegenen Enge. Diese Frobishers-Enge fand Davis im Jahre 1587 wieder, und ohne zu wissen, daß sie bereits entdeckt wäre, nannte er sie Lumleys Einfahrt (inlet.) Noch nördlicher hatte er schon zwey Jahre zuvor die Cumberlandsstraße gefunden. Allein anstatt auf diesem Wege westwärts vorzudringen, blieb es jederzeit das Loos dieser kühnen, ausdauernden und zum Theil schwärmerischen Seefahrer, wegen der strengen Witterung und der Unmöglichkeit zu überwintern, gerade dann auf ihren Rückweg zu denken, wenn sie eben die erwünschteste Aussicht vor sich hatten, Entscheidung und Gewißheit zu erlangen. Daher läßt sich noch immer die Möglichkeit behaupten, daß vielleicht jenseits des nördlichsten Punktes, den Fox im Jahr 1631 erreichte, eine Communication zur See mit dem Eismeere nach Westen hin, ungefähr in 69° oder 70° Nördlicher Breite, zu suchen sey.

§. 6.
Hudsonsbay, Labrador, Neufundland und Neuschottland.

Ein hundert und funfzig geographische Meilen westwärts vom Cap Farewell, oder der Südspitze von Grönland, befindet man sich im Eingange der Hudsonsstraße, deren linkes oder südliches Ufer einen Theil des so genannten Landes Labrador ausmacht. Das Cap Chidley am Eingange dieser Straße liegt ungefähr in 60°, und das Cap Digges an ihrem westlichen Ende in 62° 41′ N. Br., so daß sie auf einer Strecke von 15° der Länge, oder ungefähr hundert und zwanzig Deutschen Meilen, mehr als drittehalb Grade gegen Norden ansteigt. Vom Cap Digges an läuft die Küste plötzlich südwärts, und bildet den tiefen Busen, welcher unter dem Namen der Hudsonsbay bis beynahe zum 51sten Gr. der Breite hinuntergeht, an seiner westlichen Seite aber wieder über den Polkreis bis auf 67° 30′ N. Br. steigt, wo er sich in der runden Repulsebay endigt. Lange Zeit schmeichelte man sich, hier, durch die geräumigen Buchten am westlichen Ufer dieser Bay, eine Durchfahrt in die noch westlicher gelegene Ge-

gend des Eismeers zu finden; allein seitdem die Hudsonsbay-Compagnie die Stellen, die noch am meisten versprachen, von neuem hat untersuchen lassen, und am allerentscheidensten, seitdem einer ihrer Beamten, der jetzige Gouverneur Hearne, vom Churchill-Fort zu Fuß und in Kähnen bis über den 71sten Grad der Breite an das Eismeer gekommen ist, sind alle diese angenehmen Hoffnungen gänzlich vernichtet worden. Der lange Sund, der unter dem Namen Chesterfields oder Bowdens Einfahrt bekannt ist, mag indeß wohl mit den inländischen Seen in Zusammenhang stehen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der große See Dubant (Doobaunt) sein süßes Wasser durch einen starken Strom mit mehreren Fällen in diesen Sund ergießt. Die von Middleton entdeckte Repulsebay, wo man, zufolge einiger von Amerikanischen Wilden gezeichneter Karten, noch eine Durchfahrt in die westliche Gegend des Eismeers für möglich hielt, scheint doch gegenwärtig (vielleicht nach späteren Berichten?) wenig Hoffnung mehr zu geben, da schon Arrowsmith die auf der ersten Ausgabe seiner Weltkarte angedeutete Communicationslinie aus der zweyten weggelassen hat.

Der Umstand, daß das Eismeer etwa fünf und zwanzig Grade der Länge westwärts von der westlichen Umgränzung der Baffinsbay gesehen worden ist, giebt deutlich zu erkennen, daß die Ländereyen, welche diese Bay gegen Abend umschließen, wenn sie nicht aus Inseln bestehen, sondern zusammenhangend befunden werden sollten, nur einen schmalen Strich bilden können, der vom 79sten oder 80sten Grade nördlicher Breite an, ziemlich geradezu nach Süden herabläuft und nirgends über hundert, an manchen Stellen aber kaum funfzig Deutsche Meilen breit ist. Dieser dem Pol so nahe kommende Strich Landes kann, wenn sein Umriß erst bekannt seyn wird, dem Forscher wenig Neues darbieten, da die Natur gegen die Pole zu erstarrt und an Erzeugnissen verarmt zu seyn scheint. Ich glaube nicht, daß der Name **Amerikanische Polarländer**, den ich diesen Gegenden in meiner Karte beygelegt habe, leicht gegen einen schicklicheren vertauscht werden kann. — Die Länder, welche die Hudsonsbay gegen Abend umfangen, haben zwar bestimmte Benennungen, aber noch keine bestimmte Gränzen erhalten. Nordwärts und westwärts von der Repulsebay finden

wir des Prinzen Wilhelms Land, welches zugleich die Südwestgegend der Baffinsbay umgiebt. Zwischen diesem Lande und dem Churchillflusse, der in 58° 50′ Nördlicher Breite in die Hudsonsbay fällt, hat das Land den Namen Neu-Nord-Wales (Wallis), und von diesem Flusse südwärts bis an das südlichste Ende der Jamesbay den Namen Neu-Süd-Wales erhalten. Der Theil von Labrador, welcher an die Ostseite der Jamesbay stößt, gehört noch unter der Benennung East-Main oder des östlichen festen Landes zum Gebiete der Hudsonsbay-Compagnie, und es liegen daselbst verschiedene von ihren Handelsposten. Die westliche Gränze der oben genannten Länder, Neu-Süd- und Neu-Nord-Wales, ist gänzlich unbestimmt; zum Theil daher, weil diese Gegend noch nicht weiter westwärts, als bis zum Sklavensee, entdeckt worden ist. Das Meer von Kamtschatka mit der Behringsstraße ist das entfernteste Ziel gegen Abend, wohin sie sich erstrecken kann; allein nur künftige politische Verfügungen werden entscheiden dürfen, ob die Handelsprivilegien der Hudsonsbay-Compagnie sich von einem Oceane zum

andern ausdehnen sollen. Nimmt man den Strich Landes zwischen der Hudsonsbay und dem Sklavensee für das erkannte Gebiet der Compagnie an, so sehen wir in ihren Händen schon eine ungeheure, von unzähligen Seen und Flüssen bequem durchschnittene Fläche, die mehr als funfzigtausend Quadratmeilen enthält.

Labrador, sonst auch **Neu-Britannien**, das schon 1601 durch **Cortereal**, im achten Jahre nach der Wiederkehr des großen **Columbus** von seiner ersten Reise, entdeckte Land, dessen Ostküste sich von dem **Cap Digges** an südostwärts bis beynahe in 50° N. Br. erstreckt, ist gleichsam ein zwischen der Hudsonsbay, dem Atlantischen Meere und dem Meerbusen St. Lorenz eingeschlossenes Dreyeck. Seine äußere oder Ostseite ist gegen zweyhundert und siebzig Deutsche Meilen lang, und der ganze Flächeninhalt könnte leicht 20,000 Deutsche Quadratmeilen betragen. Seinem südöstlichen Vorgebirge, dem **Cap Charles**, gegenüber, durch die enge Straße Belleisle getrennt, liegt die, wegen ihrer vielen vortrefflichen Häfen den Europäischen Seemächten so wichtige, mit Sandbänken umgebene Insel **Neufundland**, (Newfoundland, Fr. *Terre-*

neuve) und verschließt den Eingang in den Meerbusen St. Lorenz, bis auf die Enge, die sie mit der südlich gelegenen, kleineren Insel Cap Breton formirt. Schon im Jahre 1497 entdeckte Johann Cabot diese Insel. Den ersten Punkt, der ihm zu Gesichte kam, nannte er primera vista, zuerst gesehen, woher vielleicht eben erst oder neu gefunden und Neufundland, entstanden ist; dem ganzen Lande aber gab er, wegen der Menge Kabbeliau, womit die dortige Meeresgegend angefüllt ist, den Namen Terra de Baccalhaos.

Der schöne, große Sanct Lorenzstrom kommt von Südwesten herab, um sich in den Meerbusen dieses Namens zu ergießen, dessen südliche Küste dann wieder südostwärts fortstreicht, bis sie sich in der Gegend der Insel Cap Breton, die ehedem Isle Royale hieß, ein wenig nordostwärts heraufbiegt. Cap Breton hat einen Flächeninhalt von hundert und zwölf Deutschen Quadrat-Meilen; es streckt seine langen Landspitzen dem gegenüber liegenden Neufundland entgegen, und wird vom festen Lande durch die enge Durchfahrt (gut) von Canso getrennt.

Von dieser Gegend an behält nun die Ostküste des neuen Welttheils im Ganzen genommen eine südwestliche Richtung, die sich erst in Florida unter 31° N. Br. wieder ändert. Der Enge Canso gegenüber finden wir zuerst die Halbinsel **Neuschottland** (Nova Scotia), sonst Acadien genannt, die bereits 1524 von dem in Französischen Diensten stehenden Florentiner Verazzani entdeckt worden ist. Das ehemals zu dieser Provinz gehörige, von derselben durch den Meerbusen Fundy getrennte und gegen Norden durch den St. Lorenzfluß begränzte Gouvernement **Neubraunschweig** (New Brunswick) und die Insel Cap Breton mit eingerechnet, beträgt ihr Flächeninhalt 1959 Deutsche Quadratmeilen. Neubraunschweig wird gegen Süden durch eine Gränzlinie abgeschnitten, welche von dem Flusse Ste. Croix in der Bay Fundy nordwärts bis an das so genannte Hochland im 48° 45′ N. Br., dann aber westlich bis an den St. Lorenzfluß geht, den sie oberhalb Montreal berührt. Alles was südwärts von dieser Gränze an der Seeküste liegt, gehört schon in das Gebiet der vereinigten Amerikanischen Staaten.

§. 7.

§. 7.

Canada und die Westlichen Länder.

Als der Französische Entdecker Jaques Cartier im Jahr 1535 den St. Lorenzstrom entdeckte und hinaufwärts schiffte, hörte er die Wilden ihre Dörfer oder beysammen liegenden Hütten Canada nennen, und gab dem Lande, das er zum erstenmal den Europäischen Abentheurern bekannt machte, diesen Namen, der ihm auch bis jetzt geblieben ist *). Die Gränzen dieser gegenwärtig unter Englischer Botmäßigkeit stehenden Provinz lassen sich schon mit ziemlicher Genauigkeit bestimmen; sie liegt zwischen den Amerikanischen vereinigten Staaten und den Ländereyen der Hudsonsbay-Compagnie gleichsam eingeschlossen. Diese letzteren, welche den untersten Theil des großen Meerbusens dieses Namens, oder der Jamesbay, umschließen, scheiden sich von Canada durch die natürliche Gränze eines gebirgigen Gürtels, welcher vom Lande Labrador bis in

*) S. Discours du Voyage de *J. Cartier* aux Terres neuves, les Canades etc. 8. Rouen, 1598. J. R. Forsters Geschichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden. Frankfurt an der Oder, 1784. 8. S. 502.

den funfzigsten Grad der Breite nach Süden geht, dann einen Bogen nach Westen macht, hierauf sich wieder bis zum 48sten Grade der Breite senkt, und endlich nochmals eine große Strecke weiter gegen Abend in 50° den See Superior von der Hudsonsbay trennt. Der St. Lorenzfluß, den man von seiner Mündung bis an seinen Ursprung im See Ontario in südwestlicher Richtung hinaufsteigen muß, bildet die südliche Gränze von Canada. Bis Montreal liegen Englische Besitzungen zu beyden Seiten des Flusses; nämlich an der Nordseite Canada, und an der Südseite Neu-Braunschweig. Jenseits dieses Ortes aber wird der Fluß die Gränze zwischen Canada und den vereinigten Amerikanischen Staaten. Dem Friedensschlusse von 1783 gemäß, geht diese Gränzlinie fort durch die Mitte der vier großen Seen: **Ontario, Erie, Huron** und **Superior**, durch den **Langen-** oder **Regensee** (Lac la Pluye), oberhalb des großen **Trageplatzes** (grand Portage), bis an die Nordwestspitze des **Waldsees** (*Lac des Bois*, L. of the Woods), und von da westlich bis an den Mississippi; worauf sie längs der Mitte dieses Flusses bis 31° N. Br. hinabsteigt, ehe

sie sich ostwärts über den beyden Floridas und wieder an das Atlantische Meer begiebt. Das Gebirge, welches so nahe am nördlichen Ufer des Sees Superior sich hinzieht, und jenseits dessen der Regensee schon nordwestlich liegt, dürfte indeß mit Recht das weitere Hinausrücken der Gränzen von Canada nach Westen hin verbieten. Doch auch alsdann bleibt mit dieser Benennung ein Land von ansehnlicher Größe bezeichnet, dessen Umfang nicht viel weniger als 20,000 Quadratmeilen fassen kann. Einzelne Thäler abgerechnet, die sich weit nach Norden hin erstrecken, ist der 50ste Grad der Breite seine nördlichste Gränze, so wie der 43ste die Spitze zwischen den Seen Erie und Huron berührt, die am weitesten nach Süden geht.

Wenn man vom See Superior eine Linie nach Nordwesten zieht, so berührt sie das Eismeer ungefähr an dem Punkte, wo **Mackenzie** auf dem von ihm neuentdeckten Flusse dazu gelangte. Ostwärts von dieser Linie, liegen unzählige Seen und Flüsse zwischen derselben und der Hudsonsbay; westwärts aber ist alles eine unbekannte Wildniß, bis an die Küsten des nördlichen stillen Meeres (großen Oceans). Viele der hier befindlichen Seen haben schon

oft ihre Namen verändert; und die wenigen Punkte abgerechnet, welche von den Beamten der Hudsonsbay-Compagnie astronomisch bestimmt worden sind, bleiben die meisten Angaben der Rauchhändler von der Lage und Richtung, Gestalt und Größe dieser Gewässer noch äußerst unzuverlässig.

Der Fluß, auf welchem **Mackenzie** das Eismeer erreichte, die Mündung dieses Flusses, das Eiscap, wo **Cook** des Eises wegen nicht weiter konnte, sodann, von diesem Vorgebirge an, der Umriß des Landes nach Süden hin, durch die Behringsstraße, um die Landzunge Alaska, und ostwärts, den Cooksfluß und Prinz Wilhelms Sund vorbey, bis an die Admiralitätsbay, sind die Gränzen der nordwestlichen Extremität von ganz Amerika, des Theiles nämlich, womit sich dieser Welttheil dem nordöstlichen Asien nähert. Wenn man die Länder um die schmale Landzunge Alaska abrechnet, liegt diese ungeheuer große Landmasse fast gänzlich jenseits des 60sten Grades der Breite, und steigt an einigen Orten, so viel wir jetzt wissen, wenigstens bis über den 70sten gegen den Pol hinauf. Der Flächeninhalt kann vielleicht mehr als vierzigtausend Deut-

sche Quadratmeilen betragen, wovon außer den eben erwähnten Küsten auch nicht ein Fuß breit bekannt ist. Die wenigen Punkte dieses nördlichen Landes, welche durch Russische Seefahrer und Pelzhändler entdeckt worden sind, blieben bis auf Cooks Reise ungewiß und unbestimmt; allenfalls hatten Behrings und Tschirikofs Entdeckungen vor den übrigen den Vorzug einer größeren Zuverlässigkeit. Dem großen Brittischen Weltumsegler gebührt das Verdienst der ersten genaueren Beschiffung und Aufnahme dieser Küste, wovon seitdem nur einige Theile vollständiger erforscht worden sind. Es wäre überflüssig, mich hier auf Erörterungen einzulassen, und die einzelnen Einbusen, Vorgebirge und Inseln der Reihe nach zu nennen, wovon man eine so umständliche Nachricht in den Reisebeschreibungen der neuen Seefahrer finden kann. Mein Zweck kann hier nur dahin gehen, das Allgemeine zusammenzufassen und den Leser auch dort, wo Abschweifungen in das Umständlichere unvermeidlich sind, stets wieder darauf zurückzuführen.

Verfolgt man von der Admiralitätsbay die Nordwestküste von Amerika, die man von 60° bis 40° N. Br. eigentlich mit dem Namen,

den ihr erster Entdecker, Sir Francis Drake, ihr ertheilte, Neu-Albion nennen sollte, so wird man gewahr, daß fast alles daselbst erst seit der letzten Cookischen Schifffahrt bekannt geworden ist. Nicht leicht wird man eine Seeküste finden, die auf einer Strecke von zwanzig Graden der Breite so viele schon bekannte vortreffliche Häfen aufzuweisen hätte, und dabey noch so viele künftig zu entdeckende verspräche. Bestätigt es sich, daß hier ein großer Theil der bisher für festes Land gehaltenen Entdeckungen nur aus Inseln von verschiedener Größe besteht, und führt insbesondere die merkwürdige von Duncan und Meares gesehene Einfahrt des Juan de Fuca zu einem großen Busen des Meeres, der sich hinter den äußeren Küsten tief in das Land erstreckt, so hat die Schifffahrt nebst dem Handel aus dieser Gegend noch wichtige Erweiterungen und Vortheile zu hoffen. Schon die jetzt durch Meares, Barclay, Hanna, Portlock, Dixon, Duncan, Colnett, Douglas u. a. m. entdeckten Häfen in der Gegend, wo die Küste einen Busen nach Osten macht und die Königin-Charlotten-Inseln vor sich liegen hat, insbesondere der Buccleughsund, der Ste-

phenssund, der Nepeansund mit den Inseln der Kronprinzessin, der Fitzhughsund, der Königin-Charlotten-Sund, und der Nutkasund, ohne die nördlich von dieser ganzen Strecke gelegenen Häfen zu rechnen, bieten dem Geographen, der nicht bloß an dem Vorhandenen sich genügen läßt, sondern auch über dessen höheren Zusammenhang mit den wirkenden Ursachen seines Entstehens nachzudenken gewohnt ist, eine reichhaltige Quelle künftiger Ergänzungen der physikalischen Erdbeschreibung dar.

Die innere, zwischen dieser Küste und der Reihe bereits entdeckter Landseen eingeschlossene Gegend, kann nur so lange unbekannt bleiben, als es die Betriebsamkeit unternehmender Kaufleute nicht belohnt, die im 50sten Parallelgrade vom See Superior bis an die Küste von Neu-Albion noch etwa dreyhundert und vierzig Deutsche Meilen lange Strecke zu durchdringen. Weiter nordwärts ist die Entfernung des letzten Postens der Hudsonsbay-Compagnie von dieser Küste noch ungleich geringer. Hudsons Haus am Flusse Sask-aschawan liegt in 53° N. Br. und in 106° 27′ westlicher (253° 33′ östlicher) Länge.

Allein seit Kurzem hat man noch viertehalb Grade weiter gegen Westen, und etwa fünf und vierzig Englische Meilen nördlicher, an demselben Flusse den neuen Posten Manchester Haus angelegt, welcher folglich von dem östlichen Punkte der Küste Neu-Albions in eben demselben Grade der Breite (53° 45′) in gerader Linie nur hundert sechzig Deutsche Meilen entlegen seyn kann. Vom Mackenzies-flusse aber in 61° N. Br., nicht weit von dem Orte, wo er aus dem Sklavensee hervortritt, bis an die Küste, wo der Kreuz-sund, Portlockshafen, Salisbury- und Norfolkssund, Banks- und Bukarelli-Hafen, Nepeansund, u. s. w. alle beynahe in gleichem Abstande, oder in einem Bogen liegen, beträgt die Distanz nur hundert fünf und dreyßig Meilen. Endlich liegt der allerletzte Posten der Hudsonsbay-Compagnie, Peace-river-fort oder das Fort am Friedensflusse, welcher in das Südwestende des Arathapeskow (oder auch Arabaska-) Sees von Südwesten heraufkommt, nach Arrowsmiths Angabe ungefähr in 58° 15′ N. Br. und 241° 15′ östlicher Länge, mithin 12° 18′ westlicher als Hudsonshaus, und kaum hundert Deutsche

Meilen vom Nepeansund. In dieser Gegend also läßt sich ein Punkt denken, wo die an der Küste ins Meer fallenden Flüsse mit denen, die sich nach dem Sklaven- und Arathapeskowsee ziehen, auf einer gemeinschaftlichen Höhe entspringen und vermittelst eines Trageplatzes den kühnen Pelzhändlern ihren Waarentransport erleichtern können.

Der 40ste Grad der Breite kann gewissermaßen als die südlichste Gränze desjenigen Landes gelten, welches wir hier unter dem Namen des Nordens von Amerika beschreiben. Philadelphia an der Ost-, und das Vorgebirge Mendocino an der Westküste dieses Welttheils, liegen beide in dieser Breite, und sind folglich die äußersten Punkte dieses Parallelkreises, so fern er Amerika berührt. Allein theils die Natur, theils die Politik verbietet uns, die Gränzen der Länder in geraden Linien abzustecken; die Richtung der Gebirge und der Lauf der Flüsse zwingen uns, bald höher gegen Norden hinauf, bald weiter südlich hinabwärts zu steigen. Der eben angegebene Parallelkreis durchschneidet schon alle die Flüsse, die sich aus dem Norden in die Spanischen Provinzen Louisiana, Neu-

mexico und Neuleon ergießen: den Rio Colorado, den Rio Bravo und den Mississippi. Unweit der Quellen des letzteren, die dreyßig bis funfzig Deutsche Meilen westwärts vom See Superior in 47° N. Br. liegen, nimmt auch der Oreganfluß seinen Ursprung, der seinen Lauf nach Westen richtet und von dem man schon lange glaubt, daß er sich in das muthmaßliche **Westmeer** an der Küste von Neu-Albion, ziemlich in einerley Breite mit Juan de Fucas Einfahrt (48° 30′ N. Br.), ergieße. Aus meiner Abhandlung über die Nordwestküste von Amerika, in dem zweyten Theile dieser Sammlung, erhellet zur Genüge, daß die Gränze der Spanischen und Englischen Besitzungen in dieser Gegend noch streitig ist, und daß man sogar im letzten Friedensschlusse die Bestimmung derselben vermieden hat. Wo also die Linie von der Küste Neu-Albions bis an den Mississippi zu ziehen sey, welche den Brittischen Norden von Spaniens Amerikanischen Reichen trennt, muß späteren Zeiten zur Entscheidung aufbehalten bleiben.

Rechnen wir nun die Länder zusammen, die den **Norden von Amerika** jenseits der

Spanischen Besitzungen und der neuen Republik der vereinigten Staaten ausmachen, so haben wir eine Oberfläche von 185,000 bis 190,000 geographischen Quadratmeilen, zwischen 40° und 80° Nördlicher Breite, und zwischen 10° und 170° Westlicher Länge. Von dieser Oberfläche müssen wir jedoch fünf bis sechstausend Quadratmeilen für den Flächeninhalt der zahlreichen großen und kleinen Seen und Flüsse abziehen, welche dieses Land so reichlich mit frischem Wasser versorgen und die Communication darin so sehr erleichtern. Nach dieser Verminderung bleibt ein Land übrig, welches mit Europa, wenn wir dessen Flächeninhalt nach Herrn Crome zu 174,090 Quadratmeilen annehmen, völlig gleiche Größe hat, wiewohl es im Ganzen genommen viel weiter gegen Norden liegt. Indeß faßt auch der gemäßigtere, bewohnbare Strich dieses weitläuftigen Gebietes, zwischen 43° und 51° N. Br. eine Oberfläche von 66,500 Quadratmeilen in sich, die in Europa nur von dem Russischen Reich an Größe übertroffen wird. Um diese Größe mit einer anderen in Amerika selbst zu vergleichen, verdient hier wohl bemerkt zu werden, daß der ganze Flä-

cheninhalt der vereinigten Staaten 62,500 Quadratmeilen beträgt, von denen 4,980 Quadratmeilen für die Gewässerfläche, und 21,462 Quadratmeilen für das noch unveräußerte Staatseigenthum, welches zur Tilgung der Nationalschuld bestimmt ist, abgerechnet werden müssen, da denn für die vereinigten Provinzen 36,058 Quadratmeilen zwischen dem 49sten und dem 30sten Grade der nördlichen Breite übrig bleiben *).

Diesen Seitenblick wird man uns um so viel eher verzeihen, da er zur Beurtheilung des künftigen Flors der neuen Welt einen so brauchbaren Maßstab giebt. Ein fruchtbares Land, größer als Frankreich, Spanien, Portugal, die Schweiz, die Niederlande und Deutschland zusammengenommen, in einem gemäßigten Himmelsstriche, von zahlreichen, schiffbaren, leicht zu verbindenden Flüssen und Seen nach jeder Richtung durchschnitten, mit vielen geräumigen sicheren Häfen versehen, reich an Produkten des Bodens, die unter gesitteten Menschen zu den allgemeinsten Bedürfnissen gehören, bewohnt von drey Millionen

*) *Morse*, American Geography, Elizabethtown, 1789. 8. p. 35.

(3,083,600) thätiger, unternehmender, arbeitsamer, Handel treibender, freyer Bürger, Europäischer Herkunft und einfacher Sitten, deren Anzahl sich außerordentlich schnell vermehrt: welch ein Schauspiel verspricht es nicht unserem Welttheil und seinen Bewohnern, die auf dem langen Wege von der ursprünglichen Wildheit zur Cultur, sich durch die Gräuel der Knechtschaft und der feudalischen Barbarey hindurcharbeiten mußten und manche unvertilgbare Narbe davon getragen haben, um ihre Brüder jenseits des Atlantischen Meeres in Stand zu setzen, dort anzufangen, wohin sie bis jetzt mehrentheils vergeblich strebten! —

II. Physische Beschaffenheit.

§. 8.

Wassersammlungen.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß der Norden von Amerika ein wasserreiches Land ist, und von seinen unzähligen Flüssen und Seen den unterscheidenden Charakter entlehnt, der ihn vor allen anderen Ländern der alten und der neuen Welt

besonders auszeichnet. In Europa ist Schweden nebst Finnland, was diesen Punkt betrifft, dem Lande, das wir beschreiben, noch am ähnlichsten; doch unterscheidet es sich theils durch seine höheren und steileren Gebirgsketten, theils durch seine Lage, die, Schonen ausgenommen, größtentheils innerhalb des 60sten Grades der Breite eingeschlossen ist, theils endlich durch seinen verhältnißmäßig unbedeutenden Umfang. In Asien findet man zwar auch eine Kette von Landseen zwischen dem schwarzen und dem Ochotskischen Meere; aber nur in weiten Entfernungen hingestreuet. Von diesen ist der Caspische See bey weitem der beträchtlichste, und hat zugleich die südlichste Lage. Der Aralsee, in geringer Entfernung gegen Osten, und nach jenem der größte, hing wohl unstreitig ehedem mit ihm zusammen; so wie einst vermittelst des Möotis das schwarze Meer vermuthlich mit dem Caspischen See zusammenfloß. Die kleineren Seen, Telegul, Kabankulak, Schakurlik, Balchasch, Aluktugul und Kjurga führen von hier im Bogen hinaufwärts zum Saissan, durch den der Irtyschfluß seinen Lauf nach Tobolks nimmt. Der Oleitusee, aus welchem der Selengofluß entspringt, der

Tschintalas und der Kosogolsee liegen ebenfalls nordöstlich über einander nach dem weit grö=ßeren, noch nördlicher gelegenen Baikal hin, von welchem südöstlich einige andere kleinere Seen angetroffen werden. Allein, wenn man bedenkt, daß außer dem Caspischen See, dem Aral und dem Baikal, die übrigen von unbe=deutender Größe sind, und zwischen 40° und 50° N. Br. auf einer Strecke von fünf und siebzig Längengraden vereinzelt und ohne Ver=bindung liegen, so bedarf es keiner weitläuf=tigen Erörterung, um die Verschiedenheit zwi=schen Asien und Amerika in Absicht der Wasser=menge darzuthun. Dazu kommt noch, daß der Aral und der Caspische See, vielleicht auch einige von den kleinern, die ich eben nannte, ein stark gesalzenes Wasser enthalten, weshalb man es allenfalls entschuldigen kann, daß ein Landsee, wie der Caspische, so oft ein Meer genannt worden ist, obgleich schon Aristoteles die Unschicklichkeit dieser Benennung geta=delt hat.

Die Gewässer in Nordamerika hat die Natur mit so freygebiger Hand gespendet, daß sie, nach aller Wahrscheinlichkeit, eine Fläche von mehr als 15,000 Quadratmeilen bedecken.

Der See Superior allein enthält 2,025 Quadratmeilen, also beynahe den siebenten Theil dieser Größe. Bei dem ersten Blick in die Karte muß die Gruppe von fünf großen Seen jedem auffallen, die gleichsam zwischen beyden Küsten in der Mitte, jedoch der östlichen näher, zwischen 42° und 49° der N. Br. den großen Wasservorrath enthält, den der einzige St. Lorenzstrom dem Ocean zuzuführen scheint. Mehr als vierzig Flüsse, Bäche und kleinere Seen, worunter der Alemipigon oder Nipegon der vornehmste ist, stürzen ihre Fluthen in das große Becken des Sees Superior, des höchsten, größten, nordwestlichsten in dieser Gruppe. Sein reines klares Wasser besitzt eine der Luft ähnliche Durchsichtigkeit, so daß man bey stillem Wetter das ungeheure Felsenbett, worauf es ruhet, in einer Tiefe von mehr als sechs Klaftern mit allen seinen Unebenheiten deutlich erblickt. Dabey erzählt man von seiner Temperatur, daß in der Mitte des Sommers das Wasser eine Klafter tief unter der Oberfläche einen dem Gefrierpunkte nahen Grad der Kälte hat. Die Stürme, die hauptsächlich von Nordwesten her die furchtbarsten Wellen auf dem See erregen, kühlen die Luft, zumal

an der Südseite des Sees, nachdem sie über seine ungeheure Wasserfläche hingestrichen sind, in dem bemerklichen Grade, daß daselbst gewisse Pflanzenarten nicht fortkommen und insbesondere der so genannte wilde Reiß (Zizania aquatica?) keinen reifen Samen trägt. Die Inseln dieses Sees, Isle Royale, Maurepas, Phelypeaux und Pontchartrain, sind von beträchtlichem Umfange; die erstere ist gegen zwanzig Deutsche Meilen lang und an einigen Stellen wohl acht Meilen breit.

Der große, längliche, nach Süden hin bis zum 41sten Grade der Breite sich erstreckende See **Illinois**, der jetzt gewöhnlicher der **Mischigan** (Michigan) genannt wird, ergießt sich wenige Meilen südlicher als der See Superior, und mit diesem, in den **Huron-See**, welcher zweyhundert Deutsche Meilen im Umkreise hält und ein nach Süden zugespitztes Dreyeck bildet. Die Enge und die Fälle von **St. Marie** bilden den Zusammenhang desselben mit dem Superior, die Straße **Mischillimakinak** hingegen den mit dem Mischigan-See. Jene Fälle tragen beynahe mit Unrecht ihren Namen, indem sie in einem Kanot, wenn ein erfahrner Steuermann es führt, ihrer Abschüssigkeit un-

geachtet befahren werden können; der Indianische Name der anderen Durchfahrt aber bezeichnete ursprünglich eine kleine Insel in ihrer Mitte, die einer Schildkröte an Gestalt ähneln soll, und deshalb von den Tschippewähs Mischillimakinak genannt worden ist. Der feste Posten dieses Namens, der Sammelplatz vieler südlichen, westlichen und nordwestlichen Stämme der Eingebornen, die dort mit den Rauchhändlern ihre Waaren umzusetzen pflegen, liegt auf einer Landspitze, in welche sich die hohe Ebene zwischen dem Huron- und dem Mischigan-See endigt. Eine lange schmale Insel erstreckt sich im Huron-See nahe am nördlichen Ufer von Osten nach Westen; sie ist den Indianern heilig, und heißt in ihrer Sprache: **Manitu-alin**, der Aufenthalt der Geister.

Aus der Südspitze des Huron ergießen sich die vereinigten Gewässer des Sees Superior und des Mischigan-Sees durch den Huronfluß in den kleinen runden See St. Clara (St. Claire), der gegen zwanzig Deutsche Meilen im Umkreise hat, und von ansehnlicher Tiefe ist. Unglücklicher Weise erschwert den Waarentransport eine Sandbank, die seine Mitte ganz

durchschneidet, und über welche kein beladenes Boot gehen kann. Unterhalb dieses Sees führt ein ruhiger, langsamer, tiefer Strom, Detroit, oder die Enge genannt, an dessen westlichem Ufer die Stadt gleiches Namens liegt, die Wassermasse weiter in den See von Oswego, der jetzt durchgehends Erie heißt.

Der Erie-See hat zwischen 41° und 43° N. B. eine Länge von sechzig Meilen von Südwesten noch Nordosten, bey einer Breite von zehn bis zwölf, wo er am breitesten ist. Die Gewässer nehmen hier allmählich eine, ihrer bisherigen beynahe entgegen gesetzte Richtung; denn der Fluß, durch welchen sie sich nunmehr in den See Ontario ergießen, kommt aus der Nordostspitze des Erie-Sees, und geht in gerader Richtung nach Norden. Seine ganze Länge beträgt nur sechs bis sieben Deutsche Meilen; und etwa viertehalb Meilen nordwärts von dem Orte, wo er aus dem Erie-See hervortritt und fünfhundert Schritte breit ist, bildet er jenen bewunderungswürdigen **Wassersturz von Niagara**, wo die Gewässer der vier obern Seen unaufhörlich über einen senkrechten Abgrund von hundert und vierzig Fuß — ein Anblick von unnennbarer Größe! —

hinunterrollen, und das brausende Getöse ihres Falles auf zehn Deutsche Meilen weit im Umkreise erschallen lassen. In der nächstfolgenden Strecke von anderthalb Meilen hat das Erdreich noch einen Abhang von hundert und funfzig Fuß, wodurch hier eine schnelle ungestüme Strömung über die zerstreueten Felsenstücke hin, im Flusse **Niagara** verursacht wird. Das Fort dieses Namens liegt bey seinem Ausfluß in den **Ontario**, am östlichen Ufer. Dieser länglichrunde See, kleiner als die bisher beschriebenen, indem er nur hundert und zwanzig Meilen im Umkreise hält, empfängt noch an der Südostseite durch den Oswegofluß die Gewässer des kleinen Onondago-Sees, und ergießt sich dann an seiner nordöstlichen Spitze in den Fluß **Iroquois**, der sonst, wie der Ontario-See, **Cataraqui** zu heißen pflegte, und etwa vierzig Meilen weiter (bey der Stadt Montreal) den Namen des St. **Lorenzflusses** annimmt. Auf seinem nordöstlichen Laufe längs der ganzen Provinz Canada nimmt er die Gewässer verschiedener Seen auf, die theils innerhalb der Gränzen der vereinigten Staaten, wie die Seen **Champlain** und **George** (ehedem St. Sacrement), theils nordwärts,

wie der Nipissing, der Temiskaming, der Beauharnois, der Schwan-, der St. Peter-, der St. John-, der Peritibi-, der Manikuagon-See, und andere mehr, an der Gränze von Labrador und dem Gebiete der Hudsonsbay-Compagnie belegen sind.

Wenn man die Wassermenge berechnet, welche in diesen Seen enthalten ist, und damit vergleicht, was der einzige Kanal des St. Lorenzflusses davon in den Ocean ableiten kann, so scheint es außer Zweifel zu seyn, daß die Verdünstung der Seen der Sammlung der Wassertheilchen ziemlich das Gleichgewicht halten müsse. Augenscheinlich kann, weil der See Superior viel größer als die folgenden, niedriger gelegenen Seen ist, nur derjenige Theil des Wassers abfließen, welcher über dem niveau der Fälle von Ste. Marie liegt; allein es giebt nach aller Wahrscheinlichkeit beträchtliche Vertiefungen in dem Boden des Sees, aus welchem folglich das Wasser durch diesen Weg niemals verrinnt. Dasselbe gilt auch von den anderen Seen, und die Natur treibt also hier unaufhörlich ihr großes, dem Menschen unerreichbares Werk, das Wasser in Dünste aufzulösen, die Dünste in Luft zu verwandeln,

die Luft wieder zu zersetzen und durch die Anziehungskräfte der Erde die Feuchte nochmals in jenen großen Behältern zu sammeln!

Nordwestwärts vom See Superior zwischen 50° und 59° der Breite sehen wir eine zweyte Anhäufung von frischen Wassern, wovon das Hauptreservoir der große Winnipeg-See genannt wird, den die Französischen Canadier Ouinipique aussprechen, und der in ältern Karten der große See der Assiniboils zu heißen pflegte. Seinem Flächeninhalte nach dürfte er in Amerika nur dem See Superior nachstehen, so wie die durch schmale Landzungen von demselben getrennten, westlicher gelegenen Seen, der Minitopa, der kleine Winnipeg, (ehedem Killistino oder Christinaux) und der Cedern-See nach dem Ontario zu den größeren Seen gezählt werden müssen. Der große Winnipeg verengt sich um die Mitte, und bildet daselbst viele Inseln, so daß die älteren Französischen Pelzhändler wahrscheinlich daher Anlaß genommen haben, dem oberen Theile einen besonderen Namen zu geben und ihn den See Bourbon zu nennen. Mit der Hudsonsbay ist er durch drey Kanäle, die aus an einander hangenden Flüssen und Seen bestehen,

bey Fort York und Severnhaus in Verbindung. Seinem südöstlichen Ende führt der große, einem schmalen See ähnliche Fluß Winnipeg die Gewässer des **Wälder=** oder **Waldsees** (*Lac des Bois*) zu; dieser hängt wieder in Südosten mit dem langen Regen-See (*Lac la Pluye*, Rain-Lake) zusammen, von dem eine Kette von unzähligen kleineren Seen bis in die Nähe des westlichen Ufers des Sees Superior führt, mit welchem sie jedoch keinen unmittelbaren Zusammenhang hat. Hier ist die Stelle, die bey allen Canadischen Rauchhändlern unter dem Namen Grand Portage, oder des **großen Trageplatzes**, so berühmt ist, indem alle Waaren, womit man aus Canada nach Nordwesten auf den Pelztausch zieht, hier mit den Kanots eine Strecke von zwey Deutschen Meilen über Land getragen werden, um sie auf die kleinen Seen, von diesen in den Regen-See, und so allmählich weiter nach dem Winnipeg und den vor Kurzem noch undurchdrungenen Wildnissen in Nordwesten zu bringen. In dieser letzten Richtung hat man bereits eine sehr große Anzahl nahe an einander liegender Seen entdeckt, die zum Theil mit dem Winnipeg und dem Cedern-

See in Verbindung stehen und wovon einige, z. B. der See Clair, von ansehnlicher Größe sind. Ein Fluß, welcher in die Nordwestspitze des Cedern-Sees tritt, verbindet ihn mit dem Pine- oder Fichten-See, an welchem Cumberlandhaus gelegen ist, und der an seinem südwestlichen Ufer einen großen aus Südwesten kommenden Strom, den großen Pasquia, aufnimmt. In diesen fällt von Westen her ein anderer ansehnlicher Fluß, der Saskaschawan, an welchem, wie bereits erwähnt worden ist, die Hudsonsbay-Compagnie ihre westlichsten Posten in dieser Gegend, das Hudsonshaus und das Manchesterhaus, angelegt hat.

Der große Sklaven-See, von dem wir schon mehrmals gesprochen haben, kann als der Hauptbehälter des frischen Wassers in der noch nördlicheren Gegend von Amerika, zwischen 60° N. Br. und dem Eismeer, angesehen werden. Seine noch nicht genau bestimmte Größe ist gleichwohl bekannt genug, um ihn unmittelbar mit dem Winnipeg-See in Eine Klasse, und nur dem See Superior nachzusetzen. Seine größte Ausdehnung geht von Westen nach Osten, ein wenig nordöstlich, und

gegen Norden bildet er einen großen Busen, der einen ansehnlichen Fluß aufnimmt und westwärts von diesem sich noch in eine vierzig Seemeilen tiefe Bay verlängern soll. Aus seiner Südwestspitze geht der bereits beschriebene große Mackenziesfluß hervor, welcher nach einem mehr als zweyhundert Deutsche Meilen langen Lauf ins Eismeer fällt. Dagegen empfängt er an seiner Südostspitze den großen Sklavenfluß, der eigentlich nur eine Verlängerung des Arathapeskoflusses heißen sollte, indem dieser letztere von seinem Ursprung ungefähr in 55° N. Br. nach Norden steigt, in den Arathapesko-See an dessen westlichem Ende tritt und dann seiner Mündung gerade gegenüber wieder in derselben nördlichen Richtung unter dem Namen des Sklavenflusses seinen Lauf nach Norden fortsetzt. Der Arathapeskow-See, den man auch Arabaska nennt *), wiewohl er ungleich kleiner ist, als man ihn noch vor Kurzem ausgegeben hatte, gehört dennoch zu den größeren Amerikanischen Seen. Er erstreckt sich von Westen

*) Arrowsmith hat diese letztere Benennung in der neuen Ausgabe seiner Karte vorgezogen; auf der unsrigen ist die erstere beybehalten.

nach Osten, wo er noch mit einigen andern Seen zusammenhängt. Die vielen beträchtlichen Seen, die Hearne auf seiner merkwürdigen Reise nach dem Eismeer berührte, die theils nördlich, theils östlich vom Sklaven-See liegen, stehen zum Theil mit diesem letzteren in Verbindung. Auch fällt ein dritter großer Fluß, der Clowey, aus der östlichen Gegend, unweit der Mündung des Sklavenflusses, in diesen See. Die Quellen des Dubant- (*Doobaunt*) Flusses, welcher in den großen See dieses Namens fällt, liegen von den Quellen des Cloweyflusses nicht weit entfernt: wenigstens wird die Communication, vermittelst der dazwischen befindlichen Gewässer, bis auf einige Trageplätze, sehr erleichtert; und da der Dubant-See wahrscheinlich durch den Chesterfields Einbusen mit der Hudsonsbay zusammenhängt, so ist auch hier dem Rauchhändler ein Weg ins Innere geöffnet.

Nach der Analogie des bereits entdeckten Striches im nördlichsten Amerika, nach der Beschaffenheit der Küsten um Nepeansund und Fitzhughsund, wo alles offenbar die Anwesenheit großer Flüsse verräth, läßt sich mit einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit fol-

gern, daß auch die noch unbekannten Gegenden in Westen und Norden dereinst großen Ueberfluß an frischen Gewässern zeigen werden. Die Ostküste der Hudsonsbay und das ganze Labrador weichen darin von der Beschaffenheit des übrigen Nordens von Amerika nicht ab. Der **Mistassins** See und der See **Atschi-Kunipi** sind hier die großen Wasserbehälter, mit denen eine Menge kleinere im Umkreise verbunden sind. Von Grönland und den übrigen Polarländern ist uns das Innere gänzlich unbekannt; allein hier lassen die besondere Lage zwischen zwey großen Meeresflächen, die große Nordische Kälte und die Höhe der Gebirgsrükken allerdings eine verschiedene Beschaffenheit vermuthen.

§. 9.

Gebirge.

Grönland scheint nach aller Beschreibung ein hohes felsiges Alpenland zu seyn, auf dessen über einander gethürmten, schroffen Gebirgsrücken ewiger Schnee sich häuft, und ungeheure Eismassen die Thäler füllen. Nur an den westlichen Seeufern, längs der Baffinsbay bis etwa zum 70sten Grade der Breite,

findet man im Sommer das niedrige Land von Eis und Schnee entblößt; doch liegen auch hier die unermeßlichen Gletscher zwischen den Gipfeln hoher Alpengebirge, und drohen durch alljährliche Zunahme, bald, wie auf der gegenüber liegenden Ostküste, das noch bewohnbare Land zu bedecken. Wo dieses Gebirge sich gegen Norden verliert, ist uns noch unbekannt; eine in den Seekarten fortgepflanzte Tradition erwähnt in 74° N. Br. eine Ansicht des östlichen Grönlands vom Jahr 1665, wo die Höhen von Schnee entblößt waren, und die Witterung milde gewesen seyn soll. Nach dieser Angabe zu schließen, können die Berge hier nur von unbedeutender Höhe seyn, und vielleicht ist dies mit dem ganzen übrigen Polarlande und der Küste des Eismeers in Amerika der Fall. Die allgemeine nautische Bemerkung, daß die Tiefe des Meeres sich mehrentheils wie die Höhe der Küsten verhält, scheint diese Muthmaßung einigermaßen zu bestätigen; denn im Norden über der Behringsstraße, und auf der Amerikanischen Seite des Kamtschatkischen Meeres ist die Tiefe des Wassers sehr gering, und die Küsten erheben sich nur in flachen Sandhügeln. Auch Hearne's und Mackenzie's Entdeckun-

gen geben Beweise von der unbedeutenden Höhe der dortigen Gebirge. Sie fanden überall Wohnsitze der Menschen, überall jagdbare Thiere, und bis zum 68sten Grade der Breite noch Bäume.

In der physikalischen Beschreibung desjenigen Theils von Nordamerika, der die vereinigten Staaten und die hier in nähere Betrachtung gezogenen Nordwestgegenden enthält, kann überhaupt die eigenthümliche Beschaffenheit der Gebirge, neben der außerordentlichen Wassermenge, für den zweyten charakteristischen Zug gelten. Sowohl die Bergrücken, die sich von der Mitte des Landes Labrador nach dem St. Lorenzflüß und rund um Jamesbay nordwärts über den See Superior hinziehen, als die vom Cap Rosieres in Neubraunschweig anfangende, längs dem südlichen Ufer des St. Lorenzflusses, und sodann an der Ostseite des Sees Champlain und des Hudsonsflusses fortsetzende Reihe, besteht verhältnißmäßig aus kleinen, selten über 1500 Fuß hohen und größtentheils weit niedrigeren Bergen und Hügeln. Selbst jene große Kette von Gebirgen, die sich in mehreren hinter einander liegenden Rücken zwischen dem Atlantischen

Meere, dem Mississippistrom und den fünf großen Seen erstrecken, denen man emphatisch den Namen eines Rückgrats der vereinigten Staaten gegeben hat, die aber sonst auch mit der allgemein angenommenen Benennung der Allegheny-Gebirge bezeichnet werden, selbst diese sind nicht unordentlich hingestreuet, oder in hohe zackige Spitzen und Zinnen, wie die Alpen, zerrissen, sondern bilden regelmäßige Wälle, deren Abhang sich allmählich verflächt und deren senkrechte Höhe selten drittehalb tausend Fuß übersteigt. Dies ist auch der Fall mit den nordwestwärts gelegenen Bergen zwischen den Gewässern, die mit dem Winnipeg-See in Verbindung stehen, und jenen, die nach dem Arathapeskow- und Sklaven-See ihren Zug haben. Es ist auch keinesweges wahrscheinlich, daß in dieser mittleren Region von Nordamerika noch irgendwo ein höherer Gebirgspunkt entdeckt werden könne, indem der gemeinschaftliche Entstehungsort der größten Flüsse dieses Landes unfehlbar auch die höchste Gegend desselben bezeichnen muß. Nun entspringt aber, wie wir gesehen haben, der St. Lorenzfluß aus dem See Superior, der Mississippi etwa dreyßig Meilen westwärts von demselben,

und der Oregan nur wenige Meilen weiter; die Flüsse Nelson oder Bourbon, Severn und Churchill nicht zu rechnen, die, indem sie aus dem Winnipeg und den damit verbundenen Seen abgeleitet sind, ebenfalls von jener gemeinschaftlichen Höhe ihre Quellen erhalten. Es verdiente die Aufmerksamkeit eines einsichtsvollen und mit Scharfsinn begabten Orographen, der zugleich in jeder anderen Beziehung Physiker wäre, hier die besonderen Umstände in Erwägung zu ziehen, wodurch dieses wasserreiche Plateau sich von den höheren Gebirgspunkten unseres Welttheils auszeichnet, und zu untersuchen, welchen Einfluß diese eigenthümliche Beschaffenheit des Nordens von Amerika auf sein Klima und seine Erzeugnisse haben könne.

Die Nordwestküste, oder was wir hier unter dem Namen Neu-Albion verstehen, scheint, wenigstens vom 57sten Grade der Breite an, mit höheren Gebirgen besetzt zu seyn. Der Berg Edgecumbe, der Berg Fairweather, der Berg St. Elias, und die Gebirge, welche um Prinz Wilhelms Sund und um den Cooksfluß liegen, haben jene schroffere pikähnliche Gestalt, wodurch sich

die höchsten Alpen unseres Welttheils auszeichnen, und, wenn man die Entfernung, in welcher sie über dem Horizonte sichtbar sind, in Erwägung zieht, unstreitig auch eine beträchtliche Höhe. Vielleicht also läßt es sich als wahrscheinlich annehmen, daß die Fortsetzung der mächtigsten Gebirgskette im Amerikanischen Welttheile sich von Mexico nordwärts längs der westlichen Küste hinaufzieht. Allein verhältnißmäßig gegen die Andes oder unsere Alpen, oder die Kaukasischen und Tibetanischen Gebirge bleibt im Ganzen genommen jene nordwestliche Kette von einer sehr untergeordneten Höhe. Eine wichtige Bemerkung für den Geologen ist hier noch anzuführen übrig: im ganzen Norden von Amerika findet man nirgends eine Spur des vulkanischen Feuers und seiner Wirkungen, bis man in den Cooksfluß kommt und dort auf dessen westlichem Ufer einen feuerspeyenden, kegelförmigen Berg erblickt. Die Kette der Inseln, welche, von der Halbinsel Alaska an, das Kamtschatkische Meer gleichsam verschließen, und die gegenüber liegende Halbinsel Kamtschatka selbst auf der Asiatischen Seite, gehören schon mehr zum Plutonischen Reiche. So liegt auch

auf

auf der Nordostseite Island mit seinen Vulkanen in der Nähe von Amerika.

Bey der unbedeutenden Höhe der Gebirge und ihrer sanfteren Verflächung bleibt in dem großen Lande, welches wir hier übersehen, der größte Theil der Oberfläche den bewohnbaren Thälern, den Ebenen, den unabsehlichen Wiesen an den Ufern der Flüsse, den Sumpfgegenden und Niederungen zugemessen. Die Gegend um die fünf großen Seen ist eine erhabene Bergfläche, oder Platteform (plateau), welche über alle benachbarten Gebirgsrücken hinausragt, und von welcher sie eigentlich nach verschiedenen Richtungen ausgehen. Ihre verhältnißmäßig geringe Höhe, ihr Wasserreichthum, ihre Lage in dem gemäßigten Erdstriche zwischen 40° und 50° der Breite, ihr üppiger, stolzer, mannigfaltiger Pflanzenwuchs machen sie zum Lieblingsaufenthalte verschiedener Gattungen von Thieren, und zugleich der zahlreichsten und mächtigsten unter den eingebornen Menschenstämmen. Schaut man von ihrer Höhe nach Süden hinab, so sieht man längs dem Laufe des Illinois, des Wabasch, des Ohio, des Schawano und des Tscherokiflusses, welche sämmtlich von Osten her in den

Mississippi fallen, ein unermeßliches, zum Anbau reitzendes, mit allen Bedürfnissen des Lebens reichlich versehenes Wiesenland, in dessen Wäldern unzählige Heerden von wilden Rindern und Rehen umherstreifen, wo die Biber an den Ufern der Bäche ihren kunstreichen Bau vollführen, wo die Gattungen des wilden Geflügels in endloser Verschiedenheit des glänzendsten Gefieders die Wipfel der Bäume bevölkern, und ein mildes Klima den Herrn der Schöpfung anlockt, sich einen Wohnsitz zu wählen, und in der Anwendung seiner Kräfte auf ein fruchtbares Land den reinsten Genuß, dessen er fähig ist, einzuernten. Hier ist es, wo die Republik der vereinigten Staaten 220 Millionen Morgen Land, zu künftigen Niederlassungen bestimmt, gegen Erlegung eines geringen Ankaufpreises den neuen Ansiedlern überläßt, und wo sie ihren in dem Kampf um Unabhängigkeit verdient gewordenen Heeren ein Eigenthum zur Belohnung angewiesen hat. Das Verkehr mit den Spanischen Colonieen am jenseitigen Ufer des Mississippi und an dem Meerbusen von Mexico, welches bald den unmittelbaren Handel nach den Westindischen Inseln erzwin-

gen wird, bietet diesen neuen Anlagen die sicherste Aussicht auf einen schnellen Zuwachs von Macht und Bevölkerung und dauerhaftem Wohlstand dar.

Nordostwärts von der großen Berg-Ebene erstrecken sich die des Anbaues fähigen Länder zu beyden Seiten des St. Lorenzstroms; minder reich und üppig zwar, als an jenen von der Natur begünstigten Gestaden des Ohio, dessen Name schon vom unwiderstehlichen Eindruck des Schönen auf die Empfindung selbst des rohen Indianers zeugt, *) — aber gleichwohl noch ergiebig genug, um die Mühe des Pflanzers mit Ueberfluß zu belohnen. — Im Westen scheint ein unermeßliches Thal den Oreganfluß zu begleiten, und wahrscheinlich erweitert es sich zu großen Ebenen, ehe dieser Strom das westliche Meer erreicht. — Hingegen nach Nordwesten hin verräth die Zahl und Lage der Seen, nebst dem Laufe der Flüsse, daß in dieser Richtung die große Bergebene mit geringen Abänderungen ihrer Höhe bis jenseits des Sklaven-Sees fortsetzen muß, und diese erstaunliche Verlängerung derselben erklärt zugleich die sonst unbegreifliche Kälte des Nord-

*) Ohio heißt der Schöne.

westwindes, die besonders auf das Klima der am Atlantischen Meere belegenen, mittleren Provinzen einen so nachtheiligen Einfluß hat.

§. 10.

Amerikanische Kälte.

Es wäre sicherlich für die Gränzen dieses Aufsatzes ein viel zu weitumfassendes Unternehmen, die Ursachen der verschiedenen Erscheinungen, wodurch sich der neue Welttheil von dem unsrigen auszeichnet, aufsuchen und aus einander setzen zu wollen. In den meisten Fällen würden uns überdies die unüberwindlichsten Schwierigkeiten an der Erreichung unserer Absicht hindern, da die Thatsachen, worauf sich eine jede Untersuchung dieser Art gründen muß, noch so vielem Widerspruch unterworfen sind. Alles, was wir also thun können, wird darin bestehen, über die allgemeine Beschaffenheit des Amerikanischen Nordens das Zuverlässigste auszusondern, um es den Lesern hier vorzulegen und ihnen zugleich die Anwendung davon zu überlassen. Anstatt also zu untersuchen, in wie fern die Abwesenheit der Vulkane, wovon wir vorhin gesprochen haben, dort zur Hervorbringung einer

verhältnißmäßig weit größeren Kälte mitwirken könne, wollen wir uns begnügen, dieses Phänomen zuerst in nähere Betrachtung zu ziehen und aufs Reine zu bringen.

Alle Entdecker und Ansiedler von Nordamerika bemerkten bald, daß daselbst unter gleichen Graden der Breite eine weit strengere Kälte, als in unserm Welttheile, herrschte. In Canada, in Neuschottland, in Neufundland südwärts vom 50sten Grade der Breite, erstarren die größten Flüsse, selbst der St. Lorenzstrom, des Winters mehrere Monathe hindurch mit mehr als klafterdickem Eise; indeß in Frankreich und Deutschland unter gleichen Graden der Breite der Winterfrost im Durchschnitte weit gelinder ist. In Pensylvanien sogar, dessen Hauptstadt unter 40° der Breite liegt, ist die Kälte des Winters so strenge, wie bey uns im 50sten Grade. Geht man aber noch weiter nach Norden, an die Küste Labrador und die Ufer der Hudsonsbay, die mit dem nördlichen Deutschland und den Brittischen Inseln in gleicher Breite liegen, so findet man ein trauriges Klima, einen Boden, der zum Anbau schlechterdings unfähig ist, und einen Grad des Frostes, wobey die stärksten geistigen Getränke

sogar in geheitzten Zimmern gefrieren. Etwa hundert Meilen weiter gegen Norden, in Grönland, liegt ewiges Eis längs den Küsten und auf den Gebirgen. Aus diesen Angaben erfolgte nunmehr der Schluß, daß Amerika überall weit kälter als Europa unter gleichen Graden der Breite sey; allein uns kommt es dennoch so vor, als ob in dieser allgemeinen Ausdehnung des Satzes einige Uebereilung liege. Das Innere von Nordamerika jenseits der Alleghenny-Gebirge genießt ein ungleich milderes Klima, als die Ostküste unter einerley Polhöhe. Der wilde Reiß (Zizania), der, wie gesagt, am südlichen Ufer des Sees Superior nicht reifen will, wächst häufig und bringt reifen Samen oberhalb des Winnipeg, beynahe fünf Grade weiter gegen Norden. So viel hängt von besonderer Lage und localen Umständen ab. Hearne und Mackenzie fanden auf ihren Reisen die Länder des Inneren bis zum 68sten Grade mit Waldung bedeckt; und weiter erstreckt sie sich auch in unserem Welttheile nicht. Die Westküste endlich, oder Neu-Albion, soll, nach dem Zeugnisse der älteren sowohl als der neuesten Entdecker, ihrer höheren Gebirgsketten ungeachtet, ein

sanfteres Klima als die Ostküste genießen. Diese Verschiedenheit zwischen den zwey entgegengesetzten Küsten eines Welttheiles findet auch in dem unsrigen Statt. In Ochotsk unter dem 60sten Grade der Breite sieht man zuweilen die Sonne nicht drey- oder viermal in einem Sommer; keine Art von Anbau ist daselbst möglich, und die Winterkälte, die bis in den May fortdauert, bedeckt den Hafen und den ganzen Meerbusen mit Eis. Noch ungleich südlicher, bis an die Chinesische Mauer, gestattet der Himmelsstrich keinen Kornbau, und in Peking selbst, das mit Philadelphia und mit Toledo in 40 Graden der Breite liegt, ist der Winter außerordentlich strenge. Die Ursache dieses Unterschiedes zwischen der Temperatur der östlichen und westlichen Küsten sey welche sie wolle, so ist wenigstens das Faktum so beschaffen, daß es den anfänglich so auffallenden Unterschied zwischen der Temperatur beyder Welttheile merklich vermindert. Allerdings bleibt zwar, auch wenn man diesen Punkt erwägt, ein Unterschied des Himmelsstriches zum Vortheile von Europa noch übrig; allein hier treten nun so viele Ursachen ein, von denen keine für sich hinreichend wäre, das Phänomen zu er-

klären, die aber zusammengenommen mehr als hinreichend zu seyn scheinen, es wirklich hervorzubringen. Dahin gehören die ungeheure Menge Wassers, welche die Luft sehr feucht erhalten muß; die flache Beschaffenheit des höheren Landes, auf welchem die kalten Nordwestwinde ungehindert fortstreichen können; die Menge der Wälder, der Mangel der Einwohner und des Anbaues; endlich und zuletzt, auch ohne zu spotten, die gänzliche Abwesenheit eines vulkanischen Herdes. Vielleicht also, wenn die Cultur hier große Fortschritte macht, wenn neue Niederlassungen nach allen Seiten hin angelegt werden, wenn das Menschengeschlecht sich von drey bis zu einigen hundert Millionen vermehrt, wenn die Wälder ausgerottet sind, wenn die ungepflügten Aecker ausdünsten können, wenn die Seen aus Mangel an Zufluß und Anziehungskraft allmählich austrocknen: — dann ändert sich das Klima von Amerika, und wird dem unsrigen ähnlicher, so wie das unsrige vor zweytausend Jahren nicht nur dem jetzigen Amerikanischen an Kälte glich, sondern auch die Thiere hervorbrachte, die gegenwärtig nur dem erstarrten Norden eigen sind. Es kann indessen auch seyn, daß die besondere Gestalt

der Länder in Amerika und ihre relative Lage auf ihren Himmelsstrich einen gewissen Einfluß hat. Unstreitig wäre Neufundland als Insel nicht so kalt, wenn Labrador ihm nicht unmittelbar zur Seite, und Grönland im nahen Norden gegenüber läge; unstreitig wirken auch die tiefen Busen der Baffins- und der Hudsonsbay zur Mittheilung einer kalten Temperatur, vermittelst der darüber hinstreichenden Winde.

§. 11.

Produkte des Mineralreichs.

Das Innere von Nordamerika ist in Absicht der Bestandtheile seiner Gebirgsmassen noch ein unerforschtes Land. Theils die gänzliche Unbekanntschaft der wenigen Kaufleute, die jene großen Einöden durchwandert haben, mit den Körpern des Mineralreiches, theils auch die Schwierigkeit, in einem überall mit Pflanzen und Bäumen bekleideten Lande solche Stellen anzutreffen, wo die Schichten und Gebirgslager genau erkannt und unterschieden werden können, wird vielleicht noch lange Schuld seyn, daß in diesem Theile der Gebirgslehre

eine große Lücke bleibt. Ein paar allgemeine Bemerkungen, die ich hier aufzeichnen werde, sollen daher nicht sowohl von der wirklichen Beschaffenheit der Nordamerikanischen Gebirge Rechenschaft geben, als vielmehr künftige Mineralogen auffordern, sie zu bestätigen oder zu berichtigen und zu ergänzen. Im höchsten Norden, z. B. in Grönland und in den hohen, schroffen Felsengebirgen an der Küste Neu-Albion und am Cooksfluß dürften wahrscheinlich Granit und Schiefergebirge von der ältesten Entstehung zu suchen seyn. Asbest und Amianth werden uns häufig von Neugrönland zugeführt, und als Schiefergebirge scheint Cook die Bergart um Nutkasund zu beschreiben. Nach Kalms Berichten ist in Canada eine aus Quarz, Glimmer und Kalk gemischte Felsart, folglich ein Gemenge von verhältnißmäßig späterer Entstehung, häufig anzutreffen. Labrador enthält unstreitig dem Granit verwandte Gebirge, wie sich aus einigen Worten, die Curtis in seiner Beschreibung fallen läßt, und aus dem Feldspath ergiebt, der wegen seines schönen, schillernden Glanzes so bekannt geworden ist. Bereits in den ältesten Reisebeschreibungen

finde ich eine Spur, daß dieser so genannte Labradorstein auch in dem Meerbusen Fundy, zwischen Neuschottland und Neuengland, drey Viertelmeilen weit von der Insel Menan, eine Klippe bildet, die mehrentheils vom Wasser bedeckt ist. Ihr Entdecker, de Razilli, hielt sie zwar für echten Lasurstein; allein ein solcher Irrthum ist einem Abentheurer von seiner Art verzeihlich, und war es vor hundert und funfzig Jahren noch mehr als jetzt.

Von Neufundland an über Cap Breton und Neuschottland bis in die mittleren vereinigten Staaten erstrecken sich Schiefergebirge von einer späten Entstehung mit unermeßlichen Kohlenflötzen vermischt. Alle die verschiedenen Rücken und Zweige des großen Allegheny-Gebirges bestehen aber aus Quarzfels und darüber geschichtetem Sandstein, an deren Verflächungen die Kalk-, Schiefer- und Kohlenflötze aufsitzen. In allen diesen Gebirgen sind Eisen und Kupfer die gewöhnlichsten und häufigsten Metalle; Bley wird ungleich seltener angetroffen, und von den so genannten edlen Metallen hat man, so viel ich weiß, noch keine Spur. Alles, was man in Gebirgen von später Entstehung anzutreffen pflegt, Pflanzen-

abdrücke und Petrefakten, Steinöhl, Kohlen, Schwefel, Mittelsalze, phosphorsaures Eisen, Marmorarten, u. s. w. besitzen die vereinigten Staaten an verschiedenen Stellen zwischen den Allegheny-Gebirgen und dem Atlantischen Meere. Kochsalz, oder wenigstens zahlreiche Salzquellen liegen an der entgegengesetzten Westseite dieser Gebirge zwischen dem **Ohio** und **Mississippi**, und werden bereits in dem neuen Staate **Kentucky** von den Colonisten gradirt und benutzt.

Unstreitig aber scheint von allen Metallen im Norden von Amerika das Kupfer am häufigsten vorhanden, und am allgemeinsten verbreitet zu seyn. Der Gebrauch des Eisens war den ursprünglichen Einwohnern jenes Welttheils gänzlich unbekannt; dagegen hatten sie überall das in Menge zu Tage liegende gediegene Kupfer zu mancherley Werkzeugen, Geräthen und Zierathen angewandt. **Hearne** fand noch Kupferberge am Rande des Eismeeres im 71sten Grade der Breite; **Carver** und andere Pelzhändler entdeckten erstaunlich große Massen dieses Metalls theils am südlichen Ufer des Sees **Superior**, theils auf den darin befindlichen Inseln. **Meares** er-

wähnt großer Klumpen von Kupfer, die er in den Händen der Einwohner des Nutkasundes, und nach ihrer Aussage aus dem Inneren des Landes geholt, erblickte. Endlich erstreckt sich die kupferreiche Gegend auch bis in die Nähe von Kamtschatka, wie die davon benannte Kupferinsel (Mednoi-Ostrow) beweiset. Auch in der alten Welt kannte man den Gebrauch dieses Metalls unstreitig schon lange, ehe noch die Kunst in Eisen zu arbeiten erfunden ward. Die Natur bietet Kupfer häufig in seinem gediegenen, dehnbaren Zustande dar; das Eisen hingegen, zufällige Ausnahmen nicht gerechnet, ist überall verkalcht und nicht ohne Zusatz von brennlichen Stoffen zur Metalleität zurückzuführen. Es erforderte also einen nicht geringen Grad der Cultur und der durch sie allein zu erlangenden Entwickelung der Geisteskräfte, um in der Schmelzkunst auch nur so weit fortzuschreiten. — Von den Mineralien der westlich und nordwestlich vom See Superior liegenden Länder ist übrigens nicht das mindeste bekannt. Die Indianer sprechen von felsigen Gebirgen (rocky mountains) nordwärts vom Oreganfluß, und einer von ihnen hat auf einer Karte die so genannten Berge von

glänzenden Steinen (Mountains of shining stones) angedeutet, die vielleicht Quarzkristall und Glimmer von glänzender Metallfarbe enthalten. Auch Mackenzie fand an seinem Fluß einen Berg mit solchen glänzenden Steinen; allein schon diese unbestimmten Ausdrücke verrathen zur Genüge, wie wenig wesentliches Licht sich für die Wissenschaft aus diesem täuschenden Schimmer sammeln läßt.

§. 12.

Pflanzenwuchs.

In den leblosen Gestalten des Mineralreiches bleibt die Natur einförmiger und sich selbst überall ähnlicher, als im organischen Pflanzengebilde oder in den unzähligen Formen des Thierreichs. Die Zahl der chemischen Grundstoffe ist beschränkt, ihre möglichen Zusammensetzungen lassen sich berechnen; diese aber sind nicht in gleicher Menge vorhanden, sondern neben einigen seltenen Mischungen giebt es andere, die in allen Weltgegenden häufig anzutreffen sind und deren geringe Modificationen eben darum weniger Eindruck machen, weil die Einförmigkeit großer Massen

das Auge und den Geist ermüdet. Weit sichtbarer ist die Verschiedenheit der einem jeden Lande zugetheilten Naturkräfte in den charakteristischen, ihrem Urbilde stets getreuen Formen der Pflanzen und Thiere. Entfernung, Lage, Klima setzen hier Unterschiede fest, die nur der Mensch auf der höchsten Stufe seiner Bildung wahrnehmen, untersuchen und durch seine künstlichen Vorkehrungen gewissermaßen wieder abändern kann, indem er die Erzeugnisse aller Welttheile um sich her versammelt.

Amerika, auch sogar dessen nördliche Hälfte, ist in Absicht seines Pflanzenreichthums von Europa gänzlich verschieden. Seine Wälder prangen mit Nadelhölzern, die mit den unsrigen nur eine entfernte Aehnlichkeit verrathen; unter den dortigen Laubbäumen haben viele bey uns nicht einmal eine verwandte Gattung; die Stauden, die Kräuter, die Blumen, die Farrn und Moose sind dem Beobachter, der nur Europäische Pflanzen gesehen hat, völlig fremd und unbekannt. Mit Recht erstaunt unser Geist, mit Recht versinkt er in stille Bewunderung bey diesem Anblick, der von einer uns unbegreiflichen, unser ganzes

Fassungsvermögen weit übersteigenden Kraft und Wirksamkeit der Natur Zeugniß giebt, wodurch einst auf der Grundlage von harten, leblos zusammengehäuften mineralischen Substanzen das Heer der organischen Wesen, mit unendlicher Fortpflanzungskraft begabt, hervorging. Es ward — was bis dahin noch nicht gewesen war, und diese Kraft des Werdens erfüllte den Erdball; denn wohin wir uns wenden, in jedem engen Bezirk, erblicken wir Pflanzen und Thiere, die nur für ihn geschaffen, die nirgends außer ihm zu finden sind, und oft sogar an keinem andern Orte leben können.

Wie ein Sonnenstäubchen entstehe, begreifen wir nicht; wir fassen es nicht, nach welchen Gesetzen die Elemente sich zu Weltkugeln ballten; es bleibt uns unergründlich, wie Kalk und Thon und Eisen, überall so reichlich gespendet, aus der Verbindung ihrer Grundstoffe wurden, und wir erblicken mit heiligem Schauer den Abgrund zwischen zweyen Welten, von denen eine uns verborgen ist, so oft wir uns das erste Werden der organischen Schöpfung versinnlichen wollen. Nur diese einzige Vorstellung bleibt uns übrig: wie

einst

einst an tausend Millionen Punkten zugleich eine solche Mischung der Elemente entstand, wodurch die Formation der Mineralien möglich und wirklich ward, so kam ein Zeitpunkt, wo jene anderen Kräfte, von denen die organische Bildung abhängt, überall in Wirksamkeit geriethen. Die Oberfläche der Erde bedeckte sich mit Gräsern, Kräutern und Bäumen, und auch im Pflanzenreiche wurden gewisse Formen — nach menschlicher Weise zu reden — von der Natur leichter hervorgebracht; Tausende von diesen sproßten in verschiedenen Punkten des Erdreichs auf, für Eine, die ihr Entstehen einer bloß localen Modification verdankte. Vereinzelt konnten wenigstens weder Thier- noch Pflanzenarten stehen; sonst wäre die organische Schöpfung im Augenblick ihres Werdens verschwunden. Den Zeugungskräften, der Unerschöpflichkeit, dem Reichthume der Natur ist das einfache, erhabene Bild des Unbegreiflichen angemessen: „Die „Erde lasse aufgehen Gras und Kraut, das „sich besame nach seiner Art;" — und weiter: — „es errege sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren!" —

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wenn nun in den Wäldern von Canada im Schatten jener einheimischen Bäume, die jedem anderen Erdboden fremd sind, hin und wieder einige Pflänzchen aufsprossen, (Linnaea borealis, Pyrola rotundifolia, Arbutus uva ursi, Myrica Gale) die auch im Norden von Europa angetroffen werden; was nöthigt uns, sie von den Wesen ihrer Art in unserem Welttheil abstammen zu lassen? Was hindert uns zu glauben, daß dieselbe unbekannte Energie, wodurch gerade diese Formen bey uns sich erzeugten, einst auch jenseits des Atlantischen Meeres wirksam gewesen sey? Welch einen Vorzug haben die Schwedischen und Deutschen Heiden vor den Canadischen, daß, wenn auf beyden einerley Pflanzen sich unter verschiedenartigen eingemischt finden, wir die Amerikanischen von Europäischen Samen herleiten sollten? Unstreitig ist es nicht schwerer sich zu denken, wie in Canada ein Wintergrün (Pyrola) zwischen den Wurzeln der Weymouths-Kiefer oder der Sproßtanne, und durch dieselbe Kraft mit diesen, als wie es in Deutschland unter den gemeinen Kiefern und Weißtannen, und durch dieselbe Kraft mit diesen, zuerst hervorgehen konnte. Wo

die Natur es vermochte, den Erdboden mit Millionen Weymouths-Kiefern, Weißcedern, Sproßtannen zu schmücken, konnte es ihr ein leichtes seyn, zugleich andere Pflanzengestalten zu bilden, die, vermöge einer völligen Aehnlichkeit der Umstände, auch in unserem Welttheil entstanden. Die scholastische Grübeley, die in einem dunkeln Zeitalter, aus Unkunde der im äußern Sinne gegebenen Welt, auf halbwahre einseitige Beobachtungen allgemeine Gesetze zu gründen sich erkühnte, hat mit dem Satze der Sparsamkeit in der Natur, dem man eine bloß relative Zulässigkeit wohl gönnen kann, die Verwirrung gestiftet, die wir hier bestreiten. Wie die Natur von Einer Seite sparsam und einfach genannt werden darf, so ist sie auch in einer anderen Hinsicht verschwenderisch und von unendlicher Mannigfaltigkeit. Wer im Frühling einen Obstbaum mit Blüthen überschüttet sah, wovon unmöglich der zehnte Theil Frucht ansetzen kann — wird der noch an dem üppigen Ueberflusse zweifeln, den die Natur nicht zu achten scheint, um ihres Zweckes gewiß zu seyn? Der Drang ist bewundernswerth, womit sich alles Elementarische bestrebt, Ge-

stalten anzunehmen; auch scheint es fast, daß, wie die Urstoffe der Natur zu höherem Leben gradirt sind, dieses Bedürfniß nur desto dringender werde. Ist dieses aber jetzt der Fall, da alle Formen bereits gebunden sind — mit welcher unaufhaltsamen Gewalt mußten sie nicht diese Urstoffe aus einem Chaos an sich reißen, worin noch nichts organisch Gebildetes vorhanden war, und worin sie zum erstenmal ihre Anziehungskräfte äußerten? Man möchte sich den Augenblick als den erhabensten in der Geschichte unseres Planeten denken, den Augenblick, da Form und Stoff sich plötzlich auf dem ganzen Erdenrund ergriffen und Millionen organischer Wesen seine Tiefen und seine Berggipfel mit der Götterfreude des jungen Lebens und der Spontaneität, wie auf ein ausgesprochenes Zauberwort, mit einemmal erfüllten!

Kraftloser, unfruchtbarer und einförmiger erscheint die Natur zur Hervorbringung der Pflanzen in kalten Gegenden. Sowohl auf den Gebirgen eines jeden Himmelsstriches, als um die beyden Pole verringert sich die Anzahl der Gewächse; ihr Wuchs wird krüppelhaft, ihre Größe unansehnlich, und man

findet mehr ähnliche oder völlig gleiche, als von einander verschiedene Gestalten. Diese Regel bestätigt sich an allem, was wir von der Nordamerikanischen Flora wissen. In den allerkältesten Gegenden trifft man selten jene Pflanzenarten an, deren Fortpflanzung die Natur mit dem lieblichen, aber schnell vorübergehenden Phänomen der zarten farbigen Blüthe und des unsichtbaren Duftes verherrlichte. Vegetabilische Körper von einer einfacheren Struktur, in denen der wuchernde Saft höchstens ein Knötchen bildet, das beym Absterben der Pflanze den Keim des Lebens und der Entwickelung aufbewahrt, und, wie der Körper, in welchem es entstand, sich ausbreitet und stirbt — Flechten, Steinschörfe, Gallerte, Watten und Staubpflanzen bekleiden dort die wenigen von Schnee und Eis entblößten Felsen. In Grönland fand der sorgfältige Cranz, außer diesen so genannten kryptogamischen Pflanzen, nur vier und zwanzig Gattungen, welche Blüthen trugen, und darunter den Wacholder, die Birke und einige Weiden, wovon jedoch keine über zehn Fuß hoch war. Davis fand Weiden und Birken bis zum 65sten, und Mackenzie bis zum 68sten Grade.

Um die südlichen Ufer der Hudsonsbay, in Canada, in Neufundland und Neuschottland findet man bereits einen kräftigen Pflanzenwuchs und einen mannigfaltigen Reichthum der Gestalten, unter denen verschiedene den Erzeugnissen des Europäischen Nordens vollkommen gleichförmig sind. Einige wenige kommen mit den Pflanzen des nordöstlichen Asiens überein; und so wie man sich der Westküste von Amerika nähert, nimmt die Zahl der Arten, welche dieser Welttheil mit Sibirien gemeinschaftlich besitzt, ansehnlich zu. Dagegen verlieren sich diese Aehnlichkeiten und Verwandtschaften sowohl mit Asien als mit Europa, je weiter man in Amerika südwärts kommt, dergestalt, daß an der Mittagsseite der großen Seen und in den Wiesenflächen am Ohio und Missisippi nur äußerst selten noch eine Pflanzenart gefunden wird, die unserer alten Welt nicht völlig fremdartig wäre. Wo Steller (ein Name der keinen Beysatz bedarf) mit Behring an den Küsten von Nordwest-Amerika landete, fand er diese, auch in unserm Norden bekannte Pflanzen:

Plantago major.
Polemonium caeruleum.

Lonicera Xylosteum.
Ribes alpinum.
— — Grossularia.
Vaccinium Myrtillus.
— — — Vitis Idaea.
Rubus Idaeus.
Adoxa Moschatellina.
Fragaria vesca.
Leontodon Taraxacum.
Artemisia vulgaris.
— — — Absynthium.
Gnaphalium dioicum.
Erigeron acre.
Chrysanthemum Leucanthemum.
Achillea Millefolium.
Empetrum nigrum.

Portlock fügt ihnen in einem seiner Reise angehängten Verzeichnisse noch folgende, um den Cooksfluß wachsende Arten bey:

Angelica sylvestris.
Alisma Plantago.
Ledum palustre.
Arbutus uva ursi.
Rubus chamaemorus.
Astragulus alopecuroides.
Orchis latifolia.
Populus alba.
Lupinus luteus.
Allium vineale.

Sisymbrium monense.
Draba verna.
Sedum verticillatum.
Rumex acetosa.
— — acutus.
— — aquaticus.
Myrica Gale.
Aconitum Napellus.
Polygonum Bistorta.
Betula nana.
— — Alnus.
— — alba.
Saxifraga granulata.
— — — nivalis.
Polypodium vulgare.

Die wichtigsten Pflanzenarten, die Asien mit Amerika gemeinschaftlich besitzt, sind: das Ginseng (Panax quinquefolium Linn.) dessen Wurzel in China officinell ist; die eßbare Lilie, Sarann (Lilium Kamtschatkense Linn.), und die süße Bärenklau (Heracleum Panacles Linn.). Diesen können wir noch hinzufügen.

Plantago asiatica.
Chrysanthemum arcticum.
Astragalus uralensis.
Arnica maritima.
Sinapis juncea.
Convallaria stellata.

Von den eigenthümlichen Pflanzenarten des Nordamerikanischen Bodens ausführlich zu handeln, liegt außerhalb der Gränzen dieses Aufsatzes. Die unermeßlichen Wälder des Landes, das wir hier hauptsächlich betrachten, sind mit den herrlichsten Kiefer- und Eichenarten zum Schiffbau und anderen Bedürfnissen angefüllt. Amerika ist, mit dem Ausdrucke des besten Beobachters, der dessen Wildnisse bereisete, des Leibarztes Schöpf, das Vaterland der Eichen, deren es zwar nicht die unsrigen, aber dagegen wenigstens sechzehn andere Arten hervorbringt. Dasselbe könnte man nicht mit Unrecht von den Kiefern, Tannen und so genannten Cedern wiederholen, deren Nordamerika zwischen 40° und 60° N. Br. wohl zwölf ihm eigene Arten zählt. Auch seine Ahornarten sind zahlreich, und darunter zeichnet sich der Zuckerahorn aus, den man im Frühling anzapft, um seinen süßen Saft zu erhalten, der sich zu einem vortrefflichen Zucker verdicken läßt. Ein zahlreiches Heer von Bäumen, außer den eben genannten, liefert den Canadiern und den Einwohnern der vereinigten Staaten das beste Nutzholz zu Verfertigung von allerley Hausgeräth, worin ein großer Theil ihrer Ausfuhr

nach den Westindischen Inseln besteht. Noch andere Baumarten, die Tulpen- und Lilienbäume, die Bignonien und Magnolien schmükken die Wälder mit ihren breiten, schön geformten Blättern und außerordentlich großen Blüthen; andere, wie z. B. der Sassafras, geben ihr würzhaftes Holz zum medicinischen Gebrauch in unsere Apotheken; noch andere sind merkwürdig wegen ihres ökonomischen Nutzens, wie der Gärberbaum, oder wegen ihrer schädlichen Eigenschaften, wie der Giftbaum. Einige bringen eßbare Früchte, andere tragen Nüsse von vortrefflichem Geschmack. Eine Menge verschiedener blühender Staudengewächse und Gesträuche wachsen in Nordamerika wild, und werden um ihrer Schönheit willen allmählich in unsere Gärten und Parks aufgenommen. Die kleineren Kräuter aller Art wetteifern mit den unsrigen in Menge, Verschiedenheit und eigenthümlichen Vorzügen. Das so genannte **Türkische Korn** oder der **Mays** (Zea Mays) ward uns zuerst aus Nordamerika zugeführt, wo es von der Linie an bis zum 45sten Grade der Breite, am besten aber zwischen 30° und 40° N. Br. fortkommt, und die Hauptnahrung eines großen Theils der ge-

sitteten und einiger wilden Einwohner ausmacht. Auch das unter dem unschicklichen Namen wilder Reiß bekannte Kappengras (Zizania aquatica) gehört zu den Getreidearten, welche jener Welttheil dem umherstreifenden Indianer von selbst und ohne allen Anbau darbietet. Als eine härtliche Pflanze findet man es noch jenseits des 50sten Grades der Breite, wenn es gleich am südlichen Ufer des Sees Superior nicht fortkommen will. Von den verschiedenen Gattungen unseres Getreides, welche man aus Europa hinüber geführt und daselbst angebauet hat, gedeihen die meisten vollkommen so gut, wie diesseits des Atlantischen Meeres. Unsere ausdauernden Grasarten haben zwar einen entschiedenen Vorzug vor den in Amerika einheimischen Futtergräsern; allein sie werden auch schon mit gutem Erfolg im dortigen Boden ausgesäet. Endlich unsere Obstsorten und Küchengewächse belohnen dort ebenfalls den Fleiß des sorgfältigen Pflanzers.

§. 13.

Fischerey an den Küsten.

Wenn die Pflanzenschöpfung im hohen Norden aufzuhören scheint, so liegt der Grund

davon so sichtbar in ihrer Organisation, daß es beynahe überflüßig ist, daran zu erinnern. Ihre Säfte bewegen sich so langsam, und erzeugen durch ihre Bewegung so gar keine Wärme, daß sie schlechterdings des Reitzes einer warmen Luft bedürfen. Wo diese fehlt, verliert sich allmählich alle Bewegung; Pflanzenarten vom stolzesten Wuchs schwinden zu unansehnlichen Zwergen, und endlich starrt der flüßige Tropfe in den subtilen Haarröhrchen, oder dem nicht minder zarten Netze des Zellengewebes. Ganz anders verhält es sich mit gewissen Abtheilungen des Thierreiches. Es giebt einen Punkt, wo die vegetabilischen und animalischen Gebilde sich einander nähern, und wo es mannichmal zweifelhaft seyn kann, zu welchem Reiche sie zu rechnen sind. Die höchste Einfachheit der Organisation ist dieser Vereinigungspunkt. Gewisse gallertartige Seegewürme sind wenigstens nur um eine unmerkliche Stufe über die einfachen vegetabilischen Substanzen hinaus gerückt, die man im unwirthbaren Polarlande jenseits der Gränzen der zusammengesetzteren Vegetation noch antrifft. Beyde bedürfen oft nur der Nässe zur Erhaltung ihres Lebens, oder gar zur Auferweckung nach einem Jahrelangen

Tode. Auch die Struktur gewisser Wasserinsekten und Fische begünstigt ihren Aufenthalt in der beeisten Zone; bey einer sehr geringen Blutmasse, ist ihnen dennoch ein hoher Grad des Muskellebens eigen, und überhaupt das Princip der animalischen Sensibilität in allen Theilen ihres Körpers gleichförmiger und inniger inwohnend. Gewisse Gattungen von Vögeln sowohl, als von vierfüßigen Thieren, hat ferner die Natur zum Aufenthalt im kältesten Klima besonders vortheilhaft mit einer warmen Bedeckung ausgerüstet, und ihrem Blute, wie es scheint, dasjenige Verhältniß der Bestandtheile gegeben, welches zur Erzeugung einer größeren innerlichen Hitze durch den Kreislauf geschickt ist. Den Wallfischen endlich und einigen verwandten Säugethieren, die ihren Hauptaufenthalt im Wasser haben, dient die ungeheure Menge Fett, womit sie ganz umflossen sind, zu einem beständig angefüllten Wärmebehälter, indem die Zersetzung desselben und der chymische Proceß, den die Natur in den Lungen unaufhörlich treibt, einen hohen Grad von empfindbarer Hitze entwickeln. Das Schauspiel des willkührlichen thierischen Lebens und Regens ist daher keinesweges aus den kältesten

Gegenden unserer Erde verbannt, und so weit man auch bis gegen den Pol gedrungen ist, hat man noch Wallfische gesehen. Der Fang dieser ungeheuern Thiere beschäftigt sowohl im Norden als im Süden eine große Anzahl Menschen aus allen Seehandel treibenden Nationen; allein wir erwähnen hier nur insbesondere des Dänischen Wallfischfanges in der Baffinsbay, und der Jagd der Eingebornen, sowohl in Grönland und Labrador, als an der Nordwestküste, vom Nutkasund bis hinauf in die Behringsstraße. Die Wallfische sollen insbesondere an dieser Küste so zahlreich seyn, daß dereinst, wenn die uns näher liegenden Meere erschöpft seyn werden, die Fahrt dorthin den Eifer des unternehmenden Seemannes noch lange reichlich wird belohnen können.

Wenn es gleich eine richtige philosophische Maxime ist, sich über keine Einrichtung der Natur bloß zu verwundern, weil hier alles so offenbar nach unwandelbaren Gesetzen bestimmt und geordnet, als Ursache und Wirkung gegenseitig in einander greift; so bleibt es doch darum nicht minder der erste Eindruck, den große Naturbegebenheiten auf den unbe-

fangenen Zuschauer machen, daß sie Staunen und Bewundern erregen, ihr Zusammenhang mit dem Ganzen sey bekannt oder nicht. Unstreitig gehört dahin jener unsägliche Reichthum an vielerley Gattungen von Fischen, wovon die nordischen Meere wimmeln, und der die Menschen oft veranlaßt hat, auf unfruchtbaren Küsten ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Nicht nur längs der Asiatischen Umgränzung des Eismeers, und an den Asiatischen Ufern des Kamtschatkischen und Ochotskischen Meeres, sondern auch an den Fuchsinseln, beym Cooksflusse und dem Prinz Wilhelms Sunde, bis hinab in die Gegend von Juan de Fucas Einfahrt, bemerkt man im Sommer die Ankunft von Millionen Fischen, insbesondere von mehreren Arten der Lachsgattung, in den Flüssen dieser Küste, in denen sie bis an ihre ruhigste Gegend hinan schwimmen, um für die Fortpflanzung und Erhaltung ihrer Art zu sorgen und ihren Laich dem süßen Wasser anzuvertrauen. Jede besondere Art hält sich auf ihrem Zuge von allen übrigen getrennt, und wählt auch wohl einen besonderen Fluß. Die Menge der Fische, die aus dem Meere heraufkommen,

übersteigt allen Begriff; sie stauchen das Wasser vor sich her, dämmen die Flüsse zu, und verursachen große Ueberschwemmungen. Fällt hernach das Wasser, indem es einen anderen Abfluß findet, so bleiben sie in so ungeheurer Anzahl liegen, daß ihre Verwesung die Luft vergiften würde, wenn der Sturm sie nicht zerstreute. Auch giebt es gewisse Arten, die nur Einmal in ihrem Leben laichen und noch innerhalb desselben Jahres sterben. Die Kabeliauarten, die Heilbutten, die Heringe, nebst mehreren Fischen, die das Seewasser nie verlassen, sind ebenfalls zu gewissen Jahrszeiten an der Nordwestküste von Amerika häufig, und von diesen sowohl als den vorhin erwähnten machen die Eingebornen ihren trocknen Vorrath auf den Winter.

Der besondere Umstand, daß im Atlantischen Meere in einiger Entfernung von den Küsten von Neufundland und Cap Breton verschiedene Untiefen liegen, deren schlammiger Sandboden dem Laiche gewisser Seefische eine sichere und zum Ausschliefen vortheilhafte Stätte gewährt, hat zu einem der blühendsten Handelszweige die erste Veranlassung gegeben. Eine zweyte lag besonders darin, daß

ein

ein sehr beträchtlicher Theil des christlichen Europa es sich zur Pflicht machte, in einer Jahrszeit, wo die Säfte am meisten zur Auflösung und Stockung geneigt sind, den gesunden Genuß des frischen Fleisches gegen eine höchst unverdauliche und die Fäulniß befördernde Nahrung von gedörrten oder gesalzenen Fischen zu vertauschen. Die Thunfischerey im Mittelländischen Meere und der Heringsfang in der Nordsee waren nicht hinreichend, das religiöse Bedürfniß des südlichen Europa zu befriedigen; man entdeckte die unerschöpflichen Vorrathskammern der Natur auf jenen Bänken im Norden von Amerika; und seit der Zeit hat man sich nur darum gestritten, welchem glücklichen Volke der Besitz dieses Reichthums ausschließlich gehören sollte. Die Ansprüche der Portugiesen und Spanier, die zuerst daselbst fischten, gingen zugleich mit ihrer Thätigkeit bey dem überhandnehmenden kirchlichen und weltlichen Despotismus in beyden Ländern verloren. Der freyen Englischen Betriebsamkeit gelang es, alle Mitbewerber zu entfernen, bis ihre Macht und ihr Uebermuth an der Unterjochung der Kolonieen scheiterte, und sie sich genöthigt sahen, im Frie-

den von 1783 sowohl an die vereinigten Staaten als an Frankreich einen Theil dieser einträglichen Fischereyen wieder abzutreten. Man rechnet, daß sich achtzehntausend Engländer jährlich mit dem Stockfischfang auf den Untiefen von Neufundland allein beschäftigen, von denen jedoch die meisten dort überwintern. Die Ausfuhr in Englischen Schiffen beträgt zuweilen 700,000 Centner. Die Fischerey auf den Bänken um Neuschottland beschäftigt ebenfalls zehntausend Menschen, und die Amerikanischen Kolonieen verkauften schon lange vor ihrer Independenz im Jahr 1771 mehr als 300,000 Centner Stockfisch, nebst 36,000 Fässern gesalzener Fische, nach den Westindischen Inseln. Seit der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit hat dieser Zweig ihres Handels und ihrer Betriebsamkeit, wie fast jeder andere, unglaubliche Fortschritte gemacht; und da bekanntlich ihre Mäßigkeit, ihr geduldiger Fleiß und ihr unternehmender Muth, sie in Stand setzen, dieselbe Waare wohlfeiler als alle andere Nationen zu verkaufen, so läßt sich leicht abnehmen, welch eine gefährliche Rivalität für England aus ihrer Theilnahme an dieser Fischerey entstehen wird.

§. 14.
Thierreich.

In der thierischen Schöpfung wie im Pflanzenreiche bemerken wir einige Gestalten, welche bloß auf kleine Bezirke eingeschränkt sind und deren Entstehung von bloß lokalen Bildungsursachen abhangen mußte; daneben aber andere, die sich in den entferntesten Punkten der Erde unserem Auge darbieten, und von denen sich also vermuthen läßt, daß gewisse allgemeinere Bildungsursachen bey ihrer ursprünglichen Hervorbringung wirkten. Es ist allerdings merkwürdig, daß sich in dem gemäßigten Striche von Nordamerika wilde Ochsen aufhalten, welche mit den Asiatischen und Europäischen Bisons oder Auerochsen, von denen unser zahmes Hornvieh abstammt, völlig gleich gestaltet sind. Sie weiden zwischen 30° und 55° N. Br., und sind am häufigsten in den fetten Gräsereyen am Ohio und Missisippi. Nie hat man sie jenseits des 60sten Grades der Breite angetroffen, so daß die ernstliche Bemühung mancher Zoologen, ihnen über die Behringsstraße eine Brücke zu bauen, vermittelst deren sie aus Adams Paradiese nach Luisiana und Neumexico gewandert seyn sollten,

ein Denkmahl ihrer einseitigen Vorstellungsart bleibt. Außer diesem großen Thiere, welches oft zweytausend Pfund wiegt, hat Amerika noch eine ihm ausschließlich eigene Art Ochsen, die nur wenig größer, als Dammhirsche, und noch niedriger auf den Füßen sind. Ihre Hörner haben das Eigenthümliche, daß sie an der Wurzel dicht an einander stehen, in einer platten breiten Gestalt zu beyden Seiten des Kopfes flach anliegen und nur mit den Spitzen sich wieder hinaufwärts kehren. Diese Thierart, die sich außerdem noch durch verschiedene wesentliche Kennzeichen von dem Bison unterscheidet, hat auch das Besondere, daß sie am liebsten den hohen Norden bis zum 73sten Grade der Breite hinauf bewohnt, wiewohl man auch Spuren hat, daß sie sich zuweilen bis zum 40sten Grade, in die Gegend von Quivira, verläuft. Die genauere Beschreibung und Abbildung derselben, welche Pennant zuerst nach einigen Mittheilungen von den Beamten der Hudsonsbay-Compagnie lieferte, klärt die Verwirrung auf, welche natürlicher Weise aus der Verwechselung dieser kleinen mit den vorhin erwähnten ganz verschiedenen großen Ochsen entstehen mußte. Ihr

schwarzes Fließ ist seidenweich, und hängt vom Bauch bis an die Erde; auf dem Rücken ist ein weißer Fleck, ein anderer zwischen den Hörnern, und unter dem langen Haare sitzt eine, der Vicugnawolle allein zu vergleichende, zarte aschgraue Wolle. Man findet sie in Heerden von zwanzig und dreyßig beysammen, dergleichen Hearne auf seiner Reise an das Eismeer an einem Tage mehrere erblickte.

Das Elenn- und das Rennthier (oder Muus und Caribu, wie sie in Amerika heißen) sind zugleich Bewohner unseres und des Amerikanischen Nordens. Jenes sieht man fast niemals an den südlichen Ufern der fünf großen Seen; es liebt die kalten, dichten Wälder des nördlichen Canada und der westlichen Gegend von Hudsonsbay bis an das stille Meer. Das Rennthier wählt seinen Aufenthalt dem Pole noch näher, und wird diesseits des 55sten Grades fast gar nicht gesehen. Um die Hudsonsbay sind seine Züge oft zehntausend stark, wenn es im Frühling, um den Mücken und Stechfliegen zu entgehen, aus den Wäldern an die Seeufer wandert und der Nahrung und des Gebärens wegen zugleich ein milderes Klima sucht. Der Hirsch im südlichen Canada, am Mississippi,

am Missuri und in den vereinigten Staaten ist vom Europäischen fast gar nicht verschieden, und das Reh, welches von Canada an bis nach Nutkasund in unzähligen Heerden die unabsehlichen Wiesenländer bewohnt, weicht ebenfalls nur wenig von dem unsrigen ab. Wo das Erdreich mit Salz geschwängert ist, in den weitläuftigen Ländereyen zwischen dem Ohio und Missisippi, versammeln sich diese Thierarten und die Ochsenheerden, und lecken die gesalzene, von Gießbächen aufgerissene und entblößte Erde. Das wilde Schaf, das Stammthier unserer nützlichsten und zahlreichsten Heerden, und, wenn den neuesten Nachrichten des **Umfreville** zu trauen ist, auch die wilde Ziege, wird im Amerikanischen Norden angetroffen. Vom ersteren ist es nunmehr ausgemacht, daß es an der Nordwestküste von Prinz Wilhelms Sund bis nach Californien die felsigen Gebirge bewohnt.

Wir würden in ein weitläuftiges wissenschaftliches Feld gerathen, wenn wir die Thiere, die beyden Welttheilen gemein, und jene, die dem neuen ausschließend eigen sind, hier aufzählen wollten. Was wir bereits davon angeführt haben, kann als Beyspiel von erste-

ren hinreichend seyn. Unter den Raubthieren giebt es ebenfalls einige gemeinschaftliche Arten, wie den Wolf, den Fuchs, den Weißfuchs, den Luchs, den Eisbären, den braunen Bären, den Vielfraß, den Dachs, verschiedene Wieselarten, und die Seeotter nebst den beyden Ottern des frischen Wassers. Unter den Nagethieren besitzen wir mit Amerika zugleich den Biber, den veränderlichen Hasen, das Zieselchen und einige Ratzenarten. Die Wallrosse, die Robben und die mit ihnen verwandten Thierarten, die das Eismeer bewohnen, sind auch auf seinen Europäischen, Asiatischen und Amerikanischen Umgränzungen ohne Unterschied anzutreffen. An der so allgemein verbreiteten Gattung des Pferdes, und der nicht minder allgemeinen Gattung des Schweins hingegen ist Nordamerika leer ausgegangen; auch fanden dort die Europäer bey ihrer Ankunft nicht den Gefährten des Menschen, den Hund, der ihn in den übrigen Welttheilen, bis in den beeiseten Norden nicht verläßt, und wovon wenigstens eine verwandte Art auch in den Westindischen Inseln und in Südamerika gefunden ward. Hingegen hatte Nordamerika, außer unserem

gemeinen Fuchs, auch eine eigene Art Füchse, und außer dem gemeinen Luchs noch zwey andere Arten; selbst das Thier, welches man so oft irrig mit dem Löwen verwechselt hat, der Puma, der von Quito an bis nach Mexico und Florida und den Mississippi hinauf, seine räuberische Herrschaft erstreckt, wird zuweilen noch weiter im Norden, in den Wäldern von Canada, gesehen. Der Rakkuhn oder Waschbär, ein Thier, das gleichsam zwischen den Koatis und den Bären in der Mitte steht, bewohnt die gemäßigteren Gegenden von Nordamerika, und wird auch an der Nordwestküste gefunden. Das Virginische Beutelthier endlich, dessen verwandte Arten nur im warmen Amerika und in den heißen Strichen des östlichen Asiens zu Hause sind, gehört auch zu den Thieren von Canada. Die auffallende Einrichtung der Natur, vermöge deren die Jungen dieses Thieres, ehe sie noch größer als Stecknadelknöpfe sind, schon an den Zitzen des Weibchens festsitzend gefunden werden, und die eigene Struktur der Haut des Bauches, welche durch Verdoppelung gleichsam einen Beutel oder eine Tasche um die Zitzen bildet,

worin die Jungen auch, nachdem sie schon laufen können, sich noch vor einer äußeren Gefahr verkriechen, verdiente die nähere Untersuchung eines geschickten Physiologen.

Unter den Merkwürdigkeiten des Thierreiches in dem Theile von Amerika, den wir hier vor Augen haben, können wir die Ueberreste einer ausgestorbenen Gattung nicht übergehen, die man anfänglich mit dem Elephanten verwechselt, nach einer näheren und vollständigeren Untersuchung aber als wesentlich davon verschieden erkannt hat. Sie scheint an den östlichen Küsten, wo jetzt die vereinigten Staaten liegen, gewohnt zu haben, indem man Spuren von ihrem Gerippe in Neu-Jersey gefunden haben soll. Allein ihr Hauptaufenthalt war unstreitig der schöne inländische Bezirk zwischen den Flüssen Ohio und Mississippi, wo große Strecken mit ihren zerstreueten Knochen bedeckt sind. Die ungeheure Größe der Zähne, sowohl der Backenzähne als der Hauer, bezeichnet ein Thier von drey- bis viermal der kubischen Größe des Elephanten, und von einem gänzlich verschiedenen Bau. In Amerika hat man eine Sage, daß vielleicht jenseits der großen Seen diese Thierart noch le-

bendig angetroffen werden könnte; allein seitdem man von mehreren Seiten so weit nach Westen vorgedrungen ist, ohne nur eine muthmaßliche Spur davon gewahr zu werden, scheint alle Hoffnung dazu verschwunden zu seyn. Wenn ein Land, wo die Auerochsen, die Elennthiere, die Bären vollkommen so groß wie in unserem Welttheile werden, wo die aus Europa zuerst dahin verpflanzten Thierarten, wie z. B. Schweine und Pferde, nicht im geringsten ausgeartet sind, gegen den Vorwurf der Unvollkommenheit, der Unreife und der Schwäche, die seinen Erzeugnissen ankleben soll, nicht bereits vollkommen gerechtfertigt wäre; so würde die Hervorbringung eines Säugethiers, welches alle bekannten Thiere des festen Landes an Größe und (nach dem Baue der Theile des Gerippes zu urtheilen) auch an Stärke so weit übertrifft, jene ungegründete, und höchstens von einem kleinen Punkte des mittägigen Amerika veranlaßte Behauptung zum Ueberfluß widerlegen.

In eben diesem Lande, wo die hervorbringende Natur einst so kräftig wirkte, hat sie sich auch in der Erzeugung unzähliger lebendiger Geschöpfe von anderen Klassen, nämlich

von Vögeln, Amphibien, Fischen, Insekten und Gewürmen, in mannigfaltigen Formen wirksam gezeigt. Es herrscht zwar weniger Uebereinkunft zwischen diesen Produkten von Amerika und denen unseres Welttheils: vielleicht weil die vollkommene Gleichförmigkeit nur bey wenigen Wesen möglich ist, und die Organisation der Säugethiere sie etwa besonders erleichtert; allein was auch die Ursache der Verschiedenheit seyn mag, so viel ist gewiß, daß, wenn man schon Mühe hat, die zufällige Aehnlichkeit einiger vierfüßigen Thierarten in beyden Welttheilen durch Wanderungen zu erklären, es diese Erklärungsmethode sehr erschwert, wenn man sie bey fliegenden Thieren nicht anwenden kann. Verhältnißmäßig giebt es nur wenige Vögel und geflügelte Insekten, die den unsrigen gleich gebildet sind; aber auch in den Seen des innersten Amerika finden wir Karpfen und Hechte, die doch freylich weder durch die Luft aus Europa oder Asien hinüber geflogen, noch durch das gesalzene Meerwasser hineingeschwommen sind. Die eigenthümlichen Gattungen Amerikanischer Vögel und Insekten prangen oft mit dem schönsten und mannigfachsten Farbenglanze; die daselbst, wie in jedem

unbebaueten Lande, zahlreicheren Schlangen- und Eidechsenarten zeichnen sich ebenfalls durch vielfältige Schattirungen aus. Für unser zahmes Geflügel, welches wir zuerst aus Indien erhielten, bot uns Amerika seine Truthühner zum Tausch. Dem Bedürfnisse des Menschen aber, der jene ungemessene Wildniß zuerst betrat, strömte von allen Seiten der Ueberfluß der Natur zu seiner Befriedigung entgegen. Im ersten Anfange war dies vielleicht ein Hinderniß, das sich seiner Cultur widersetzte, und bald hernach, als seine Gattung sich vermehrte, als er die Thiere um sich her verscheucht und getödtet hatte, entstand die Nothwendigkeit, sich auf weiteren Jagdzügen seinen Unterhalt zu sammeln.

III. Bevölkerung.

§. 15.

Ursprung der Amerikaner.

Ob die edlere menschliche Form nur Einmal auf der Erde vorhanden seyn konnte, ehe sie durch das Gesetz der Fortpflanzung vervielfältigt ward, ob sie aus- oder abarten konnte in so manche verschiedene, schwerlich, oder vielleicht

gar nicht wieder zur ursprünglichen Stammform zurückzubringende klimatische Mißgestalt; oder ob, den Zonen und den Erzeugnissen, die sie beherrschen sollte, angemessen, an verschiedenen Punkten des Erdballs eine menschliche Organisation entstand, die sich bald durch größere bald durch geringere Verschiedenheit von den verwandten Formen anderer Länder unterschied, und jedesmal, dem Klima angeeignete, aus dem harmonischen Verhältnisse mit ihm geschöpfte Lebenskräfte besaß: das ist die große Frage, die uns jetzt aus gänzlichem Mangel glaubhafter und hinreichender Urkunden unauflöslich bleibt. Der Vernunft scheint allerdings die eine Hypothese nicht faßlicher und begreiflicher, als die andere, und den Philosophen, der die Unmöglichkeit eines Experiments anerkennt, zu dessen Abwartung mehrere Jahrhunderte und eine unter den tugendhaftesten und aufgeklärtesten Völkern noch nie erlebte Reinheit der Sitten unentbehrlich sind, wird auch der Beweis a posteriori unmöglich dünken.

Was die Menschen von dem nächsten Thier unterscheidet, ist der göttliche Funke der selbstbewußten, durch Sprache zurückwirkenden Vernunft. Menschen sind, und Menschenrechte

fordern von uns, alle vernünftige Wesen, in Kraft dieses Vorzuges, und nicht durch einen unerweislichen Stammbaum. Bey der Entdeckung von Amerika wollte man in allem Ernste den Bewohnern jenes Welttheils den Anspruch auf Menschennamen und Menschennatur versagen, weil man es unmöglich fand, daß Adam diese Raße gezeugt haben könne. Seitdem man der Vernunft auch in Gestalt eines Amerikanischen Wilden hat huldigen müssen, bemühet man sich, durch tausend falsche Induktionen einen Beweis zu Stande zu bringen, daß Adam allerdings ihr Stammvater war: Adam, das Geschöpf irgend einer Orientalischen Phantasie, die sich zur Erklärung des Ueberganges aus dem Unbegreiflichen ins Begreifliche, so gut wie jeder andere endliche Geist, eine Hypothese schaffen mußte. Wir lassen diese Träume, um uns an Thatsachen zu halten.

§. 16.

Polarmenschen.

In beyden Welttheilen giebt es eine Menschenart, die den äußersten Norden, gewöhn-

lich nur jenseits des 60sten Grades, bewohnt, von kleiner untersetzter Statur, mit großem Kopf, breitem Gesicht, kleinen Nasen und Augen, hervorstehenden Jochbeinen, gelbbrauner Farbe, und schwarzem, schlichtem Haar. Ungeachtet dieser gemeinschaftlichen Bezeichnung aber finden wir unsere Lappländer und die Samojeden in dem nordwestlichen Asien von den Grönländern und Eskimos des anderen Welttheils so wesentlich an Bildung, Sprache, Sitten und Lebensweise verschieden, daß es uns nicht einfallen kann, mit dem berühmten Robertson die letzteren aus Europa nach Grönland hinüber wandern zu lassen. Die kleinen Menschen unseres Welttheils bilden Hirtenvölker, deren einziges zahmes Vieh, die Rennthiere, ihnen Nahrung und Kleidung geben, und zugleich zum Zuge gebraucht werden. Unbegreiflich wäre es daher, wenn sie bey ihrer Wanderung in eine Weltgegend, wo sie das Rennthier eben so häufig, wie in ihrem Vaterlande, in Heerden von zehntausenden, erblicken mußten, nicht alsobald die alte Lebensweise fortgesetzt, diese Thiere eingefangen, vor ihre Schlitten gespannt, gezähmt und zu allen Bedürfnissen des Lebens angezogen hätten. Die

Polarmenschen in Amerika sind aber lediglich Küstenbewohner; sie leben vom Fisch- und insbesondere vom Wallfischfange, und sind mit dem Aufenthalt im Wasser und seinen Gefahren so vertraut, daß sie gewissermaßen Amphibien genannt zu werden verdienten. Die südlichsten Punkte, wo man sie noch gefunden hat, sind: an der Westseite von Amerika die Gruppe der Fuchsinseln, die zwischen 52° und 54° N. Br. liegt, und an der Ostseite die Insel Neufundland, die sich bis zum 50sten Grade N. Br. nach Süden erstreckt. Zwischen diesen beyden Punkten bewohnen sie die Küsten des Eismeers, des Landes Labrador, und der Halbinsel Grönland, nebst den Ufern der Baffinsbay und des nördlichsten Theils der Hudsonsbay. Ob auch die Einwohner des Prinz Wilhelms Sundes und des Cooksflusses zu dieser Raße gehören, bleibt immer noch zweifelhaft; wenigstens sind sie schon größer, wohlgebildeter, den südlicheren Küstenbewohnern ähnlicher, und wer weiß aus welcher Vermischung der Raßen entsprungen, da diese Horden noch bis jetzt die gefangenen Weiber und Mädchen anderer feindlichen Stämme zu Genossen ihrer Umarmungen machen.

Die

Die Kälte ist diesen Polarmenschen so angemessen, daß sie den Aufenthalt in einem milderen Klima nicht lange vertragen. Der beschleunigte Umlauf der Säfte in ihrem kleineren Körper erhält den höheren Grad der Wärme darin, welcher sie in Stand setzt, gegen den furchtbarsten Grad des Frostes beynahe unempfindlich zu seyn. Ihre phlogistische Nahrung, die aus Wallfischfett, faulem Fleisch und faulen Fischen besteht, ist in jenen nordischen Ländern nicht nur nicht gefährlich, sondern vermehrt ebenfalls ihre innere Wärme, während das Fett, womit sie sich beschmieren, die Ausdünstung verhindert und die Haut geschmeidig, aber auch zugleich unempfindlich erhält. Man erstaunt, wie die Unreinlichkeit, bis auf den höchsten Grad getrieben, dort die Wirkung unserer pünktlichsten Sorge für die Reinlichkeit haben kann; die Ausschließung der frischen Luft aus den unterirdischen Gruben, die ihnen zum Winteraufenthalte dienen, und worin eine vom Hauche vieler Hausgenossen verpestete Atmosphäre herrscht, ist das bewährteste Mittel, eine ihrem Körper zuträgliche Wärme hervorzubringen.

Ihre Kleidung, die aus Vogelfellen und Thierhäuten bereitet wird, und ihre wenigen Geräthschaften verrathen den Fleiß und die Erfindsamkeit des langen, ruhigen Aufenthaltes im Hause. Eben diese Nothwendigkeit des Himmelsstriches, die ihnen eine halbjährige Nacht und einen halbjährigen Tag zu durchleben befiehlt, hat auch vermuthlich einigen Einfluß auf ihre milde, gesellige Stimmung und ihre Gesprächigkeit. Ihre eingeschränkten Bedürfnisse und die gewiß auch der Entfernung von der allbelebenden Sonne zuzuschreibende geringe Heftigkeit ihrer Leidenschaften scheinen es bewirkt zu haben, daß ihre Familienvereinigung beynahe patriarchalisch geblieben ist, daß sich keine angemaßte Autorität darin emporschwingt, daß kein bürgerlicher Zwang, außer etwa dem des Spottes und der Verachtung, den freyen Willen eines jeden Einzelnen zügelt, daß kein Oberherr, kein Heerführer, kein Machthabender unter ihnen bekannt ist, und daß selbst der Kunstgriff, sich zum Angekok oder Zauberer zu erklären, noch kein regelmäßiges System des Betruges und der Unterjochung nach sich gezogen hat. Ihre Phantasie trägt den Abdruck des Bodens, den sie bewoh-

nen, des Himmels über ihnen, der Schwäche ihrer Gestalt, und der Farbe ihres Lebens. Unkriegerisch und unfähig den stärkeren Amerikanischen Wilden Widerstand zu leisten, sind sie nur in jenen nordwestlichen Gegenden elend und beklagenswerth, wo die Wuth dieser Unerbittlichen sie verfolgt, und ihnen am äußersten Rande des Eismeers kaum eine Stätte vergönnt. Dort, vereinzelt und zerstreuet, gezwungen ihrer Lebensart in unterirdischen Löchern zu entsagen, erliegt endlich auch ihr Körper, so sehr er dem Norden angemessen scheint, der alles verzehrenden Kälte; Krankheit und Mangel werden das Loos der einzeln herumirrenden Familien, die endlich, wie jenes von Cook im Nortonsund gefundene Paar, wenn sie dem Tomahak der Amerikaner entgehen, dem Hungertode zur Beute werden müssen. In Grönland, wo kein anderes Amerikanisches Volk sie stört, und wo die Norwegischen Ansiedler ihnen einst das Beyspiel Europäischer, freylich damals auch noch roher, Künste gaben, haben sie sich am stärksten vermehrt. Dort herrscht in ihren häuslichen Einrichtungen gewissermaßen ein Sinn für die Bequemlichkeiten des Lebens;

dort haben sie endlich seit 1721 an vielen Stellen, durch die Bemühung Dänischer Missionarien, ihre Mythologie gegen ein Christenthum, wie sie es fassen konnten, vertauscht. Von dreißigtausend Menschen sind indessen nach sechzig Jahren nur zehntausend noch übrig; denn mit der heilsamen Lehre verpflanzten die Dänen und Norweger zugleich das Gift der Kinderblattern, welches in einem mit Fett so verschlossenen Körper fast ohne Ausnahme tödtlich ist, nach Grönland. Auf den Küsten von Labrador zählte Curtis im Jahr 1774 nur noch 1595 Eskimos.

§. 17.

Amerikanische Eingeborne oder so genannte Indianer.

Die Eingebornen des ganzen übrigen Amerika, die man gewöhnlich, wiewohl nicht schicklich, Indianer zu nennen pflegt, weil Indien das Ziel der ersten Entdecker dieses Welttheils war, haben mit den Polarmenschen, den eben erwähnten Grönländern, Eskimos und Aleyuten, außer der Bartlosigkeit,

schlechterdings nichts Charakteristisches gemein. Diese so verschrieene Bartlosigkeit der Amerikaner ist aber, nach dem einstimmigen Zeugniß aller glaubwürdigen Reisenden, kein angeborner Naturcharakter, sondern sie wird lediglich durch Kunst hervorgebracht, und gehört zu den Sitten dieser, über einen ganzen Welttheil ausgebreiteten Raße von Menschen.

Nichts ist mißlicher, als jene von Naturbeschreibern, Philosophen und Historikern so oft gemißbrauchte Kunst, aus einzelnen Angaben der Beobachter in verschiedenen Punkten dieses großen Landes, einen allgemeinen Charakter der Eingebornen abzuziehen, der als Ideal der ganzen Raße soll betrachtet werden können. Zwar scheint es mir nicht zweifelhaft, daß der schwarze Guianeser und Brasilianer, der große, starkgebaute Tschilese, der zarte, schlanke Peruaner, der dicke Mexicaner, der handfeste Irokese, der schwammige Nutkaer, und wie die unzähligen Zwischenschattirungen heißen und bezeichnet werden mögen, die Spur einer gewissen Verwandtschaft an sich tragen, welche sie insgesammt zu einer großen Familie vereinigt; allein in wie fern es möglich sey, das Kennzeichen, welches sie zu

Amerikanern stempelt und von allen anderen Menschenraßen unterscheidet, so bestimmt, so unzweydeutig anzugeben, daß es auf alle die eben genannten verschiedenen Nationen anwendbar bliebe: – dies ist eine Frage, zu deren endlicher Aburtheilung es uns vielleicht noch immer an zweckmäßigen, mit Sachkenntniß angestellten Beobachtungen fehlt. Die Farbe der Amerikaner, die man sich allgemein als kupferroth, und in allen Zonen unveränderlich vorgestellt hatte, ist, nach den zuverlässigsten Berichten, nichts weniger als gleichförmig dieselbe bey allen Amerikanischen Völkern. An der Nordwestküste haben die Stämme, die sich vom Fischfange nähren, wenn man ihnen den Schmutz, der ihre Haut bedeckt, abgewaschen hat, eine der zarten Europäischen ähnliche Gesichtsfarbe; in Tschile (Chile) und in dem gebirgigen Theile von Peru sieht man ebenfalls den Teint, zumal des anderen Geschlechtes, dem unsrigen sich nähern. In Mexico, an der Moskitoküste, in Florida und auf den Westindischen Inseln hatten die ursprünglichen Einwohner die gelbliche Indische Schattirung, und in Brasilien waren sie, wie der treue Lery erzählt, beynahe von schwarzer

Farbe. Der rothe Kupferglanz, den ihnen die Leichtgläubigkeit angedichtet hat, konnte vielleicht die Wirkung der Schminke seyn, womit die wilden Stämme sich überall, entweder zum Kampf oder bey anderen festlichen Veranlassungen, schmücken.

Die Völkerschaften, die den Norden von Amerika bewohnen, unterscheiden sich schon merklich von einander, je nachdem sie ihren Aufenthalt an der Küste oder in den Wäldern gewählt haben, und folglich entweder Ichthyophagen (Fischesser), oder umherstreifende Jäger geworden sind. Die feuchte Witterung, die in jenen noch uncultivirten, mit Wäldern und mit Gewässern so reichlich versehenen Gegenden herrscht, scheint ihnen wenigstens einen gemeinschaftlichen Charakter verliehen zu haben; ich meyne ihr so auffallendes, schwarzes, grobes, glänzendes, langes und starkes Haupthaar, und vielleicht eine damit verbundene Beschaffenheit des Körpers, eine gewisse zähe Elasticität, die zwischen der Abspannung unserer Sumpfbewohner und der verschrumpften Trockenheit der Tatarischen Steppenvölker die Mitte hält. Ihr Wuchs kommt durchgehends dem unsrigen an Höhe

gleich, und ist folglich, was wir von mittlerer Statur zu nennen pflegen; oft aber geht er auch noch über diese hinaus. Ihre Gliedmaßen sind gemeiniglich, ohne sich der idealischen Schönheit zu nähern, wohlproportionirt und insbesondere bey den Jagdvölkern zu ihren behenden Uebungen und zu langer Anstrengung geschickt. Ihre Sinne sind, wie bey den meisten uncultivirten Nationen, sehr geübt und einer uns unbegreiflichen Zartheit der Unterscheidung fähig, die, wenn sie sich mit einer geübten Vernunft zusammen gedenken ließe, die höchste Vollkommenheit der menschlichen Natur bezeichnen würde. Allein da die Entwickelung eines Organs immer nur auf Kosten eines anderen geschieht, so ist auch überall auf dem Erdboden mit dem Fortschritte der sittlichen Cultur die Abnahme dieser unbegränzten Empfänglichkeit der äußeren Sinne verbunden. Irrig hat man daher in unserer Organisation den Grund jener ins Unendliche gehenden Klassificirung der sinnlichen Eindrücke gesucht, wovon der Wilde nur darum nichts zu wissen und nichts zu unterscheiden scheint, weil sie eine Wirkung der entwickelten Vernunft und der bereicherten Sprache ist, wodurch

sich unser Bewußtseyn in mehreren Modificationen vervielfältigt.

Wenn wir nicht gegen das Zeugniß unserer Erfahrung und der Analogie annehmen wollen, daß die Natur in der Bildung des Menschen willkührlicher, als bey anderen Thieren, zu Werke gegangen sey, so folgt unausbleiblich, daß theils seine Organisation, oder der Bau des menschlichen Körpers, theils die Verhältnisse, unter denen sich ein jedes menschliches Individuum auf die Welt gesetzt findet, an der Bestimmtheit seiner Handlungen und Aeußerungen einen sehr wesentlichen Antheil haben müssen. Hätte man diesen Satz mit seinen natürlichen Folgerungen gehörig bedacht, so wären unstreitig jene übereilten Schlüsse und Abstammungs-Hypothesen unterblieben, die man so oft auf bemerkte Aehnlichkeiten in der Lebensweise und den Sitten der verschiedensten Völker gegründet hat. Ich rede hier nicht sowohl von den unsinnigen Träumen eines Moraez und eines Adair, die ohne Bedenken die Juden zum Stammvolke der Amerikaner annehmen, sondern von den bis zum Ekel wiederholten Parallelen zwischen den Bewohnern der Tatarey und denen des neuen

Welttheils. Ohne es geradezu läugnen zu wollen, daß Amerika von Asien her bevölkert worden sey, sind die zufälligen Aehnlichkeiten, auf welche man sich beruft, keinesweges hinreichend, etwas anderes als die natürliche Verwandtschaft darzuthun, welche überall aus den Handlungen vernünftiger Thiere von ähnlicher Organisation hervorleuchten muß. Charlevoix hat freylich die merkwürdige Anekdote aufbewahrt, daß einst ein Jesuit, der P. Grollon, in der Tatarey eine Huronin angetroffen habe, die er zuvor in Canada gekannt hatte; allein was diese Herren finden können, geht so oft über den Maßstab des Begreiflichen hinaus, daß es nur da zur Autorität werden kann, wo ihre Unfehlbarkeit noch gilt. Unerklärbar wird es dagegen immer bleiben, daß die Asiatischen Völker, da sie gleichsam nur einen Schritt zu machen hatten, um über Behrings Meerenge nach Amerika hinüber zu kommen, mit diesem Schritte zugleich auch alle Gewohnheiten ihres vorigen Aufenthaltes von sich geworfen, und nicht entweder ihre zahmen Thiere mit sich hinüber gebracht, oder von den wilden Heerden der in Amerika so häufigen Rennthiere und Bisamochsen sich neues Zug- und Mastvieh zugezogen

haben sollten. Je näher beyde feste Länder an einander gränzen, je leichter es den Menschen werden konnte, von dem einen zum anderen hinüber zu gehen; desto unauflöslicher wird dieser Einwurf, da die Zähmung der Thiere allen Amerikanern jederzeit so fremd geblieben ist, daß man selbst in Mexico, bey einem sonst schon merklichen Fortschritt in den Künsten der Regierung, auch nicht eine Spur davon wahrgenommen hat.

Die neulichen Entdeckungen in der Landschaft Kentucky, in dem Amerikanischen Mesopotamien, zwischen den Flüssen Ohio, Tscheroki und Mississippi, scheinen auf ganz andere Spuren zu führen. Hier, gewöhnlich dicht am Wasser, auf gut gewählten, von Natur durch ihre Lage schon festen Plätzen, findet man eine Anzahl uralter kreisförmiger Festungswerke von Stein. Die ältesten Indianer wissen nichts davon zu erzählen; jede Sage von ihrer Entstehung ist erloschen, und die Bäume innerhalb ihres Bezirkes sind nicht jünger oder schmächtiger, als die im Umkreise derselben emporgewachsenen. Unstreitig waren sie das Werk eines Volkes, das einer weit anhaltenderen Anstrengung fä-

hig war, als die jetzigen Eingebornen von Amerika, und man begreift es kaum, wie es möglich gewesen ist, sie ohne eisernes Handwerksgeräth zu erbauen. In einer bequemen Entfernung von einer jeden Feste steht immer ein kleiner Erdhügel in pyramidalischer Gestalt, der mit der Größe der benachbarten Festungswerke in Verhältniß zu seyn scheint. Wenn man ihn aufgräbt, findet man eine kalkartige Substanz darin, die man für Ueberbleibsel von Knochen, und zwar vermuthlich von menschlichen Gebeinen, hält.

Wer vermag die Dunkelheit zu durchdringen, welche die Zeitalter des Daseyns von Amerika vor dem Anfange seiner Geschichte deckt? Diese Geschichte geht in den organisirten Reichen von Peru und Mexico kaum zwey- oder dreyhundert Jahre über den Zeitpunkt der Spanischen Entdeckung zurück. Aber in jenem allgewaltigen Kreisen der Natur, da sie das ungeheure erloschene Incognitum und alle die unzähligen Thier- und Pflanzengestalten gebar, die jetzt noch die Oberfläche des Amerikanischen Bodens schmücken — wer wagt es zu läugnen, daß nicht auch die Menschengestalt unter günstigen Bedingnissen daselbst auf irgend einem

bequemen Mittelpunkte der Länder hervorgehen und sich nach allen Richtungen hin verbreiten konnte? Von Norden her kamen die Völker, die sich in Mexico civilisirten; am Mississippi und in Florida errichteten die Natsches und die Apalaschen ihren Sonnendienst; am Ohio liegen jene merkwürdigen Trümmer; im höchsten Norden verdrängt die Raße der wohlgebildeten Amerikaner erst seit Kurzem die kleinen zwergartigen Polarmenschen, und die Hundsrippen-Indianer (Dog-ribbed Indians, Fr. *Plats-côtés de chiens*) und die Kupfer-Indianer, die jetzt bis an das Eismeer in 71° N. Br. jagen, scheinen vor diesem weit südlicher gewohnt zu haben. Mehrere Data von dieser Wichtigkeit, die sich vielleicht noch künftig sammeln und zu einem historischen Lichtpunkte vereinigen lassen, zumal wenn die Beobachter selbst, mit Vorkenntnissen ausgerüstet und gegen Vorurtheile auf ihrer Hut, den eigentlichen Punkt, warum es zu thun ist, kennen und im Auge behalten werden, erleichtern einst dem künftigen Geschicht- und Menschenforscher die Beantwortung jener dunkeln Frage, woher die Amerikaner entsproßten.

Es klingt Anfangs widersinnig, wenn man die Engländer behaupten hört, daß die Ichthyophagen, oder Fischesser, an der Nordwestküste an sittlicher Bildung vor den Jagdvölkern im Inneren von Canada und um die Hudsonsbay den Vorzug verdienen, da man gleichwohl die Schilderung von ihrer ekelhaften Lebensart und ihrem Geschmack am Genusse des Menschenfleisches nicht ohne Schauder lesen kann. Allein von einer Seite scheint dennoch die Behauptung völlig gegründet, und eine oder die andere barbarische Gewohnheit, die noch aus roheren Zeiten übrig geblieben ist, darf uns im allgemeinen Urtheile nicht irre leiten. Der ruhige Aufenthalt der Küstenbewohner in einem bestimmteren Bezirk, die Regelmäßigkeit der Beschäftigungen, womit sie im Sommer ihren Lebensunterhalt gewinnen und ihren Wintervorrath einsammeln, der höhere Grad des Fleißes und der Sorgfalt, die sie auf den Bau ihrer Kähne und Häuser verwenden müssen, die winterliche Muße, die ihnen zur höheren Vollendung ihrer Kunstarbeiten, an Kleidern, Zierathen, Geräthschaften und Waffen dient, die leichtere Communication endlich auf dem Meere, diesem Elemente der menschlichen

Cultur, wodurch sich ihnen die Gelegenheit zum Verkehr und Tauschhandel mit entfernten Nachbarn und folglich zur Einsammlung eines größern Ideenvorrathes darbietet: dies alles trägt dazu bey, sie auf der Bahn zur Entwickelung ihrer schlummernden Geisteskräfte ihren Brüdern im Walde zuvorkommen zu lassen, und die Grundbegriffe aller Moralität, die richtigen Bestimmungen des Verhältnisses zwischen Mensch und Mensch ihnen näher zu legen.

Die Jagd gestattet keine Vereinigung der Menschen in so großer Anzahl, wie der Aufenthalt an einer fischreichen Küste. Unaufhörlich in kleine Familien zertheilt, die sich immer wieder abzweigen, so wie das Bedürfniß der Nahrung sie aus einander treibt, werden die nächstverwandten Horden durch diese Lebensart von einander entfremdet, und die Bande gelöset, die doch sonst unter den Völkern von einerley Mundart und Sitte wirksam sind. In der Einöde des Waldes, fern von einander, verändert sich allmählich auch die Sprache der verschiedenen kleinen Haufen; die wenigen Worte, welche sie vor ihrer Trennung kannten, verlieren sich unter der Menge der neuen, die sie sich nach und nach für neue Ge-

genstände in ihrem neuen Jagdbezirke, für neue Verhältnisse, für zufällige Ereignisse selbst bilden müssen. So entsteht eine endlose Verschiedenheit der Sprachen, wie sie im inneren Nordamerika so häufig angetroffen und von Reisebeschreibern erwähnt worden ist. Eine merkliche Abweichung unter den Gebräuchen der mancherley Völkerschaften von einander, läßt sich leicht aus eben dieser Vereinzelung erklären; selbst der Umstand, daß die verschiedenen Stämme ihren Kindern den Kopf bald so, bald anders zu formen suchen, ist eine Folge von der Beybehaltung eines Grundbegriffes, der sich nur nach den Umständen immer modificirt.

Jagd und Krieg sind die einzigen Hauptbeschäftigungen des Indianers; er jagt, wenn sein Vorrath zu Ende geht, und macht sich auf den Weg, eine benachbarte Horde zu beschleichen, wenn er dem alten Hader nachdenkt und für eine vermeinte Beleidigung Rache fordern zu müssen glaubt. Die Völkerschaften, welche den Europäischen Niederlassungen näher wohnen und mit ihren Emissarien bekannt sind, haben sich bereits an neue Bedürfnisse gewöhnt; sie brauchen Messer und anderes Eisengeräth, Tuch zur Kleidung, Zierathen zum

Putz,

Putz, Flinten, Pulver und Bley zur Jagd, und vor allem das unentbehrlich gewordene hitzige Getränk, den schlechten, ungesunden Branntwein, der sie bis in die Wurzel des Lebens vergiftet, und ihre Raße gänzlich auszurotten drohet. Sie jagen aber auch schon nicht bloß, um sich Speise und Decke zu verschaffen, sondern um Pelzwerk zusammen zu bringen, wogegen sie jene ausländischen Waaren eintauschen können. Durch den Umgang mit den Europäern, die sich lange Zeit ihre Einfältigkeit zu Nutze machten, hat ihr Charakter endlich viel von seiner ehemaligen Redlichkeit verloren; das Beyspiel des Betruges mußte sie ergreifen, und jetzt suchen sie ein Verdienst darin, ihre habsüchtigen Bundesgenossen zu überlisten. In trunkenem Muthe äußern sich ihre Leidenschaften gewaltsamer als sonst; und selbst die Abspannung, die darauf folgt, wechselt mit Anfällen von kranker Reizbarkeit, die vielleicht noch furchtbarer sind, als ihre überlegten Grausamkeiten. Kalte, empfindungslose Rache ist allen rohen, wilden Völkern gemein. Sich an die Stelle eines anderen setzen, kann nur der Mensch, den die Erziehung auf eine höhere Stufe der Besonnenheit hob.

Daher ist auch der Begriff des **Mein** dem Wilden, wie dem Kinde, so viel geläufiger, als der damit verschwisterte Begriff des Dein. Ein Fortschritt in der Bildung des Geistes, in der Entwickelung moralischer Gefühle, in der Uebung der Urtheilskraft ist auf diesem Wege, bey dieser Lebensart, und durch dieses verderbliche Verkehr mit den verworfensten Menschen unserer Europäischen Raße nicht möglich. Die alten Indianer selbst hatten noch angebornes Gefühl genug, um einzusehen, daß die Moralität ihrer Jugend durch den Umgang mit gewissen angeblichen Lehrern des Christenthums, und durch das Beyspiel ihrer zügellosen Ausschweifungen zerrüttet würde. Sie baten daher die Statthalter der Colonieen, daß man diese Elenden von ihnen entfernen möchte. Allein wie leicht es dennoch sey, mit den Amerikanischen Wilden auszukommen, in welcher natürlichen Achtung die Gesetze der Billigkeit bey ihnen stehen, dies beweisen alle die verschiedenen Unterhandlungen, welche die vereinigten Provinzen, die Canadier und die Franzosen mit ihnen gepflogen haben. Fast ohne Schwertschlag, fast ohne Streit, hat man ihnen das

Eigenthum der Ländereyen abgehandelt, auf denen jetzt die Macht der Amerikanischen Republik mit so vielem Glanze zu einem Range in der politischen Welt heranwächst.

Die beyden wichtigen Angelegenheiten des Menschengeschlechtes, die in anderen Welttheilen jeder anderen Sorge vorhergehen, und denen die Summe aller Geschäftigkeiten untergeordnet zu seyn pflegt, Regierungsform und Gottesdienst, haben dem wilden Amerikaner nie viel Kopfbrechens gekostet. Er bedarf keines Herrn und keiner Priester; wenn er in den Krieg zieht, wählt er den Tapfersten seines Haufens zum Führer, und wenn er an einen großen Wasserfall kommt, bewundert er die Macht des Unsichtbaren, der dort im Brausen der Fluthen, wie einst dem Aegyptischen Hirten in der entzündeten Sumpfluft, ihm näher zu seyn scheint. Bey gewöhnlichen Ereignissen des Lebens wendet er sich aber nicht an diesen obersten, wohlthätigen Geist; da genügt ihm der Genius, den er sich zum Schutz erkohren hat, und dessen Ebenbild er in irgend einem Thiere zu erkennen glaubt. Bey den Küstenbewohnern wird man bereits den Anfang eines

Despotismus gewahr: die Oberhäupter herrschen mit einer beynahe uneingeschränkten Macht über das gemeine Volk; sie bewohnen geräumigere Häuser, sie besitzen einen erlesenern Hausrath, sie genießen die Leckereyen und die fetten Bissen, sie werden von zahlreichen Sklaven bedient, sie halten sich sogar Sklaven zum Abschlachten für ihren Tisch, sie kennen den Luxus der Vielweiberey, sie erlaüben oder verbieten endlich das Verkehr mit den Fremden, und eignen sich die besten im Tausche gewonnenen Waaren zu. Vom hierarchischen Despotismus hingegen, von einem abgesonderten, privilegirten Priesterstande, hat man daselbst noch keine Spur bemerkt.

Das mannigfaltige Sittengemälde, die Schilderung aller verschiedenen Gewohnheiten und Gebräuche, wodurch ein Stamm sich vom anderen unterscheidet, oder worin sie alle mit einander übereinstimmen, so anmuthig und anlockend dies alles auch scheinen mag, führte uns hier zu weit von unserm Ziele. Es ist genug, daß wir hier auf die Reisebeschreiber verweisen.

§. 18.
Europäische Ansiedler.

Zur Vollständigkeit dieses Aufsatzes gehört es noch, mit einigen Worten die übrigen Bewohner des neuen Welttheils zu erwähnen, deren Ueberkunft aus unserem Welttheile bekannt ist, und die sich folglich von den ursprünglichen beyden Raßen in Amerika absondern lassen.

Schon früh im Mittelalter, um das Jahr 988 oder 989 nach Christi Geburt, entdeckten die kühnen Norwegischen Abentheurer das östliche Ufer von Grönland, und ließen sich daselbst nieder, weil aller Wahrscheinlichkeit nach damals das Klima noch ungleich milder war, als es jetzt durch die Anhäufung des Eises an den Küsten geworden ist. Von hier aus besuchten und besetzten sie auch die Insel Neufundland. Wenige Jahre nach der ersten Entdeckung (um das Jahr 1000) nahmen die dortigen Normänner das Christenthum an, und ungefähr nach Verlauf von hundert Jahren hatten sie an der Ostküste zwölf Kirchen und zwey Klöster, so wie an der Westküste vier Kirchen erbauet, und wählten ihre eigenen Bischöfe, von denen man eine Folge von sieb-

zehn aufzählen kann. Merkwürdig ist aber die um das Jahr 1376 erwähnte erste Ueberkunft der Eskimos oder jetzigen Grönländer aus dem südlicher gelegenen Lande Labrador, welches sie wahrscheinlich wegen des Andringens der anderen Amerikanischen Stämme verlassen mußten. Diese den Normännern schon längst in Neufundland bekannt gewordenen und wegen ihrer unansehnlichen Statur von ihnen mit dem verächtlichen Namen Skrellinger oder Zwerge bezeichneten Menschen waren die einzigen Bewohner der Westküste von Grönland, als man sie 1576 wieder entdeckte. Ob die zunehmende Kälte, oder die im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts eingerissene epidemische Krankheit (der so genannte schwarze Tod), oder die Skrellinger, oder endlich alle diese Ursachen zusammengenommen, die Ausrottung des Norwegischen Pflanzvolkes bewirkt haben, bleibt wahrscheinlich unserer Kritik auf immer ein unauflösliches Problem.

Nachdem Cabot 1497 die Insel Neufundland wieder gefunden hatte, folgten die verschiedenen Entdeckungsreisen im Norden schnell auf einander. So oft indeß die Westküste von Grönland berührt ward, so wenig lockte das

kalte Land irgend ein Europäisches Volk an, sich daselbst niederzulassen, bis der Prediger Egede im Jahr 1721 seinen Hof bewog, Missionsanstalten daselbst anzulegen und zu unterstützen, die zum Theil noch fortdauern und den Wallfischfang der Dänen erleichtern. Auf Hudsons Entdeckung des großen Meerbusens, der seinen Namen trägt, folgte 1669 die Errichtung der Hudsonsbay-Compagnie, als einer privilegirten Handelsgesellschaft, welche vermöge ihres Freybriefes von König Karl dem Zweyten das ausschließliche Recht erhielt, ihre Faktoreyen, an beyden Ufern der Hudsonsbay sowohl, als im Inneren des Landes, anzulegen. Dem zufolge begründete sie am Churchillfluß das Fort **Prinz von Wales**, am Nelsonfluß das Fort York, am Albanyfluß Henley Haus, und auf der Küste von Labrador, oder dem so genannten East Main, die Forts Rupert und Richmond. Im Innern erstrekken sich, wie wir gesehen haben, ihre Stationen oder Faktoreyen bis jenseits des Arathapeskow- oder Arabaska-Sees. Ihre Ausfuhr nebst den Kosten der Unterhaltung für ihre Beamten beträgt, ein Jahr ins andere, etwa zwanzigtausend Pfund Sterling; die Einfuhr

an Pelzwerk dagegen etwa sieben und zwanzig-tausend Pfund Sterling, welches einen jährlichen Gewinn von sieben tausend Pfund abwirft. Allein nach anderen Berechnungen gewinnen die Interessenten ohne allen Vergleich eine größere Summe. Auch haben sie seit einiger Zeit ihren Handel sehr zu erweitern und mit den Canadiern zu wetteifern gesucht, um dem Vorwurfe zu entgehen, daß ihre Unthätigkeit dem Brittischen Handel Abbruch thäte.

Auf Cartiers Entdeckung von Canada im Jahr 1536 folgten bald die ersten Versuche anderer Französischer Abentheurer, die sich dort sowohl, als in der benachbarten Halbinsel Acadien, niederlassen wollten; allein diese unreifen Versuche blieben ohne allen Erfolg, bis Champlain 1668 den Grund zur Stadt Quebek legte. Nunmehr hätte Canada in den Händen der Französischen Regierung eine wichtige Colonie werden können, zumal da man im Innern derselben eine Communication mit Luisiana, welches ebenfalls der Krone Frankreich gehörte, vermittelst der fünf großen Seen und der Flüsse Illinois und Mississippi eröffnet hatte; allein die groben Fehler der Colonial-Administration

vereitelten diese Aussichten in dem Grade, daß man sich 1763 glücklich schätzte, Canada und Acadien oder Neuschottland an die Engländer abzutreten.

Nach dem Verluste der übrigen Colonieen schenkte die Brittische Regierung den bisher vernachlässigten und freylich auch von der Natur etwas stiefmütterlicher behandelten nordischen Provinzen, die sich ihrer Botmäßigkeit nicht entreißen konnten, besondere Aufmerksamkeit. Canada enthielt beym Friedensschlusse von 1783 genau 113,012 Englische und Französische Colonisten, und außerdem noch gegen zehntausend Flüchtlinge aus der Amerikanischen Republik, oder so genannte Loyalisten, denen ein eigener Bezirk in der oberen Gegend von Canada am Cataraquifluß und am Ontario-See angewiesen worden ist. Die Bevölkerung von Quebek bestand damals aus 6,472 Seelen, und die von Montreal mochte nur um wenig geringer seyn.

Die so genannte Quebek-Bill, eine Parlamentsakte vom vierzehnten Regierungsjahre Georgs des Dritten, enthielt die Grundverfassung dieser Provinz, nach welcher die gesetz-

gebende Macht dem Statthalter und einem ihm zugeordneten Rathe übertragen war. Der Unterstatthalter, der Oberrichter, der Regierungs-Sekretair und zwanzig andere Mitglieder, von denen die Hälfte Französischer Abkunft seyn mußten, waren die Mitglieder jenes Rathes, und erhielten einen Jahrgehalt von hundert Pfund Sterling. Allein obgleich die meisten Funktionen der Regierung ihnen oblagen, so hatte sich doch Großbritannien das Recht, die Auflagen zu erkennen, vorbehalten, und dagegen die in fünf und zwanzigtausend Pfund Sterling bestehenden jährlichen Kosten der Civil-Liste zu bestreiten versprochen.

Diese Verfassung konnte aber nicht lange Bestand haben; es war natürlich, daß von allen Seiten Reklamationen dawider einliefen: theils von den Einwohnern der unteren Provinz, die das billige Recht sich selbst zu taxiren, und ihre eigene Provinzial-Versammlung verlangten; theils von den Loyalisten im höheren Canada, die schon in ihrem vorigen Vaterlande freyere Grundsätze geschöpft hatten, und sich an das in Quebek von dem Französischen Adel eingeführte Lehnssystem nicht gewöhnen

konnten. Die Klugheit rieth daher dem Brittischen Minister **Pitt**, dem Uebel abzuhelfen, ehe noch die Klagen recht zur Sprache kämen; und so entstand bereits im Jahr 1790 die neue Quebek-Akte, vermöge deren Canada in zwey ganz von einander unabhängige Provinzen abgetheilt wird, die nach Maßgabe des verschiedenen Bedürfnisses der Einwohner eine merklich verschiedene Verfassung erhalten haben. Auffallend ist es, daß eine Englische gesetzgebende Versammlung an der Neige des achtzehnten Jahrhunderts in dem Entwurfe dieser Verfassungen eine privilegirte Adelsklasse in Canada förmlich über die anderen Bürger erhob, ihr besondere Immunitäten bewilligte, ihre Lehnsrechte heiligte und bestätigte, und aus ihrer Mitte ein erbliches Oberparlament stiftete, welches, wie das Brittische, zugleich einen geistlichen Adel in sich schließt. Diese von der Oppositionsparthey vergeblich gerügte Barbarey unseres Zeitalters kann in jenem Welttheile nicht leicht die schlimmen Folgen, wie im unsrigen, nach sich ziehen. Das mächtige, glänzende Beyspiel der Gleichheit und Freyheit in der benachbarten Republik der vereinigten Staaten, verbreitet eine so helle Masse

von Licht, daß die Werke der Finsterniß unmöglich lange daneben bestehen können.

Die ganze Ausfuhr von Quebek betrug im Jahre 1786: 343,262 Pfund, 19 Schilling, 6 Pence Sterling, und die Einfuhr dieses Jahres 325,116 Pfund Sterling. Von der Ausfuhr war das Pelzwerk der Hauptartikel; denn er belief sich auf 285,977 Pfund. Die übrigen Artikel waren Weizen, Mehl, Zwieback, Leinsamen, allerley Hausrath von Holz, Fische, Pottasche, Oel, Ginseng und andere Arzneygewächse. Dagegen wurden eingeführt: Rum, Branntwein, Melassen oder Syrup, Kaffee, Zucker, Wein, Taback, Salz, Schokolade, Lebensmittel für die Truppen und allerley trockene Waaren.

Neuschottland und Neubraunschweig bilden jetzt ebenfalls zwey abgesonderte Provinzen, deren vorzüglichster Handel in der Verfertigung von allerley Hausrath aus ihrem guten, dauerhaften Holze besteht, den sie sodann nach den Westindischen Inseln führen, um allerley Artikel des Luxus, als Rum, Zucker, Kaffee, u. s. w. dafür einzutauschen. Ihre Fischerey ist nächst

der von Neufundland die beträchtlichste, und ward im Jahr 1743 schon auf mehr als 900,000 Pfund Sterling angeschlagen. Der Kornbau bleibt dagegen noch zu unbedeutend, um dem Bedürfnisse der Einwohner zu genügen. Ihre Verfassung ist nach der Englischen gemodelt, und für einen Staat in seiner Kindheit mag sie leicht hinreichend seyn, bis die größere Bevölkerung ihre Mängel aufdeckt. Durch die Auswanderung der Loyalisten aus den unabhängig gewordenen Provinzen hat sich die Volksmenge von Neuschottland schon ansehnlich vermehrt. Der Hauptort Halifax zählt gegen 20,000 Einwohner; Annapolis mit seinem unvergleichlichen Hafen hat sich seit dem Frieden um fünf Sechstheile vergrößert; Barrington hat 4,000, und Shelburn 13,000 Einwohner erhalten.

Ich habe diese beyden Provinzen hier erwähnt, weil die Gränzen des Theils von Nordamerika, den wir zu betrachten hatten, sie natürlich mit einzuschließen scheinen. Ueberdies gewinnen wir auch so viel durch diesen Zusatz, daß wir das wichtige Faktum der schnellen Fortschritte der hiesigen Bevölkerung am Schlusse

dieser Uebersicht vor Augen behalten, und von demselben auf die Benutzung des ganzen unermeßlichen Landes, im Westen von Canada, welches des Anbaues so fähig ist, die Anwendung machen können.

Geschichte

der

Englischen Litteratur,

vom Jahr 1789.

Geschichte der Englischen Litteratur, vom Jahre 1789.

Litterarische Zeitrechnung. Kritischer Despotismus der Recensenten. Politische Denkfreiheit und gelehrte Intoleranz. Priestleys und Gibbons Verketzerung. Taylors neuplatonische Schwärmereyen. Beyträge der Brittischen Theologen zur bessern Interpretation der Bibel. Kennicott, Lowth, Newcome, Campbell und Weston. Neue Bibelübersetzung von Geddes. Innere Erleuchtung des Professors Cooke. Predigten. Madans und Shepherds Kriege gegen die Ketzer. Politische Kanzelreden über die Revolution und über den Negerhandel. Ryans Wirkungen der verschiedenen Religionen. Lardners und Warburtons Werke. Geschichte des Judenthums, von Shaw. Zustand der Philosophie in England. Neid über die thätigen Kräfte im Menschen. Essayists, eine eigene Gattung von Schriftstellern. Priestleys Vorlesungen über die Geschichte. Monboddo vom Ursprung und der Ausbildung der Sprache. Vertheidigte Aechtheit der Parischen Chronik. Whites Uebersetzung der Reden des Cicero gegen den Verres. Pownal vom alten Gallien. Testament des Königs Alfred. Fenns diplomatische Seltenheiten. Gordons Geschichte der Nordamerikanischen Staaten. Der letzte Krieg

in Indien, von Munro. Whitakers Ehrenrettung der Königin Maria von Schottland. Russels Geschichte des heutigen Europa. Revolutionen in Holland. Biographieen Swifts und Napiers. Politische Schriften von Sir John Dalrymple, Sheridan, Scott und Sinclair. Aikins Beschreibung von England. Schutzschrift für die Ehre der Englischen Flotte. Huttons Court of Requests. Pamphlets über die Regentschaft. Schriften über den Negerhandel; Beweise aus dem alten und neuen Testament für die Rechtmäßigkeit desselben. Lebhafte Theilnahme des Publicums an dieser Untersuchung. Historische Nachrichten von der Colonie in Neu-Süd-Wallis, von Tench, White und dem Gouverneur Phillip. Portlocks und Dixons Weltumschiffungen. Irwings Reise nach Indien und Howels Rückkehr aus Indien. Lusignans Reise in der Europäischen Türkey. Die Krim, von Lady Craven bereiset und beschrieben. Mrs. Piozzis Italienische Reise. Anbureys Feldzug des Generals Burgoyne in Nordamerica. Briefe über die Barbarey vom Major Juardine. Costigans Skizzen von Portugall. Consetts Lappländische Reise. Gilpins malerische Reisen in England und Schottland. Des menschenfreundlichen Howards Nachricht von Gefängnissen und Krankenhäusern. Neue medicinische Schriften. Mouros Bursae mucosae. Deumans physiologische Kupfer. Bells und Pearsons Chirurgieen. Vom Lyceum und der humane Society gekrönte

Preisschriften. Cullens Vorlesungen über die Materia Medica. Der Schnürbrustschneider Philipp Jones, über die Verwachsenen. Naturhistorische Schriften. Smiths Linnäische Societät. Artons Hortus Kewensis. Martyns Conchologist. Künstliche Kälte; Zerlegung der Luft; Entdeckung neuer Trabanten um den Saturn und den Uranus. Schottische und Irländische königliche Gesellschaften der Wissenschaften. Marshalls Landwirthschaft. Edwards und Youngs ökonomische Luftschlösser. Werke der Phantasie. Academy for grown Horsemen. Neue Schauspiele und Romane. Graf Strongbow. Ueberschwemmung von Lehrgedichten. Uebersetzungen aus dem Persischen. Spottgedichte.

Die Sitzungen des Brittischen Parlements bestimmen die geschäftige Periode aller Kaufleute von derjenigen Klasse, welche von dem Luxus und der langen Weile der begüterten Engländer lebt. Das litterarische Jahr hebt ebenfalls mit dem November oder December an, und geht bereits im Anfang des Sommers zu Ende; denn sobald die Parlements-Glieder, und mit ihnen der ganze Schwarm von Klienten und Müßiggängern, die Hauptstadt verlassen, so halten die Buchhändler mit ihren wichtigeren Publicationen ein, aus Furcht, ihre

Ankündigungen in den Londoner Zeitungsblättern möchten übersehen, und ihre Verlagsartikel nicht bekannt genug werden. Unsere Anzeigen von den neuen Erscheinungen am litterarischen Horizont in England müssen sich nach dieser Einrichtung bequemen, und den Leser nur mit den bemerkenswerthesten Schriften, welche während der letzten Parlements-Sitzung herausgekommen sind, bekannt machen.

Es giebt gewisse Erscheinungen in der menschlichen Natur, welche dem Determinismus das Wort zu reden scheinen, und fähig sind den philanthropischen Enthusiasmus niederzuschlagen, der nicht allein vom Adel der menschlichen Seele die erhabensten Begriffe hegt, sondern sogar an eine allgemeine Veredlung des gesammten Menschengeschlechts und die Theilnehmung aller Individuen desselben an einem höheren Grade von Glückseligkeit, durch die erhöhete Thätigkeit ihres sittlichen Princips, zu glauben wagt. Wir zählen hierher vorzüglich die Trägheit des Verstandes, die Macht der Erziehung und der Gewohnheit, und die daraus entspringende Willigkeit, sich einer fremden Autorität zu unterwerfen, die auch in einem freyen Staate auffallende Hin-

dernisse der allgemeinen Aufklärung bleiben. Ein merkwürdiges Beyspiel dieser Art ist die Geduld, womit man sich in England selbst, einem litterarischen Despotismus unterwirft, wovon die Gelehrsamkeit in Deutschland und in Frankreich sich unabhängig erhalten hat. Es stimmt in der That, mehr als man glauben sollte, die gegenwärtige Brittische Litteratur auf einen gewissen einseitigen Ton, daß die Recensenten daselbst unumschränktere Schiedsrichter des Nationalgeschmacks sind, als in jedem andern cultivirten Lande. Zwey Journale the monthly und the critical Review, die seit beynahe vierzig Jahren existiren, besitzen in einem hohen Grade das Zutrauen des Publicums, und verhindern dadurch das Emporkommen anderer Schriften dieser Klasse, oder zwingen doch diese, sich von ihrem Tone nicht zu entfernen. Erst seit Kurzem, nachdem das Kenrickische London Review wieder eingegangen war, sind die English und Analitical Reviews erschienen, die sich durch jene Folgsamkeit vermuthlich erhalten werden. Auch im European und im General Magazine findet man jetzt ausführliche Beurtheilungen und nach Englischer Art ausgehobene Stellen aus

neuen Büchern, wodurch aber keinesweges der Partheylichkeit abgeholfen wird. Die Recensenten dieser kritischen Journale sind großentheils Geistliche, entweder von der anglicanischen Kirche, oder auch, zumal im Monthly Review, sogenannte Dissenters, aber darin mit einander einstimmig, daß sie, mit der Orthodoxie ihrer Sekten gewaffnet, in der Philosophie wie in der Religion keine Neuerung ungeahndet hingehen lassen. Dieser allerdings für die Recensenten, ja für ihren Stand sogar, bequemen Methode muß der gegenwärtige Zuschnitt der theoretischen Wissenschaften in England zum Theil beygemessen werden. Weit entfernt, daß man sich, der Billigkeit und der jedem freyhandelnden Wesen zuständigen Denkfreyheit gemäß, an den Platz des Schriftstellers und in seinen Gesichtspunkt versetzen sollte, um alsdann das Vollgewicht seiner Gründe zu prüfen, oder ihre Schwächen aufzudecken, verurtheilt man den Neuerer nach den Grundsätzen des Inquisitionsgerichts, eben weil er es wagen durfte, ohne des Inquisitors Brille sehen zu wollen. Man begreift gar leicht, daß in solchen Fällen Sarkasmen die Stelle der Argumente vertreten. In der fe-

sten Ueberzeugung, daß kein anderer Weg zur Wahrheit führe, außer demjenigen, den diese Herren selbst wandeln, halten sie sich berechtigt zu lachen, sobald sie einen einsamen Wanderer auf einem Nebenpfade erblicken, ungefähr wie die Fuhrleute auf der gebahnten Heerstraße am Verstande des Kräuterkenners und Geologen zweifeln, der mühsam die Felsenhöhen erklimmt. Die Fälle, wo das Publicum früher und anders als die Recensenten entscheidet, sind zufällige Ausnahmen, und wenige Schriftsteller dürfen sich rühmen, den Aristarchen ihrer Insel so ungestraft getrotzt zu haben, als Sterne in seinem unnachahmlichen Tristram Shandy.

Die Gesetzgebung in England hat in Religionssachen ein Toleranzsystem geheiligt, welches die ehemaligen fanatischen Verordnungen stillschweigend zur Vergessenheit verurtheilt. Die strengen Gesetze, wodurch die Ausübung der katholischen Religion in jener Insel verboten wird, haben, ohne eigentliche Abrogation, fast gar keine Wirkung mehr, indem man den Erweis der Uebertretung den Angebern zu erschweren gewußt hat; da hingegen bestätigt sich an den Kritiken jene alte Regel, daß die

Religionspartheyen, deren Glaubenslehren am wenigsten verschieden sind, einander oft am meisten hassen und verfolgen. Je weniger die Verschiedenheit der religiösen Grundsätze auf die bürgerliche Glückseligkeit und die öffentliche Ruhe einzelner Menschen ihren Einfluß äußert, desto intoleranter sind die Federn der verschiedenen Sektirer gegen einander, und es ist eben nichts Ungewöhnliches, daß der moralische Charakter des heterodoxen Schriftstellers um seiner Lehre willen verdächtig wird, da man von vermeintlichen Irrlehren ohne Scheu behauptet, daß sie aus Immoralität entsprießen, und wieder zu ihr führen. Mit ungewöhnlicher Strenge eifert man insbesondere gegen den berühmten Priestley, seitdem er sich öffentlich zu Socins Meinungen bekannte. Ob seine Gründe haltbar sind, davon ist unter seinen Gegnern nie die Rede: genug, daß sie ihn für keinen Christen erkennen. Eben so rufen die Zeloten das Anathema über den Geschichtschreiber Gibbon; er ist ihnen der Feind des Christenthums, der Antichrist, weil er sich gegen den Aberglauben und den Pfaffenbetrug empört, womit man die Religion in dunklen Zeitaltern besudelte. Ueber einen Thomas Taylor

hingegen, der in seinen eben erschienenen philosophical and mathematical Commentaries of Proclus die christliche Religion geradezu verwirft, und die neuplatonische Vielgötterey an ihrer Stelle zum einzig wahren Glauben machen will, verziehen sie, wie billig, nur sanft den Mund. In der That ist von einem Reformator nichts zu besorgen, der mit den Schwärmereyen des Porphyr, des Proclus, und des Plotinus angezogen kommt, und gegen einen vermeintlichen Aberglauben zu kämpfen glaubt, indem er sich des lächerlichsten nicht schämt; desto mehr hingegen von dem Scharfsinne des Forschers, der mit unerbittlicher Strenge verwirft, was auf der Wage seiner Vernunft zu leicht befunden ward.

Bey der vollkommensten Denkfreyheit, die der Staat seinen Gliedern gestattet, muß das Urtheil der kritischen Zunft, sobald es immer von dem größten Haufen blindlings unterschrieben wird, sowohl auf den Stoff als den Fortgang der Wissenschaft dennoch einen nachtheiligen Einfluß äußern. Es giebt zwar von Zeit zu Zeit originale Köpfe, die ihren eigenen Weg der Untersuchung gehen, und unbekümmert um den Tadel dieser unbefugten Censoren neue

Meinungen bekannt machen, oder so genannte Heterodoxieen mit neuen Gründen verfechten; allein sie schreiben selten für Andere als die kleine Parthey ihrer Anhänger, und das noch kleinere Häuflein der philosophischen und unphilosophischen Zweifler, die überall entweder Wahrheit oder Beruhigung suchen. Nur selten, nur wenn ein allgemein bekannter und berühmter Name, wie Priestley, sich mit Controversschriften über die Religion beschäftigt, wird das große Publicum aufmerksam; und alsdann geben die Recensenten ihr Urtheil in einem desto schneidendern Tone, um die Menge vor aufsteigenden Bedenklichkeiten zu bewahren.

Indessen arbeitet man jetzt in England auf dem Wege, den unsere protestantischen Theologen schon seit einiger Zeit betreten, und worauf sie ihrer Wissenschaft eine neue Form errungen haben: auf dem Wege der kritischen Exegese. Der allgemein betrauerte Bischof Lowth hatte den Anfang gemacht; Kennicotts neue Ausgabe der Hebräischen Bibel, mit allen ihren Mängeln, wirkte nach; der Bischof Newcome bearbeitete hierauf in Irland den Ezechiel; Dr. Campbell in Schott-

land die vier Evangelien; Weston den Gesang der Deborah; und endlich entschloß sich Dr. Geddes, eine neue Englische Bibelübersetzung zu unternehmen, die in sechs großen Quartbänden einen ungeheuren Schatz von kritischer und philologischer Gelehrsamkeit enthalten wird, und, nach den Anzeigen und Proben zu urtheilen, für das Studium der Bibel in England einen nicht geringen Nutzen verspricht. Die Bekanntschaft der heutigen Engländer, mit auswärtiger, zumal Deutscher Litteratur kommt ihnen bey Unternehmungen dieser Art sehr wesentlich zu Statten, und solchergestalt liegt doch in der genaueren Verbindung, worin jetzt die Europäischen Staaten in politischer Hinsicht mit einander stehen, ein Mittel zur gleichförmigen Ausbreitung und Mittheilung neuer Vorstellungsarten, und man hat Ursache zu vermuthen, daß, wie Newtons Grundsätze der Physik, alles anfänglichen Widerspruchs ungeachtet, bloß durch ihre Untrüglichkeit über alle Einwürfe siegten und allgemein angenommen wurden, so auch die Resultate der Prüfung, die bey uns ein neues Licht auf den langen Hader zwischen Glauben und Vernunft verbreiten, trotz der Unbiegsamkeit

orthodoxer Eiferer durch ihre eigene Wahrheit zuletzt auch in England anerkannt werden, und unvermerkt eine wichtige Veränderung in den theologischen Lehrbegriffen hervorbringen müssen. Die neue Uebersetzung der Salomonischen Sprüche von Dr. Hodgson, dem Verfasser einer bereits länger bekannten Version des hohen Liedes, kann auch gewissermaßen als eine Vorarbeit zum neuen Bibelwerk angesehen werden. Schwerlich dürfte dies aber von einer neuen Uebersetzung der Offenbarung Johannis gelten können, welche der Professor der Griechischen Sprache in Cambrigde, **William Cooke**, mit dem zu dieser Arbeit erforderlichen Aufwand von Mysticismus und dem Gepränge von innerer Erleuchtung herausgegeben hat.

Diese Auslegungen beschäftigen jedoch nur den kleinsten Theil der Englischen Geistlichkeit. Wie bey uns die Meß-Catalogen von neuen Predigten wimmeln, so findet man auch die Englischen Journale mit Anzeigen von Kanzelreden angefüllt, deren Texte nach der bekannten Methode der dortigen Homiletiker nur als Denksprüche auf dem Titelblatte glänzen. Kürzlich sind unter mehreren anderen die Pre-

digten des Dr. Leland, des beliebten Englischen Uebersetzers des Demosthenes, erschienen, die aber keine Spur von Attischer Beredtsamkeit verrathen. Die Vorlesungen von der Bamptonischen Stiftung, über die Gründe für die Glaubwürdigkeit der christlichen Religion, welche Dr. Shepherd von der Universität Oxford gehalten hat, sind zwar in einer gefälligen Schreibart abgefaßt; allein als Controvers-Reden betrachtet, von einer Schwäche der Argumentation, die selbst den Kritikern seiner Parthey bedenklich scheint. Diese Schwäche hält sie indessen nicht ab, für die Folge die stärksten Hoffnungen zu äußern, und den Verfasser einen „David zu nennen, der den höhnenden „Philister am Ende doch niederschleudern „wird.“ Dieser geistliche Riese Goliath (und wer anders, als der von allen Sekten verfolgte Priestley, wird unter diesem Namen verstanden?), der zum Aerger aller eifrigen Bekenner noch nicht zu Boden liegt, scheint in der That von den bleyernen Waffen seiner Gegner wenig gefährdet zu seyn, und den fürchterlichen Angriffen eines Madan und seines Gleichen, mit unerschrocknem Muthe die Stirn bieten zu können. Wenn wir zur Probe von

der Gefährlichkeit des letztgenannten Gegners erwähnen, daß er in dem Hebräischen Elohim die Dreyeinigkeit findet, und sich dieses Arguments mit unendlichem Triumph gegen Priestley bedient, so läßt sich auf den Punkt schließen, wohin es bis jetzt in England mit der Kritik gekommen ist, da die Plumpheit einer solchen Behauptung weder von den Recensenten, noch von dem gefürchteten Ketzer eine Rüge hervorgerufen hat.

Aus der freyen Verfassung entspringt eine besondere Gattung von geistlichen Reden, welche man Zwittergeburten der Religion und Politik nennen kann. Im Ganzen genommen scheint der Geschmack daran sich zu verlieren, und die Parlements-Häuser hören nicht mehr die Bußpredigt am Gedächtnißtage des hingerichteten Königs Karl. Schön wäre dieser Zug im National-Charakter, wenn das zarte Gefühl des Anständigen den Religionslehrern künftighin verböte, ihre Geheimnisse dadurch zu entweihen, daß sie ihrem Einflusse die bürgerlichen Verhältnisse, die eigentliche Provinz der Vernunft, unterzuordnen suchen. Vielleicht wäre dies das sicherste, auch die Philosophen ihrer Seits zu bewegen, ihre Vernunft

nicht länger über Dinge entscheiden zu lassen, welche gänzlich außer dem Gebiete des Begreiflichen liegen. Indessen predigte noch am 5ten November 1788 Stevenson über die Vortheile der den Engländern unvergeßlichen Revolution; auch erhoben Dore, Bidlake, Mends und Hawker ihre Stimme auf öffentlicher Kanzel gegen die Gräuel des Negerhandels und der Leibeigenschaft in den Zuckerinseln. Wir schweigen von so manchen Predigtsammlungen, die sich durch nichts Eigenthümliches auszeichnen, wie z. B. von den acht und zwanzig Predigten eines Ungenannten, von denen des Dr. Taylor, eines vertrauten Freundes von Samuel Johnsohn, denen des schwülstigen Morton, des Stockdale, des Bischofs von Chester, und der langen Reihe am Fest der Genesung des Königs gehaltener Dankpredigten. Auch verweilen wir nicht bey einem andern in das Fach der theologischen Litteratur gehörigen Werke, worin Ryan die Wirkungen der verschiedenen Religionen auf die Schicksale der Menschengattung darzulegen sucht. Wo die Resultate der Untersuchung durch einen betrieglichen Cirkelschluß zugleich als Grundbegriffe derselben vorangehen, was läßt sich dort

außer unkritischer Compilation, partheyischer Auswahl der Thatsachen, ungeheurer Uebertreibung und wissentlicher Verdrehung erwarten? Den hellen philosophischen Blick, den Scharfsinn und die Wahrheitsliebe des Geschichtforschers, die wir bey vergleichenden Gemälden der großen theokratischen Gesetzgebungen billig voraussetzen müssen, sucht man vergebens in dieser unverdauten Masse von kleinfügigen Anekdoten und Gemeinplätzen. Eine neue vollständige Ausgabe von den Werken des gelehrten **Lardner** in eilf Oktavbänden, und die neue Sammlung von **Warburtons** Schriften in sieben Quartbänden, sind uns dagegen willkommnere und dem Publicum nützlichere Erscheinungen; auch hat Dr. Shaw's eben erschienene Geschichte des Judenthums bey aller Einseitigkeit manche Verdienste.

Von jener großen Reform, die allmählich von Königsberg aus sich über ganz Deutschland verbreitet, und der gesammten Philosophie eine neue bestimmtere Form verspricht, hat man in England zur Zeit noch wenig gehört. Unsere philosophischen Schriftsteller sind ihrer Muttersprache so treu, und diese ist, zumal in den höheren Wissenschaften, dem Ausländer

so unerreichbar, daß die Mittheilung der Kenntnisse, welche zwischen beyden Nationen in andern Fächern Statt findet, hier gänzlich abgeschnitten bleibt. Hierzu kommt die in England ziemlich allgemeine Meinung, daß auf dem Felde der theoretischen Philosophie keine neue Ernte mehr zu gewinnen sey, die Anhänglichkeit an den allerdings sehr vortrefflichen Locke, und der theologische Haß gegen das skeptische System, dem schon das Vaterland seines Urhebers Hume bey vielen Engländern zum Vorwurf gereicht. Schottland ist gleichwohl in tiefsinnigen Untersuchungen jetzt geschäftiger als England; Beattie und Reid können mit Recht unter den Denkern ihres Zeitalters Sitz und Stimme verlangen. Die Essays on the active powers of man, das neueste Werk des letztgenannten Schriftstellers, behandeln diesen wichtigen Gegenstand mit einer Fülle von eigenen Gedanken, die uns von dem Kopfe, in welchem sie sich reiheten, und von seinem geistigen Genusse die höchsten Begriffe giebt. Selbst das Desultorische der Philosophie jener Inselaner ist innig mit ihrem National-Charakter verbunden, da hingegen der methodische Geist unserer For-

scher ihnen unter dem verhaßten Namen der scholastischen Sophisterey schon Widerwillen einflößt. Dennoch läßt es sich ohne die mindeste Divinationsgabe voraussagen, daß dieses Vorurtheil verschwinden wird, sobald es einem fähigen Kopfe gelingt, die Kantische Kritik dem Brittischen Tiefsinne in ihrer ganzen Schärfe deutlich darzulegen.

Aus dieser unkörperlichen Region, wo nur selten Meteore glänzen, senkt sich unser Blick zu den philosophischen Schriftstellern von der zweyten Klasse, und insbesondere den in England so häufigen Essayists, hinab. Lebhafte, unterhaltende, zuweilen auch gründliche Abhandlungen über einzelne Gegenstände aus dem weiten Umkreise der Philosophie, die wenigstens öfter die Resultate des eigenen Nachdenkens, als der mechanischen Aufsammlung fremder Meinungen sind, behalten für die individuelle Ausbildung derer, die ihre Kräfte daran üben, einen entschiedenen Werth, so gering auch ihr übriger Nutzen in der Litteratur seyn mag. Bey den litterarischen Kleinigkeiten dieser Art, dem Versuch über die Stufen der Cultur im Menschengeschlechte von Roberts; der Abhandlung über die Vervollkommnung

der gerichtlichen Wohlredenheit (unter dem Titel Deinology und dem angenommenen Namen Hortensius); den Briefen von Davy über die Griechische Sprache und Tonkunst; den metaphysischen Disquisitions des Arztes Worthington über Zeit, Gränzen der Vernunft, Instinkt und Erziehung, und bey mehreren ähnlichen Produkten dieses Jahres können wir uns indessen nicht aufhalten. Priestleys kritische Vorlesungen über das Studium der Geschichte haben einen auszeichnenderen Werth, und noch wichtiger sind in ihrer Art die nunmehr nach einer langen Pause erschienenen drey letzten Bände von Lord Monboddo's größerem Werke über den Ursprung und die Ausbildung der Sprache. Man kennt die Belesenheit, die Gelehrsamkeit, den feinen Sinn für die Schönheiten, und die Zierlichkeit der Griechischen Litteratur, womit dieser paradoxe Schriftsteller seine eigenen ungewöhnlichen Ansichten und Hypothesen verbindet. In dem ersten Bande waren jedoch die anstößigen Fragen vom Ursprunge der Sprache, und von unserer nahen Verwandtschaft mit dem Orangutang bereits abgethan; mithin

konnte der Verfasser, jetzt mehr in seinem eigentlichen Elemente, auf eine befriedigende Art zeigen, wie aus der bloßen Sprache des Bedürfnisses die Rede, die Kunst zu sprechen entstand, und wie sich diese immer weiter fortbildete. Er konnte sich hierauf weitläuftig ausbreiten über die Schicksale des menschlichen Wissens, über die verschiedenen Gattungen des Styls, über die relativen Vorzüge verschiedener Sprachen und Völker; er konnte sich ergießen im Lobe der Griechen. Seine Bemerkungen über die Römischen Schriftsteller und über die poetische Schreibart sollen noch folgen und das ganze Werk beschließen.

Die klassische Erziehung der Jugend unterhält in England jene Vorliebe für die einfachen Schönheiten der alten Litteratur. Daher sieht man auch nur in England manchen Kaufmannsdiener, der seinen Lateinischen Autor liest, und nicht selten einen Fähnrich oder einen Lieutenant, der sich in der Wachtstube mit dem Griechischen Homer die Zeit verkürzt. Mit diesen Vorübungen stehen die Beschäftigungen des reiferen Alters in Verbindung. So ward neulich die Aechtheit

der Parischen Marmor-Chronik bezweifelt, und so fand sie jetzt einen, freilich minder geschickten Vertheidiger an **Hewlett**. So übersetzte Glasse den Simson Agonistes des Dichters **Milton** ins Griechische, und so übersetzte ganz kürzlich **White** die Reden des **Cicero** gegen den Verres ins Englische, nicht ohne Rücksicht auf den gegenwärtigen Zeitpunkt, wo man in England so viel von der Raubsucht der Administratoren entfernter Provinzen in Anregung bringt. **Pownall**, ehemaliger Gouverneur von Neu-England, lieferte seine antiquarischen Untersuchungen über die Römische Provinz Gallien, welche die Provence, Languedoc und Dauphiné in sich begriff. Andere verwendeten hingegen ihren Fleiß auf ihres Vaterlandes ältere Geschichte. **Manning** übersetzte, und Astle, ein gelehrter Englischer Alterthumsforscher, edirte das Testament Königs Alfred des Großen, ein wichtiges Aktenstück aus jenem frühen Zeitalter, welches sowohl für den Geschichtsforscher und Rechtsgelehrten, als für den Menschenkenner, manche belehrende Stelle enthält. Sir John Fenn, der bereits vor einiger Zeit mit diplomatischen Seltenheiten

aus den Brittischen Archiven ans Licht getreten war, gab jetzt eine Menge Originalbriefe von Staatsmännern und anderen wichtigen Personen, die zu Heinrichs des Sechsten, Edwards des Vierten und Richards des Dritten Zeiten gelebt haben, heraus. Manches ungekünstelt wahre Sittengemälde aus jener Periode, manches Licht über den Zustand der Wissenschaft und Religion, manches statistische und historische Faktum, geben dieser Sammlung einen selbst für den Ausländer unverkennbaren Werth.

Im eigentlich historischen Felde bemerken wir diesesmal nur wenige Spuren von Anstrengung. Dr. Gordon schrieb seine Geschichte der vereinigten Nordamerikanischen Staaten in der unbequemen Briefform, welche nicht das einzige Tadelhafte an seinen vier Oktavbänden ist. Rutherford gab eine neue Uebersicht der alten Weltgeschichte, die jedoch keine neue Gesichtspunkte eröffnet, sondern auf dem gebahnten Wege ohne Kritik und Auswahl einhergeht. Ein dritter Schottländer, Capitain Innes Munro, beschrieb die Begebenheiten des letzten Krieges in Indien, gegen den Eroberer Hyder Ali und seine

Französischen Bundesgenossen. Auch er wählte die Briefform, doch so, daß ein Brief jedesmal einen ganzen Feldzug enthält. Als Augenzeuge konnte er die Reihe der Begebenheiten treffender schildern, und es gelingt ihm oft, in musterhafter Kürze die auffallendsten Augenblicke lebendig darzustellen. Die vorangeschickten Nachrichten von der Lebensweise in jenem entfernten von dem unsrigen so ganz verschiedenen Welttheil haben ebenfalls ihren Werth; und nimmt man hinzu, was bereits in den etwas früher gedruckten Memoirs of the War in Asia über die letzten Kriege der Engländer in Indien gesagt worden ist, so wird die Uebersicht über die Schicksale jenes unglücklichen Landes in den letzten Jahren sehr erleichtert. Was schon Stuart in seiner Geschichte von Schottland, von der Unschuld der unglücklichen Königin **Maria** mit unwiderleglichen Beweisen dargethan hatte, das vollendete jetzt **Whitaker**, der Verfasser der Geschichte von Manchester, in einem eigenen, dieser verläumdeten Königin gewidmeten Werke, worin er mit aller Evidenz, deren nur die Geschichte fähig ist, ihre Unschuld an der Ermordung **Heinrichs**, die Grundlosigkeit jener so oft erzählten Liebesgeschichte mit dem

Italiener Rizzio, die Unmöglichkeit, daß ihr Entehrer Bothwell anders, als durch die schändlichsten Mittel zum Besitz ihrer Hand habe gelangen können, und die von Blut triefende Politik der eifersüchtigen Elisabeth, zu einem sonnenklaren, überzeugenden Ganzen vereinigt. Russels Geschichte des neueren Europa, ein Werk, welches zwar einige Unvollkommenheiten, aber auch wesentliche, selbst von unsern Geschichtskennern anerkannte Verdienste hat, und bereits meisterhaft übersetzt worden ist, erhielt in einer neuen Ausgabe manche wichtige Zusätze und Verbesserungen. Die letzte Revolution in Holland veranlaßte zwey verschiedene Versuche, einer historischen Darstellung der Begebenheiten des letzten Jahrzehends, welche jene Entwickelung eigentlich vorbereiteten. Der eine liefert die ganze Geschichte der innern Angelegenheiten der Republik, lediglich aus öffentlichen Nachrichten in einem mäßigen Oktavbändchen; der andere hingegen gründet seine Erzählung auf eine durch vieljährigen Aufenthalt erworbene genaue Bekanntschaft mit den vereinigten Provinzen, und verspricht eine getreue und vollständige Schilderung aller seit 1777 daselbst vorgefalle-

nen Unruhen, wozu sein jetzt erschienenes Werkchen die Einleitung enthält. Diesen historischen Versuchen lassen sich noch ein Paar Biographieen hinzufügen, die in ihrer Art vortrefflich sind, nämlich die von Swift, welche der kürzlich verstorbene Thomas Sheridan, sein vertrauter Freund, ausgearbeitet hatte, und die des berühmten Arithmetikers Napier, die gemeinschaftliche Arbeit von Buchan und Dr. Minto.

Gewisse andere Ausarbeitungen, welche sich mehr auf die jetzige Lage und Politik von Großbrittannien beziehen, befriedigen hauptsächlich nur die Wißbegierde des Bürgers, der an den Vorzügen der Brittischen Regierungsform Theil nimmt, und ihre Lasten tragen hilft. Der Geschichtschreiber Sir John Dalrymple streitet jetzt mit großem Eifer für die Erneuerung der alten Verbindungen mit Rußland, welche während der Administration des Ministers Pitt beynahe gänzlich aufgehoben worden, und in gegenseitiges Mißtrauen ausgeartet sind. So unausführbar immer seine neuen Theilungsprojekte seyn mögen, so einleuchtend scheinen manchem wohldenkenden Britten die Gründe, wodurch er die

Allianz mit Rußland als unentbehrlich vorzustellen sucht. Der Vergleich zwischen den beyden Entwürfen einer neuen Administration der Brittischen Provinzen in Indien, wovon der erste, von Mr. Fox, ihn um das Zutrauen der Nation und um seine Ministerstelle brachte, der andere hingegen, von Mr. Pitt, die Sanktion des Parlements erhielt — dieser Vergleich, scheint dem Rhetor Sheridan in so fern mißlungen zu seyn, als er dadurch erweisen wollte, daß die von der Gesetzgebung genehmigte Bill drückender, despotischer, und der Verfassung von England selbst gefährlicher sey, als jene seines patriotischen Freundes. In solchen Fällen entscheidet die allgemeine Stimme des Volkes, dessen Gefühl durch das künstlichste Raisonnement und allen rednerischen Schmuck nicht hintergangen werden kann. Mit weit weniger Anmaßung und mit Talenten, die keinen prahlenden Schimmer von sich werfen, konnte daher der Major Scott, der Freund und Vertheidiger des angeklagten Hastings, diese Schrift sehr bündig widerlegen. Den wichtigen Gegenstand der Brittischen Finanzen hatte Sir John Sinclair bereits in seiner History of the public Revenue abzu-

handeln angefangen. Ein jetzt herausgekommener Anhang zu den ersten zwey Bänden dieses schätzbaren Werkes verspricht die baldige Bekanntmachung des vollendeten dritten Theils, worin der fleißige Verfasser die öffentliche Ausgabe und Einnahme seit der Revolution, die Bevölkerung, den Reichthum und die politischen Verhältnisse der Nation, nebst ihren Ressourcen und ihrer Schuldmasse, nach den genauesten Angaben darlegen wird. Zur Statistik, Geographie und Produktenkenntniß von England liefert der geschickte Arzt Aikin in seinem England delineated einen sehr brauchbaren Beytrag, in einer korrekten, angenehmen Schreibart. Der Vorsatz, die Ehre der Nation und zwar den kriegerischen Ruhm ihrer Seemacht zu retten, befeuerte einen ungenannten Schriftsteller, die verschiedenen Seetreffen des letzten unglücklichen Krieges einer genauen Prüfung zu unterwerfen, deren Resultat darauf hinausläuft, daß Frankreich keinesweges, wie man behaupten wollen, an seemännischer Kunst und nautischer Taktik, noch weniger aber an Muth den Söhnen Albions vorgeschritten sey. Die Ausführung dieses Satzes ist durch Bündigkeit und einfache Darstellung

der Thatsachen gut gerathen; doch ist dabey das merkwürdige Faktum nicht zu vergessen, daß eine sehr überlegene Anzahl von Schiffen auf Brittischer Seite, an den entscheidenden Siegen eines Anson, eines Hawke, eines Boscawen, im siebenjährigen Kriege, wo nicht den stärksten, doch einen wesentlichen Antheil hatte. Zu diesen neuen Schriften, welche sich lediglich auf Nationalverhältnisse gründen, fügen wir noch Hutton's Court of Requests hinzu. In diesem Werkchen, dessen Titel von einer, der Brittischen gerichtlichen Verfassung eigenthümlichen Art Tribunale entlehnt ist, welche die Beytreibung kleiner Schulden zum Endzweck haben, charakterisirt er sowohl die in einem solchen Forum sitzenden Richter, als auch den ganzen Verlauf des daselbst zu führenden Prozesses, indem er alles, was sich in dem von Birmingham seit funfzehn Jahren zugetragen hat, mit einer köstlichen Laune erzählt. Sein lachender Mund zeigt hier dem jungen Rechtsgelehrten die oft sehr schwer zu erkennende Gränze zwischen dem Buchstaben des Gesetzes und der Billigkeit, indeß seine Behandlungsart zugleich beweiset, daß Witz und Geschmack das trockenste Studium in das an-

ziehendste verwandeln können. Kaum bedarf es endlich hier noch einer Erwähnung, daß der Strom von politischen Pamphlets in den Wintermonathen dieses Jahres mit ungewöhnlicher Wuth das Feld der Brittischen Litteratur überschwemmte. Der heftige Streit über die Regentschaft und die Ansprüche des Thronerben erfüllte die Gemüther mit bangen Erwartungen, oder mit kühnen Planen zukünftiger Größe, fachte die Flammen des Partheygeistes an, und veranlaßte beyde Theile, entweder ihren Uebermuth oder ihren Unmuth in anonymischen Aufsätzen auszuhauchen.

Mit diesen dem Brittischen Nationalinteresse so verwandten Materien verbindet sich auch der immer fortdauernde Enthusiamus für die Abschaffung des Afrikanischen Negerhandels und der Westindischen Sklaverey, dessen Ausströmungen jener dem Britten noch näher liegende Kampf zwischen dem Minister und dem Thronfolger zwar eine Zeitlang zurückhalten, aber nicht auf immer unterdrücken konnte. Benezets historische Nachrichten von Guinea, die bereits vor der Mitte dieses Jahrhunderts einen lauten und nachdruckvollen Zuruf an die Menschheit zu Gunsten der Neger enthielten,

wurden im vorigen Jahre wieder neu aufgelegt. **Clarksons** Preisschrift über die Sklaverey, und dessen Aufsatz über die Nachtheile des Negerhandels für England; die schaudervollen Nachrichten des Wundarztes **Falconbridge** von diesem Handel; **Hollingsworths** Plane zur Abschaffung desselben in seiner Abhandlung über die Sitten und die Regierungsform von Afrika; **Dicksons** Briefe über den Zustand der Sklaven in Barbados; **Grenville Sharp's** Namenverzeichniß der Gesellschaft, die im Jahre 1787 zusammentrat, um die Abschaffung des Sklavenhandels zu bewirken; **Burgeß** Betrachtungen über diesen Gegenstand; die bereits erwähnten Predigten gegen die Rechtmäßigkeit dieses Handels; die Versuche von **Hughes**, **Stanfield** und einigen Andern, machen, nebst **Ramsays** älterer Schutzschrift für diese unglücklichen Opfer Europäischer Habsucht, eine kleine Bibliothek, die man beynahe um die Hälfte vermehren kann, wenn man die Schriftsteller darin aufnimmt, die sowohl den Afrikanischen Menschenhandel rechtfertigen, als auch die Leibeigenschaft vertheidigen, und ihre Wirkungen nicht allein nützlich und für den Handel

Großbritanniens unentbehrlich, sondern auch für die so erniedrigte Menschenklasse wohlthätig nennen. Es ist auch wohl nicht zu leugnen, daß man im ersten Feuer der Philanthropie manchen Vorschlag gethan, wodurch der schwarze Nächste in eine ihm selbst gefährliche Ungebundenheit versetzt, und zugleich eine sehr ansehnliche Klasse von Weißen völlig zu Grunde gerichtet worden wäre.

Die einzigen anwendbaren Mittel sind unstreitig diejenigen, welche langsam und ohne Gewaltthätigkeit die allmähliche Abschaffung des verhaßten Negerhandels und die Emancipation der Sklaven bewirken; und dieses Resultat ist die schöne Folge des freyen Untersuchungsgeistes, der seinen Gegenstand von allen Seiten erforscht. Auf Seiten der Parthey, welche die Eigenthumsrechte der Westindischen Pflanzer nicht geschmälert wissen, und die ansehnlichen Kaufleute, die unter der Garantie und Aufmunterung des Staats ihre Capitalien in die Afrikanische Schifffahrt legten, nicht plötzlich verarmen lassen will, giebt es einige Schriftsteller, die mit vieler Mäßigung geschrieben, und dadurch großen Eindruck gemacht haben. Dahin gehört

hauptsächlich **Norris**, der seiner Reise nach Abomey eine Schutzschrift dieses Inhalts beygefügt hat, und zugleich das Elend der Neger in ihren ursprünglichen Wohnsitzen unter den grausamsten Tyrannen sehr anschaulich schildert; ferner **Fuller**, der eine Sammlung von den in Jamaika promulgirten Gesetzen zur Erleichterung des Schicksals der Negersklaven herausgegeben hat, und **Beckford** (ein Sohn des berühmten Mannes, dessen Patriotismus die Stadt London durch eine Bildsäule verewigte), der den Zustand der Neger in Westindien in einem sehr vortheilhaften Lichte malt. Es giebt aber auch einen **Adams**, der seine cool Addreſs mit den heftigsten Schmähungen durchwebt, und einen **Holder** und **Harris** angreift, die aus dem Mosaischen Rechte beweisen, daß die unglücklichen Afrikaner, diese verfluchte Nachkommenschaft Chams, die Sklaven ihrer weißen Brüder seyn sollen und müssen. Freylich bleiben indessen diese menschenfreundlichen Theologen noch weit hinter dem Deutschen zurück, der neulich bewiesen hat, der Negerhandel sey im Evangelium erlaubt, und vom Apostel Paulus geboten!

Durch

Durch die Aufzählung dieses Heeres von Schriftstellern über einen einzelnen politischen Gegenstand, geben wir den deutlichsten Begriff von der erstaunlichen Lebhaftigkeit, womit die ganze Nation sich für oder wider die Leibeigenschaft der Schwarzen interessirte. Von den Parlementsdebatten, die sich darauf beziehen, ward eine Auflage von eilftausend, und von der Schrift des Falconbrigde eine von funfzehntausend Exemplaren vergriffen.

Außer der unmittelbaren Rechtsfrage, die in allen diesen Schriften beleuchtet wird, findet der Philosoph und Menschenforscher darin manchen wichtigen Beytrag zur Kenntniß von Afrika und Westindien, manchen treffenden Abriß der Sitten in beyden Welttheilen, und manche Data zur Geschichte des Brittischen Handels. Die im Norris vorkommende Beschreibung von Guinea und seine Geschichte der grausamen Dahomer, füllt eine Lücke in unserer Geschichte und Geographie, Fächern, worin es England jetzt seinen Nachbarn zuvorzuthun scheint. Die Litteratur dieses Jahres liefert uns in der That viele wesentliche Erweiterungen der Länder- und Menschenkunde, geographische Ausarbeitungen, Sittenbeobach-

tungen, Landreisen und Entdeckungsfahrten in unerforschte Meere. Von dem auf Neu-Süd-Wallis, oder der östlichen Küste von Neu-Holland errichteten Etablissement im Jackson's Hafen sind bereits mehrere Nachrichten erschienen, welche theils die Reisebegebenheiten des ersten dahin abgegangenen Transports von Missethätern, theils die Beschaffenheit des Landes, das Betragen der ursprünglichen Einwohner, und die Aussichten für die Zukunft, die Hoffnung des Flors und Gedeihens, oder die Gefahr des Mißlingens der ganzen Unternehmung schildern. Capitain Tench, vom Corps der Seesoldaten, gab zuerst eine kurze, jedoch gut geschriebene und einen richtigen Blick verrathende Erzählung heraus, welche die Erwartungen von den großen Vortheilen jener Colonie um vieles herabstimmte.

Einige anonymische Berichte blieben nicht in den Gränzen der Bescheidenheit, und suchten den Gedanken Neu-Holland durch Delinquenten anbauen zu lassen, unter den gehässigsten Farben darzustellen. Diese Vorurtheile zu entkräften und einen richtigern Gesichtspunkt anzugeben, mußte das Ministerium sich entschließen, die authentischen Berichte des

Gouverneurs Phillip selbst, mit einer Verzierung von funfzig Kupferstichen, auf die Art, wie man Cooks Reisen dem Publicum vorgelegt hatte, herauszugeben. Dieses wichtige Werk, welches in dem Augenblick, wo wir schreiben, wirklich erschienen ist, enthält außer der Reisegeschichte des Gouverneurs und der genau detaillirten Beschreibung der Niederlassungen zu Port Jackson und auf der Norfolks-Insel, die Tagebücher des Lieutenants Shortland, Watts und Ball, und des Capitains Marshall, worin diese Officier von ihren Entdeckungen in dem Südmeere Rechenschaft geben. Zu gleicher Zeit kündigte der Ober-Wundarzt der Truppen und der Colonie in Neu-Süd-Wallis, John White, auch seine Reisebeschreibung nebst den Bemerkungen, die er während seines dortigen Aufenthalts, über die Eingebornen sowohl, als über die Naturprodukte, die Thiere, Pflanzen und Mineralien jener Weltgegend gesammelt hatte, mit vielen botanischen und geographischen Kupfern an. Mittlerweile hatten die wichtigen Vortheile, welche der Pelzhandel an der Nordwest-Küste von Amerika darzubieten schien, den Unternehmungsgeist mancher Britten theils in

Indien und China, theils in England selbst geweckt. Man rüstete mehrere Schiffe aus, man folgte jener von **Cook** zuerst beschifften Bahn, und trieb einen vortheilhaften Tauschhandel mit den Wilden jener Amerikanischen Gestade.

Zwey Schiffe, von einer in London errichteten Handlungs-Compagnie equipirt, gingen unter der Führung der Capitaine **Portlok** und **Dixon**, die beyde auf des großen Weltumseglers letzter Fahrt gedient hatten, nach den Sandwichs-Inseln, nach dem Cooks-Fluß und des Prinzen-Wilhelms-Sund auf jenen Handel aus. Beyde Befehlshaber gaben bald nach ihrer Zurückkunft eine umständliche Nachricht von dem Verlauf ihrer Reise, und der reichlichen Nachlese von neuen Entdeckungen, wodurch sie sich vor andern Abentheurern ausgezeichnet hatten. Viele neue Häfen an der Nordostseite von Amerika, manche Berichtigung der Cookischen Angaben, eine große Gruppe von Inseln und ein tiefer Meerbusen, welcher sich mehrere hundert Meilen weit ostwärts in das Innere des Landes erstreckt, und die Communication zwischen der Hudsons-Bay und den jenseitigen Ufern sehr

erleichtert, sind die wichtigen Resultate dieser von Brittischen Kaufleuten veranstalteten Weltumschiffung. Die Reisebeschreibungen selbst sind mit einigen naturhistorischen Abbildungen und einigen nicht sehr bedeutenden Aussichten geziert; ihr größter Reichthum besteht in Landcharten und Portulanen, wodurch sie der neuern Geographie einen wichtigen Beytrag liefern. Es wäre zu viel gefordert, wenn man auch von Seiten der Schreibart und des Beobachtungsgeistes erwarten wollte, was nur ein seltener großer Mann, wie Cook, und auch dieser anfänglich nur mit Hülfe seiner gelehrten Begleiter, leisten konnte; genug, wenn die Neuheit der Gegenstände diese Werke dem Forscher in den Wissenschaften empfiehlt, und wenn er darin die Bestätigung so mancher erst eben bekannt gewordenen, so mancher ungewöhnlichen Sittenschilderungen entfernter Nationen liest.

Zur Kenntniß von Asien erhielten wir in diesem Jahr ebenfalls einige Beyträge von Englischen Reisenden. Mr. Eyles Irwin lieferte in einer dritten Ausgabe seiner Reise durch den Meerbusen von Arabien und die Aegyptische Wüste, die Schilderung einer

späteren Rückkehr nach Indien in den Jahren 1780 und 1781 über Venedig, Laodicea, Aleppo, die große Wüste längs dem Euphrat nach Bagdad, Bassora, und so weiter anf dem Persischen Meerbusen nach Bombay. In der Wüste entdeckte er, nicht weit von Palmyra, der ehemals herrlichen Residenz einer Zenobia, die Ruinen einiger alten Gebäude, die er für den Sommerpallast dieser großen Königin zu halten scheint. Ihre Bauart, ihre Pfeiler von gemischter und Griechischer Ordnung, ihre Lage auf dem halben Wege zwischen dem Euphrat und Palmira, eine Tagereise weit von beyden, können diese Vermuthung unterstützen; wiewohl es nicht minder wahrscheinlich ist, daß irgend ein Abassidischer Kaliph die Trümmer von Palmyra benutzen konnte, um sich ein Landhaus zu erbauen, von dessen Gärten man noch in der umliegenden Gegend einige Spuren entdeckt. Die Schreibart des Verfassers hat sehr viel Anziehendes, und am Schlusse seines Werkes giebt er wieder einige Proben von seinem bereits bekannten dichterischen Talent. Eine andere merkwürdige Reise durch Asien eröffnet der Ostindi-

schen Compagnie die wichtige Aussicht, daß es einen Weg zwischen Indien und England giebt, welchen ein Courier in zwey Monathen bequem zurücklegen kann. Der in Diensten dieser Compagnie stehende Arzt Thomas Howel, reisete von Bombay zu Schiffe nach Bassora; sodann in Kähnen den Euphrat hinauf nach Hilleh, welches an der Stelle des alten, von unserer Erde verschwundene Babylon liegt, und von da nach dem eine Tagereise weit über Land am Tigris gelegenen Bagdad. Hier nahm er Türkische Courierpferde und Führer, mit denen er über Mosul, Diarbekir und Amasia nach Nikomedien ritt, und sich daselbst nach Constantinopel übersetzen ließ. Das kurze Tagebuch dieser Reise, welche mehr als gewöhnliche Kräfte des Leibes, und wir möchten auch sagen des Geistes, voraussetzt, enthält einige Bemerkungen über das Klima von Natolien, und über die Sitten der gemeinen Türken, die uns für die Durchlesung entschädigen.

Rennels vortreffliche Karte von Indostan nebst dem dazu gehörigen Memoir, ist bereits allen Geographen als ein Meisterwerk bekannt,

und wir erwähnen es hier bloß in der Absicht, an die darin befindliche kurze Nachricht von der außerordentlichen Reise eines gewissen Forster zu erinnern, der in mohrischer Verkleidung die inneren Provinzen des nördlichen Indien durchirrte, das Paradies der Indier, Kaschmire, besuchte, und sodann durch Persien und Rußland in sein Vaterland zurückkehrte. Kürzlich gab auch Lusignan, der in London wohnhafte Verfasser der Geschichte des berühmten Ali Bey, ein Paar Bändchen Briefe an den Arzt Sir William Fordyce heraus, worin er außer einigen Ausfällen gegen den beliebten Volney, seine Reise durch die Europäische Türkey und einen Theil von Deutschland beschreibt. Doch nicht unser Geschlecht allein wagt Gesundheit und Leben, verläßt die lange gewohnten Bequemlichkeiten seiner Heimath, und durchirrt entfernte Wüsteneyen, oder besucht die armseligen Hütten der Nordischen Sklavenvölker, und der rohen Nomaden des Morgenlandes. Eine Englische Dame vom ersten Range, Lady Craven, hatte den Muth, jene glänzenden Zirkel, wo Fürsten und Menschen ihrem Geist und ihrer Bildung huldigten, gegen die beschneyeten Ebenen von Litthauen

und Rußland und die Salzsteppen der Krim zu vertauschen, um ihre Wißbegierde zu befriedigen, und die Natur nebst ihrem Haushalter, dem Menschen, in den auffallendsten Verschiedenheiten mit eigenem Scharfblick zu betrachten. Mit dankbarer Aufmerksamkeit liest man ihre Briefe an einen Deutschen Fürsten, mit dem ihr Geist und Herz verschwistert sind, und sammelt die in kunstlos gaukelndem Ton hingestreuten treffenden Bemerkungen, deren wenige starkgezeichnete Umrisse so viel Bedeutendes für die Phantasie enthalten. Einige Kupfer und vorzüglich eine neue Karte von Taurien oder der ehemaligen Krim schmücken ihre Reisebeschreibung.

Ein anderes Englisches Frauenzimmer, Mrs. Piozzi, die Freundin des berühmten Dr. Johnson, und die Herausgeberin seiner Correspondenz und der Anekdoten zur Geschichte seines Lebens, reisete zwar nur nach Italien, und besuchte auf ihrem Rückwege einige Deutsche Hauptstädte; allein ihre munteren Erzählungen von allem was ihr in diesen Ländern merkwürdig schien, gehören zu den unterhaltendsten Produkten des diesjährigen Schriftstellerfleißes. Von dem unglücklichen Feldzuge des

Generals Burgoyne, von den Sitten der Canadier, der Neu-Engländer und Virginier, und im Allgemeinen von der Ansicht der Länder zwischen dem Sanct Lorenz- und dem Potomakflusse, handelt ein Augenzeuge und mitgefangener Officier, Anburey, in seinen gutgeschriebenen Briefen. Einen andern Welttheil betreffen die Briefe des Majors Juardine, nämlich die Küste der Barbarey, wo sich der Verfasser eine Zeitlang als Abgeordneter am Hofe des Kaisers von Marokko aufhielt, und demnächst auch Spanien, Portugall und Frankreich besuchte. Die Sketches oder Skizzen des Capitains Costigan von den Sitten in Portugall, gehören ebenfalls hierher. Auch müssen wir noch eines Englischen Reisenden, des Baronetts Sir Henry Liddell, erwähnen, der Schweden, Lappland, Finnland und Dännemark zum Gegenstande seiner Bemerkungen wählte, ein Paar Lappländische Mädchen auf einige Monathe nach England kommen ließ, und sie mit Geschenken reichlich ausgestattet, wieder zurück in ihr Vaterland schickte. Der Freund und Reisegefährte des Baronetts, Mr. Consett, beschreibt die Begebenheiten dieser Excursion, freylich mit mehr gutem Wil-

len als Talent. In Shaws Tour to the West of England vermißt man ebenfalls zu sehr den Blick und den Geist eines Pennant, um den dicken Band mit Vergnügen zu Ende zu bringen, und nicht über den langweiligen Familien-Anekdoten zu ermüden. Die unterhaltenden mahlerischen Reisen Gilpins in Westmoreland, den Weyefluß hinab, und in den Gebirgen von Schottland, mit Aussichten in Acqua tinta verziert, und mit einer lieblichen, am Schönen der Natur nie zu ersättigenden Phantasie geschrieben, verdienen hingegen die Aufmerksamkeit gefühlvoller Leser, und eine Stelle in der Bibliothek eines jeden Künstlers und eines jeden Dilettanten.

Endlich dürfen wir hier auch das neueste Werk des menschenfreundlichen Howard, über die Gefängnisse, Spitäler und Lazarethe in Europa, nicht mit Stillschweigen übergehen. Der Enthusiasmus dieses guten Mannes für den individuellen Gegenstand, der sich nun einmal seiner ganzen Seele bemächtigt hat, die Erleichterung der leidenden Menschheit im Kerker und in öffentlichen Krankenhäusern, mag zuweilen, wie die Englischen Kritiker ihm etwas unfein vorwerfen, ein wenig übertrieben

seyn; aber der Gehalt seiner Beobachtungen ist unstreitig von der Wichtigkeit, welche kaum einen mißbilligenden Seitenblick auf die Art, wie er sie sich erwarb, zu entschuldigen scheint. Dem Denker, dem Staatsmanne, und jedem gutgesinnten Menschen kann es nicht gleichgültig seyn, wie Tausende seiner Brüder, aus Mangel an Vorsorge, oder aus übelverstandener Gerechtigkeitsliebe verschmachten; die Bekanntmachung guter Anstalten kann künftighin dazu dienen, daß menschliche Gesetzgeber und Richter sie zum Muster wählen; die Erweckung der allgemeinen Mißbilligung kann diejenigen, die sich nicht so leicht an die Stelle des leidenden Verbrechers, oder des hülflosen und kranken Armen setzen, zur Untersuchung und Verbesserung unzweckmäßiger Gefängnisse und ungesunder Hospitäler bewegen; ja, im Beyspiel der Pest erhellt es deutlich, daß der Muth und die Beharrlichkeit des würdigen Verfassers einige selbst dem Politiker wichtige Resultate erforschen konnten, indem er es sehr wahrscheinlich macht, daß der Verfall des Englischen Handels nach der Levante durch die Errichtung ordentlicher Quarantainen-Lazarethe in England hätte verhütet werden kön-

nen, in deren Ermangelung man sich jetzt genöthigt sieht, die Baumwolle, welche den Englischen Fabrikanten unentbehrlich ist, durch die dritte Hand von den Holländern zu erhandeln. Das schätzbare Werk ist mit vielen gut ausgeführten Kupfern ausgeschmückt, ohne dadurch vertheuert zu werden.

Die in dem zuletzt erwähnten Werke häufig vorkommenden medicinischen Bemerkungen führen uns zu den gelehrten Arbeiten der praktischen Aerzte und Wundärzte, der Physiologen und Zergliederer, deren Verdienste sowohl im Norden als im Süden der Brittischen Insel, das Ausland anerkennt. Die wichtigste Erscheinung im anatomischen Fache ist unstreitig das Werk des berühmten Alexander **Monro** über die Schleimsäcke im menschlichen Körper, deren der große Albinus nur sechzehn Paar gekannt hat, da hingegen der Schottische Zergliederer ihre Anzahl auf hundert und vierzig bringt. Die Wichtigkeit dieser Entdeckung für die Physiologie und Pathologie, die sich schon jetzt zum Theil bestimmen, zum Theil voraus ahnden läßt, werden erst künftige Wahrnehmungen näher entwikkeln. Der Verfasser giebt bereits einige Ge-

sichtspunkte an, wo seine Beobachtungen von unmittelbarem Nutzen für die Heilkunde zu seyn scheinen; und lehrten sie auch nur diese einzige Wahrheit, daß der Bau unseres Körpers noch lange nicht hinlänglich erforscht worden ist, so verdienten sie schon den Beyfall aller denkenden Aerzte. Weit weniger hingegen läßt sich zum Ruhme der Kupfer sagen, welche Dr. Denman in der Absicht, die Fortpflanzung der Thiere zu erläutern, herausgegeben hat. Aitkens Entbindungskunst hat wenigstens den Beyfall des Englischen Publicums für sich, welches in Zeit von zwey Jahren drey Auflagen dieses Werkes vergriff. Der sechste und vollendende Band von Bells Chirurgie hat den anerkannten Werth der vorhergehenden Bände; doch verdient auch Pearsons eben angefangene neue Chirurgie in Aphorismen einigen Beyfall, und die chirurgischen Abhandlungen des Dr. Underwood, wovon bereits die zweyte vermehrte Ausgabe erschienen ist, enthalten viele praktische Bemerkungen, die dem angehenden Wundarzte lehrreich seyn können. Die Schaumünze des Lyceums ist diesesmal dem Wundarzte Moore für seine Preisschrift über den Gang

der Natur bey der Heilung der Wunden, zuerkannt worden. Zwey andere Preisschriften, eine von Goodwin, die andere von Kite, haben jene die goldene, diese die silberne Medaille der humane Society erhalten; die Preisfrage betraf die zweckmäßigsten Rettungsmittel der anscheinend Todten. Zum Besten dieser menschenfreundlichen Gesellschaft lies Dr. Lettsom sein Traktätchen über die Wirkungen des unmäßigen Trinkens drucken.

Die Krankheiten des heißen Himmelstriches wurden neuerlich von zwey geschickten Aerzten näher beobachtet und beschrieben. Der eine, Dr. Moseley, schickt seinem Werke eine lesenswerthe Abhandlung über das Klima und die Lebensweise in den Westindischen Inseln voran. Der andere, Dr. John Hunter, beschreibt ebenfalls die Insel Jamaika in medicinischer Hinsicht; in der Curart aber scheinen sie nicht zusammenzustimmen. Von dem letztgenannten Arzte muß man den Wundarzt gleiches Namens unterscheiden, dessen Verdienste um die Zergliederungskunst so bekannt sind, und dessen neuliche Abhandlung über die Lustseuche einen gelehrten Streit zwischen den Wundärzten Foote und Peake veranlaßt hat. Ueber die

Pest schrieb Dr. Henderson, ein Arzt, der sich lange im Orient aufgehalten hatte; allein es scheint eben nicht, daß es ihm gelungen sey, ein neues und zuverlässiges Mittel gegen diese fürchterliche Seuche zu entdecken. Eben so wenig möchten wir den Anmaßungen des Dr. Rowley trauen, der es gemeinhin mit den hartnäckigsten Krankheiten aufzunehmen pflegt, und kürzlich über die Heilmethode der chronischen Weiberkrankheiten, über Krämpfe, gallichte Zufälle, Schlagflüsse, Wahnsinn und Selbstmord, geschrieben hat. Weit wichtigere Beyträge zur Heilkunde enthält der jetzt erschienene zweyte Band der Abhandlungen der medical Society in London, und der von Dr. Duncan herausgegebene dritte Theil der medical Commentaries. Auch ist die neue Englische Ausgabe von Sydenhams unsterblichen Werken, welche Dr. Wallis besorgt hat, verdienstlicher als mancher neue Versuch eines angehenden Praktikus, der sich einen Ruf erschreiben will. Ein ähnliches Verdienst hat sich Dr. Smyth durch die Herausgabe der Handschriften des verstorbenen Dr. Stark erworben. Noch brauchbarer und in ihrer Art vortrefflicher sind aber Cullens Vorlesungen

über

über die Arzneymittel, die jetzt in einer authentischen, vom Verfasser selbst ausgearbeiteten Edition zum zweytenmal erschienen sind. Die pharmaceutische Chemie von Dr. Donald Monro füllte zwar eine Lücke in der medicinischen Litteratur der Engländer; allein sie verdient kaum einer Nation genannt zu werden, die einen Hagen und so manchen andern geschickten Pharmaceotiker besitzt.

Um das Verzeichniß der neuherausgekommenen medicinischen Schriften vollständiger zu machen, erwähnen wir noch einer gründlichen Abhandlung aus der Vieharzneykunde, von Clark, über die beste Methode die Pferde gesund zu erhalten, und endlich die, wegen des Gewerbes ihres Verfassers, eines Schnürbrustschneiders, merkwürdige Schrift über die Verwachsenen, deren Rückgrat mißgestaltet ist. Dieser gelehrte Handwerker, Philipp Jones, der sich in des verstorbenen Dr. Hunters anatomischen Vorlesungen die gehörige Kenntniß des menschlichen Körperbaues erwarb, um über einen Gegenstand, wobey seine Kunst in Betrachtung kam, mit Sachkenntniß sprechen zu können, liefert in seinem Werke einen Vor-

schlag, wie jenen Verunstaltungen am besten abgeholfen werden könne, welcher sehr viel Belesenheit in den Schriften der vorzüglichsten Wundärzte und gründliche medicinische Kenntnisse verräth.

Ueberhaupt bemerken wir in der Litteratur dieses Jahrs die Bestätigung dessen, was wir bereits von dem in England so regen Eifer für die Erweiterung der Erfahrungswissenschaften (Kleine Schriften, B. II. S. 251. u. f.) behauptet, und mit gültigen Beweisen belegt haben. In allen Zweigen der Naturgeschichte und der Naturlehre finden wir entweder neue Entdeckungen, oder doch neue Produkte des Fleißes und der Liebe für diese Wissenschaften, welche theils Gelehrte von Profession, theils bloße Dilettanten beseelt. Dr. Smith, der nunmehrige Besitzer des Linnäischen Naturalien-Cabinets, und insbesondere der lehrreichen Kräutersammlung dieses bewundernswürdigen Botanikers, gab die Erstlinge seiner Arbeiten über diesen noch nicht gehörig benutzten Schatz in einem Foliobande mit vielen Kupfern heraus, und stiftete auch zum Andenken des großen Schwedischen Naturforschers eine Linnäische

Societät, welche sich wöchentlich bey ihm versammelt, um in den Fußstapfen des Mannes, dessen Namen sie trägt, die Wissenschaft zu bereichern. Der vortreffliche Kunstgärtner Aiton, gab endlich auch das lehrreiche Verzeichniß der im königlichen Garten zu Kew, unter seiner Vorsorge wachsenden ausländischen Pflanzen heraus, unter denen sich eine große Menge neuer, zuvor noch nie bekannt gewordener Gattungen befinden. Dieser Hortus Kewensis füllt daher drey Oktavbände, und enthält einige erläuternde Kupfer. **Martyn** ließ zur bessern Erklärung seiner Briefe über die Grundlehren der Botanik acht und dreyßig Zeichnungen von den Kennzeichen der Klassen des Linnäischen Systems in Kupfer stechen, die jedoch seit **Millers** Einleitung in die Botanik entbehrlicher zu seyn schienen. Das prächtigste Kupferwerk, welches nach so vielen, zum Theil mit Recht bewunderten Werken über die Naturgeschichte der Muscheln und Schnecken, unter dem Titel: the universal Conchyliologist, erscheint, hat einen andern **Thomas Martyn** zum Verfasser. Auf den achtzig Platten in breitem Regal-Folio, die mit Farben ausgemahlt sind, und nebst dem Text zwey Bände

ausmachen, sind alle mehr oder weniger bekannte aus der Südsee und anderen von Cook durchschifften Meeren mitgebrachte Muschel- und Schneckenarten, mit einer Kunst, Pracht und Schönheit abgebildet, die sich zum Theil auch schon aus dem ungeheuren Preise von dreyßig Louisd'or vermuthen läßt. Man hat berechnet, daß wenn die ganze Conchyliologie auf diese Art wirklich nach der Natur gezeichnet, gestochen und ausgemahlt werden sollte, jedes Exemplar des ganzen Werkes 24,000 Gulden kosten würde: eine Summe, die kein Monarch an ein so geringfügiges Studium, wie dieses, wo nur die bunten Kalkhäuser der Schalthiere betrachtet werden, wegwerfen kann. Die neue Ausgabe von Berkenhouts Synopsis der Naturgeschichte von Großbrittannien und Irland in zwey Oktavbänden hat unzählige Verbesserungen und Zusätze erhalten, wodurch sie dem Anfänger nützlich werden kann. Dr. Samuel Stanhope Smith, ein Englischer Theologe, hat das so oft und manchmal schon so abentheuerlich behandelte Thema von den Varietäten im Menschengeschlechte von neuem zum Gegenstande seines Nachdenkens gewählt; allein seine religiösen Vorurtheile, seine geringe

Belesenheit, und die Unbestimmtheit seiner Begriffe stehen ihm überall im Wege.

Cronstedts Mineralogie war längst ins Englische übersetzt, und hatte schon mehrere Auflagen erlebt, als der in London einheimisch gewordene Portugiesische Physiker, Magelhaens, die neuesten Entdeckungen der Oryktologen und Chymiker unserer Zeit damit verwebte, und den Engländern ein mineralogisches Handbuch lieferte, welches den besseren Schriften der Franzosen und Deutschen in diesem Fache nahe kommt. Die Topographie von Selborne, welche der dortige Pfarrer White, während eines langen Aufenthalts, ausgearbeitet hat, enthält eine Menge sehr wichtiger Bemerkungen über alle verschiedenen Theile der Naturgeschichte. Die philosophischen Transaktionen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London sind bekanntlich der Mathematik und Naturwissenschaft vorzugsweise gewidmet, und liefern eine reiche Nachlese von Wahrnehmungen, Entdeckungen und Untersuchungen in allen ihren Theilen. Die Englischen Physiker Blagden, Walker, Darwin und einige andere beschäftigen sich jetzt hauptsächlich mit

Erfahrungen über die künstliche Erzeugung der Kälte, worin sie es schon so weit gebracht haben, daß Lichtenberg mit der Laune, welche große Wahrheiten scherzend fallen läßt, behaupten durfte: vielleicht komme noch die Zeit, daß man Städte und Dörfer so in Frost stecke, wie man sie bisher in Brand gesteckt hat. Ein anderer Gegenstand der neueren Physik und Chemie ist die Zerlegung der bisher für Elemente gehaltenen Flüssigkeiten, der Luft und des Wassers. **Priestley** und **Cavendish** erhielten wahre Salpetersäure, indem sie den elektrischen Funken durch eine Mischung von dephlogistisirter und phlogistischer Luft gehen, oder auch dephlogistisirte mit entzündbarer Luft verbrannten; und weit entfernt mit **Lavoisier** zu glauben, das Wasser sey aus verschiedenen Luftarten zusammengesetzt, wagt man bereits die kühnere Voraussetzung, daß es schon als Bestandtheil in denselben enthalten sey. **Jenners** genaue Beobachtungen über die Sitten des Kukuks; **Smiths** Wahrnehmungen der vegetabilischen Reitzbarkeit; **Cavallos** und **Grays** elektrische Versuche, und **Herschels** Entdeckung eines sechsten und siebenten Saturns-Trabanten und zweyer Monden

um seinen neuen Planeten, verdienen auch in dieser kurzen Anzeige eine ehrenvolle Erwähnung. Seit dem Jahre 1783 ward auch die in Edinburg 1731 entstandene Gesellschaft zur Aufnahme der Arzneykunde, von Georg dem Dritten zum Range einer öffentlichen königlichen Gesellschaft erhoben, und an die Stelle ihrer bisherigen Essays and Observations erschien im vorigen Jahre der erste Band ihrer Transaktionen, welcher theils physikalische, medicinische und naturhistorische, theils auch litterarische, belletristische und mathematische Aufsätze enthält.

Irland hat ebenfalls seit Kurzem eine königliche Akademie der Wissenschaften, deren Transaktionen, außer einigen Aufsätzen in jenen Fächern, noch manchen reichhaltigen Beytrag zur Erläuterung der Irländischen Alterthümer liefern. In der auf Naturkenntniß gegründeten Landwirthschaft, welche dem Scharfsinn, dem Fleiß, dem Beobachtungsgeist, und der unbefangenen Experimentirlust der Engländer so große Fortschritte verdankt, erscheinen noch täglich neue Schriften; unter andern beschreibt Marshall die verschiedenen Ge-

schäfte des Hausvaters und der Hausmutter in den verschiedenen Provinzen Englands, in Norfolk, in Yorkshire, in Glocestershire, mit einer lehrreichen Umständlichkeit, in einer verständlichen, angenehmen Schreibart. Sein Werk geht aber nicht allein in den kleinsten Detail, sondern giebt auch einen Ueberblick von der Administration ganzer Landgüter im Großen, und gewinnt folglich auch von dieser Seite an unmittelbarer praktischer Nützlichkeit. Zur Empfehlung der weitaussehenden Projekte des Dr. Edwards läßt sich schon weit weniger sagen. Der gute Mann meynt es zwar sehr treu mit seinen Landsleuten; er giebt ihnen ein unfehlbares Mittel an die Hand, die National-Schuld in dreyßig Jahren rein abzubezahlen, und die sittliche und politische Glückseligkeit des Staats und der einzelnen Einwohner auf den höchsten Gipfel zu bringen; er verwebt endlich in diesen Plan die Vervollkommnung der Landwirthschaft: aber alles geht bey ihm ins Unermeßliche, und erfordert die Mitwirkung anderer Menschen, als der Gattung, die unser Planet hervorbringt, um es nach seinen Visionen auszuführen. In diesen zwey Quartbänden ist

der Abschnitt vom Ackerbau noch bei weitem der vorzüglichste, und man bedauert nur, daß er mit den anderen ungleichartigen Materien verbunden ist. Auch ein Schottländer, David Young, ist kürzlich mit einer Schrift ans Licht getreten, welche in einem Chaos von überspannten Projekten viele feine praktische Beobachtungen über den Ackerbau enthält.

Wir verlassen endlich diesen Zweig des menschlichen Wissens, wo die Phantasie gewöhnlich am unrechten Orte steht und mit dem wissenschaftlichen Ernste so schwer zu reimen ist, um uns in ihr eignes Reich zu begeben, dort ihren muntern Spielen zuzusehen und von diesem langen Ritterzuge durch das Gebiet der litterarischen Abentheuer auszuruhen. Hier soll uns der sattelfeste Ritter Geoffrey Gambado in seiner Reitschule für Erwachsene, an Swift, den großen Meister in der Ironie, erinnern, indem er mit feyerlichem Ernst seine Schalksregeln hersagt und den modernen Geschmack an Pferden, und die Unwissenheit der Käufer und Reiter persifflirt. Mr. Bunbury, der Karikaturen-Zeichner, trägt ebenfalls sein Scherflein bey, um uns bey dieser Lektüre die Ner-

ven des Zwerchfells in eine wohlthätige Vibration zu versetzen. Die komische Muse scheint diese Kraft verloren zu haben, so lange sie nur mit **Cumberland**, **Conway** und **Colman** dem jüngern den Reihen führt; die Impostors verrathen keine Spur des Geistes, der einst im Westindier glänzte. Bissy's Dehors trompeurs verdienten schwerlich, daß ein Brittischer General seine Uebersetzerkünste daran übte, und **Colmans** Ways and Means sind unter der Kritik. Im Trauerspiel war St. John mit seiner Königin Marie von Schottland, und **Macdonald** mit seiner Vimonda, nicht glücklicher; der reichhaltige Stoff den jener wählte, die schönen Stellen welche der letztere in sein Drama verwebte, konnten gleichwohl den Eindruck des Ganzen nicht retten. Bey den Romandichtern des Tages finden wir indessen wenig Ersatz für jene betrogene Erwartungen im Theater. Die mißverstandenen, aber auch leicht zu mißdeutenden Grundsätze des Grafen **Chesterfield** zu bestreiten und herabzuwürdigen, scheint das große Ziel zu seyn, welches männliche und weibliche Federn in Bewegung setzt. Miß Smiths Emmelina zieht offenbar gegen diesen gefährlichen

Jugendverderber, wie die Moralisten ihn nennen, zu Felde, und der hochgepriesene Zeluco des munteren Reisenden, Dr. Moore, bekämpft ihn mit gewaltigeren Waffen. Wie viel schöner aber ist das Gemählde der Sitten der Vorzeit, im Grafen Strongbow, dessen Geist die Geschichte seiner Heldenthaten, und insbesondere jener Periode seines Lebens erzählt, in welcher er Irland eroberte, und es mit der Krone von Großbrittannien unzertrennlich verband! Des Dichters wie des bildenden Künstlers Gegenstand sey das Schöne der Darstellung! jeder Abweg von dieser Vorschrift ist gefährlich, und das Lehrgedicht folglich die Klippe, an welcher mittelmäßige Talente scheitern. Wen ermüdet nicht, troß den schönen einzelnen Stellen, Downmans Infancy, Polwhell's Orator, Gilbank's Pentecost, und Jerninghams Enthusiasm? Lieber horchen wir auf die Strophen von Sterlings Rittergedicht, auf Champions Uebersetzung des Persischen Dichters Ferdosi, oder Nott's Oden nach dem Hafiz; lieber lächeln wir über die bittre epigrammatische Laune der Oppositionsparthey in ihren poetical Miscellanies, oder über den aben-

theuerlichen Witz des makkaronischen Dichters der Buggiade, und die unerschöpfliche Phantasie des allen Dummköpfen furchtbaren Peter Pindars.

III.

Ueber Proselytenmacherey.

An die Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift.

1789.

Ueber Proselytenmacherey.

An die Herausgeber der Berlinischen Monathsschrift.

1789.

Verschiedenheit der Meinungen war nie ein Grund, der Sie bestimmt hätte, jemanden Ihre Freundschaft zu entziehen. Nie versagten Sie Ihre Hochachtung einem rechtschaffenen Manne, der aus Ueberzeugung und nach Grundsätzen, diese mochten von den Ihrigen so abstechend als möglich seyn, ohne Beeinträchtigung der Rechte des einzelnen Menschen oder des gesellschaftlichen Vertrages, handelte. Nur der Unwürdige war ihnen verächtlich, der die Stimme der natürlichen Gerechtigkeit in seinem Busen übertäuben, und gegen besseres Wissen vorsetzlich die Befriedigung seines Willens auf Kosten der Freyheit und des Eigenthums seines Mitmenschen suchen konnte.

Der Satz, von welchem alle Moralisten ausgehen: die Anerkennung derselben Rechte, die man für sich verlangt, in jedem einzelnen

Menschen; führt mich also, mit dem Bewußtseyn, daß er die unerschütterliche Grundlage Ihres Denkens und Handelns bleibt, in vollem Vertrauen zu Ihnen, indem ich eine Meinung, welche von der Ihrigen abweicht und sie bestreiten soll, durch Ihre Monathsschrift vor das Publicum zu bringen wünsche.

Der August Ihrer Monathsschrift von diesem Jahr enthält, unter der Rubrik: Proselytenmacherey, ein Schreiben des Herrn Hofgerichtsraths Bender zu Eltvill im Rheingau an die katholische Wittwe eines Protestanten; worin er ihr mißräth, ihre Söhne in der Lutherischen Religion erziehen zu lassen. Die öffentliche Bekanntmachung dieses Schreibens soll, Ihrer Erinnerung zufolge, „zur Beschämung des Briefstellers dienen, der auf „das hinterlistigste alle Motive in Bewegung „zu setzen sucht, um eine schwache und betrübte Person zu einem unredlichen „Schritte zu verleiten, indem er ihr denselben „als Pflicht und als Befehl von Gott vorspiegeln will.“ Erlauben Sie mir, daß ich über die Wahl der auffallenden Worte, deren Sie Sich bedienen, ein wenig mit Ihnen rechten darf.

Pro-

Proselytenmacherey. Ich begreife nicht, wie man im protestantischen Deutschland, welches so lange her bemühet gewesen ist, von allen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte, in Absicht der Vorstellungsart, der Sitten, Gebräuche, Religionen und Verfassungen, der Armuth und des Reichthums der Begriffe, des Gebrauchs, Mißbrauchs und Nichtgebrauchs der Verstandeskräfte genaue Kenntnisse einzusammeln; ich begreife nicht, wie man da den Geist eines angeblich alleinseligmachenden Glaubens je so weit hat verkennen können, um sich zu schmeicheln, daß seine Bekenner dem ernsten Bestreben entsagen würden, Andersgesinnte zu ihrer Meinung zu überreden. Von wem mag sich die Behauptung wohl herschreiben, daß die Katholiken auf Bekehrungen je Verzicht gethan? Niemand hat mir ihren Urheber zu nennen gewußt; und dies vielleicht um so viel weniger, als es gewiß ist, daß dieser Wahn erst seit Kurzem gerügt wird, und überall so wenig Beyfall findet, daß er kaum der Rüge werth zu seyn scheint. Wenn ich einer Muthmaßung Raum geben dürfte, so würde ich seine Entstehung dort suchen, wo man ihn zuerst wider-

legte. Von Schulverbesserungen, von Aufnahme der Wissenschaften und Künste, von Klösteraufhebungen, von Duldung andrer Glaubensverwandten, von Beförderungen protestantischer Gelehrten im katholischen Deutschland, hatte man, und zwar mit Recht, viel rühmen gehört. Wie leicht schwärmt man nicht für das Gute, welches jedem nach seiner Einsicht das Beste scheint! Es bedurfte nur einer lebhaften Einbildungskraft und eines edlen Enthusiasmus für die Wohlthat der Reformation, um den Trugschluß zu erzeugen, daß ein aufgeklärter Katholik im Stillen schon mehr als halber Protestant seyn müsse. Die Katholiken waren wohl weit entfernt, sich von dieser vermeintlichen Metamorphose ihrer selbst etwas träumen zu lassen; eben so entfernt, wie jene Protestanten, denen derselbe Enthusiasmus auf den Kopf zusagen durfte: sie könnten, ohne es selbst zu wissen, heimliche Jesuiten seyn. Allein es währte gewiß nicht lange, so mußte der Mann, der diese unsichtbaren Verwandlungen erspähet zu haben glaubte, sich selbst seinen Irrthum eingestehen, sobald er nehmlich zur wirklichen Untersuchung schritt, und die Deutschen Katholiken

gegen das Ideal in seinem Kopfe hielt. Nach dieser Entdeckung mußte er sich dann vermuthlich keinen andern Rath, als jenen so notorisch gewordenen Kampf mit seinem eigenen Hirngespinnste. Die längst bekannte, nie bezweifelte Ueberzeugung der Katholiken, daß die Bekehrung der Andersgesinnten verdienstlich sey, mußte itzt auf einmal etwas Unerhörtes heißen, damit man über protestantische Sorglosigkeit laute Klagen erheben und uns in die polemisirenden Jahrhunderte zurück versetzen konnte. Wenn der Verdruß über jene Selbsttäuschung auch so weit gegangen wäre, daß er über alles und jedes Beginnen unsrer katholischen Landsleute die unbilligsten Urtheile veranlaßt hätte; so würden Sie Sich mit mir über eine so natürliche, dem menschlichen Herzen so angemessene, Wirkung wohl schwerlich gewundert haben.

Ich wiederhole also: daß die meisten Katholiken sich durch den Lehrbegriff ihrer Kirche berufen glauben, Proselyten zu machen, dies konnte keinem in seiner Religion zweckmäßig unterrichteten Protestanten, keinem, für dessen Belehrung und Unterhaltung durch unsere zahllosen Journale gesorgt werden sollte,

unbekannt geblieben seyn. Der Glaube, daß außer dem Schooße der Kirche keine Seligkeit zu hoffen sey, stände ja mit der Menschenliebe in Widerspruch, wenn er nicht an den Wunsch eine allgemeine Bekehrung zu bewirken, innig gebunden wäre. Diese beyden Grundsätze stehen und fallen mit einander; und die Katholiken können nicht eher aufhören zu bekehren, bis sie aufhören zu verdammen. Der aufgeklärte Protestant, der allen christlichen Partheyen ziemlich gleiche Ansprüche auf die Seligkeit zugesteht, muß zwar nach seinem Gefühl diesen verdammenden Glauben mit seiner unmittelbaren Folge, dem Bekehrungseifer, mißbilligen und verwerfen; allein er wird zugleich gestehen, daß der Katholik auch bey diesem Glauben wenigstens noch consequent ist. Daß dieser Glaube, daß so mancher andere Glaube sich des menschlichen Herzens hat bemeistern können: darüber darf der Philosoph das Loos der Menschheit bedauern: denn das ist seinem Glauben gemäß; er wird aber unstreitig der letzte seyn, der seinen Mitmenschen die goldene Freyheit absprechen möchte, zu glauben, was sie wollen oder können. Diese Freyheit aufzuheben, ist nicht nur unerlaubt, sondern auch

zum Glück nur in unaufgeklärten Ländern noch möglich.

„Der Himmel bewahre,“ wird man mir antworten, „daß ein Protestant, er sey Philosoph oder nicht, den Einfall haben sollte, einen andern Glauben, wäre es auch der alleinseligmachende selbst, im Heiligen Römischen Reiche verfolgen oder in einem gehässigen Lichte darstellen zu wollen! Das aber läßt sich keinem wehren, daß er nach Grundsätzen einer erleuchteten Vernunft, welche seit Kurzem so manche Riesenschritte gethan, sich selbst von seiner Ueberzeugung Rechenschaft geben, sich gegen eine Religion, welche die Zahl ihrer Bekenner zu vermehren sucht, mit Gründen verwahren, seine Glaubensgenossen vor dem Abfalle sichern, und der Wahrheit Zeugniß geben darf.“

Wahrheit! schönes, großes, heiliges Wort, unzertrennlich von Empfindung und Gedanken; und dem Menschengeschlechte so theuer, daß Religion und Philosophie an die Ergründung seines göttlichen Sinnes die höchste Glückseligkeit knüpften! Wer ist so blödsinnig, daß er Wahrheit nicht erkennen; wer so neidisch, daß er die erkannte Wahrheit nicht

mittheilen möchte? Verzeihen Sie diese Apostrophe; Sie wissen ja, ich war von jeher ein Eiferer für

die Sonnen: **Wahr und Gut und Schön!**

Wahrheit also muß behauptet, muß mit Gründen verfochten werden; und so lange sie einem unaufgelöseten Problem ähnlich sieht, das ist, überall wo Verschiedenheit der Meinungen herrscht, kann ihre Erforschung ohne Discussionen, ihre Mittheilung ohne Ueberredung, nicht von Statten gehn. Indem ich hier die Gründe meiner Ueberzeugung darlege, wünsche ich ihre Gültigkeit anerkannt zu sehen; sie sind die Ueberredungsmittel, deren ich mich bediene, um meinen Erkenntnissen Eingang zu verschaffen, um Andere mit mir gleichförmig denken und empfinden zu lassen, um für meine Meinung Stimmen zu gewinnen. Indem Sie durch Ihre Monathsschrift dem Aberglauben, der Schwärmerey und dem Betrug entgegen arbeiten wollten, hatten auch Sie die Absicht, der Wahrheit, wie sie von Ihnen erkannt worden war, Beystimmung zu erwerben, Ihre Ueberzeugung in mehreren Köpfen geltend zu machen, Ihre Leser, mit Einem Worte, zu überreden. Behauptungen, von

deren Zuverlässigkeit man überzeugt ist, die man aber nicht ausbreiten will, bringt man auch nicht ins Publicum.

Von der Wahrheitsliebe ist also der Bekehrungsgeist unzertrennlich, in so fern er das Bestreben ist, Andere zu seiner Meinung zu gewinnen. Vom Wilden bis zum Großinquisitor, vom frommen Schwärmer bis zum Philosophen sind wir alle **Proselytenmacher**; und was so tief in der menschlichen Natur gegründet ist, kann nicht **an sich**, kann nur durch den Gebrauch unrechtmäßiger Mittel sträflich seyn. Der Streit zwischen Protestanten und Katholiken hatte vieler Menschen Blut gekostet, als endlich ein feyerlicher Friedensschluß jeder Parthey die **gewaltthätige Beeinträchtigung** der andern untersagte. Allein auch damals schon kannte man die Rechte der Menschheit zu wohl, damals schon hatte man sie mit so großem Nachdruck geltend zu machen gewußt, daß jedem Deutschen Manne **Freyheit des Gewissens** zuerkannt, mithin auch allen Religionspartheyen, deren Rechtmäßigkeit jene Sanktion förmlich bestätigte, gestattet wurde, Proselyten anzunehmen, die sich durch Bestimmungsgründe, welche ihnen überwie-

gend schienen, zu einem freywilligen Tausche bewogen fänden. Dem Katholiken steht es also frey, aus eigener Wahl zur protestantischen Religion überzugehen, und eben so dem Protestanten, katholisch zu werden.

Wenn es nun unläugbar ist, daß der Geist der Proselytenmacherey so lange unter den Katholiken nicht erlöschen kann, bis die katholische Kirche durch eine bestimmte, alle ihre Bekenner bindende, Auslegung ihres Lehrbegriffs den Andersgesinnten die Hoffnung der Seligkeit zugestehen wird; wenn ferner durch die itzt gültigen Religionsverträge die Gewissensfreyheit anerkannt, und der Uebergang von einer Kirche zur andern gestattet worden: wer möchte es wagen, den Katholiken ihre Proselytenmacherey zu wehren, oder auch nur dieses Wort mit dem Ausdruck der Verunglimpfung auszusprechen, um die Handlung selbst und die Religion, welche sie zu billigen scheint, in einem gehässigen Lichte zu zeigen? Die Erbitterung war einst heftig zwischen der protestantischen und katholischen Parthey; kaum sind sie noch besänftigt, kaum ist Mäßigung und Duldung allgemeiner geworden; und in diesem reitzbaren Zustande kann leicht ein

hartes Wort die Ruhe stören und für einen wirklichen Angriff gelten. Die erneuerte Wuth der Religionsstreitigkeiten — ich appellire an Ihr Gefühl! — würde dem Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts keine Ehre machen.

„Sind denn aber die Schranken nicht zu bestimmen, innerhalb deren eine wohlgemeinte Warnung erlaubt und unbeleidigend ist? Soll der eifrige Protestant ruhig zusehen, daß die katholische Religion von allen Seiten um sich greift, überall durch ihre Ueberredungskünste neue Bekenner an sich lockt, und das Häuflein seiner Glaubensgenossen größtentheils oder (— meinen Sie? —) endlich ganz verschlingt?“ Hier ist meine Antwort. Können die Protestanten wirklich der Macht der Ueberredung nicht widerstehen; ist es mit ihrem Herzen und ihrem Verstande so bestellt, daß die Lehre, für welche das Blut ihrer Väter einst geflossen, ihnen jetzt verwerflich scheint: so ist ja alle Rettung verloren, aller Widerstand vergeblich, und jede Anklage eines katholischen Proselytenmachers bey dem Publicum eine Herausforderung, welche die gefürchtete Apostasie des großen Haufens und demnächst

den Sturz der ganzen Parthey nur beschleunigt. Setzen Sie den Islam, oder welche Religion Sie wollen, an die Stelle der katholischen; und das Resultat bleibt dasselbe. Könnte die göttliche Sendung Mohammeds durch Gründe vertheidigt werden, welche jeden Einwurf Ihrer Vernunft und Ihres Gefühls besiegten, so müßten Sie noch heute Muselmänner seyn.

Doch die gute Sache des Protestantismus ist bey weitem so verzweifelt noch nicht, als die Furcht vor den Bekehrern sie zu machen scheint. Was beyde Partheyen, nächst ihrer Ueberzeugung, an Gründen für ihre verschiednen Glaubensmeynungen vorzubringen wissen, ist alles längst gesagt; und wenn etwas mit Wahrscheinlichkeit behauptet werden kann, so ist es dieser Satz: den Polemikern auf beyden Seiten sey Trotz geboten, daß sie auch nur Ein neues Argument noch anzuführen wüßten! Ihr Streit ist schon darum nicht zu vermitteln, weil er die ersten Principien betrifft, und schon darum schwer zu führen, weil die tiefsinnigsten Denker, wo es auf Principien ankommt, einander so leicht mißverstehen *). Doch gesetzt,

*) S. Herrn Reinholds vortreffliche Abhand-

daß einige der größten menschlichen Geister jene allgemein gültigen Principien, die jeder individuellen Menschenvernunft Gesetze geben, so gefaßt — oder errathen — hätten, daß sie darüber einverstanden wären, und darnach über die Ansprüche der Religionen aburtheilen könnten: so wäre doch ihr Urtheil für die Millionen von eingeschränkteren Fähigkeiten unerreichbar, mithin kein Entscheidungsgrund. Auch die Vernunft κατ' εξοχην existirt nur für den, der sie zu fassen glaubt; jedem andern aufgedrungen, wird sie ein Götze, dessen Unfehlbarkeit zu predigen entweder Thorheit oder noch schlimmere Anmaßung scheint.

Wenn man demnach, um Protestant oder Katholik zu werden, auf die ersten Principien selten zurückzukommen pflegt, weil man es nicht kann oder mag: so müssen wohl andere Ursachen den Ausschlag geben, so oft eine von beyden Partheyen einen Proselyten macht. Hat es ferner seine Richtigkeit, daß die Anzahl der von den Protestanten für die katholische Kirche gewonnenen Proselyten bedenklich ist: so wird die Veranlassung zu diesen Bekeh-

lung über den Skepticismus, im Juliusstück der Berl. Monatsschrift von 1789.

rungen, sobald sie sich entdeckt, das Mittel an die Hand geben, ihnen Einhalt zu thun.

Es giebt nur zwey Wege, wie man auf die Ueberzeugung eines Menschen wirken kann: durch den Kopf, und durch das Herz. Je heller und erleuchteter aber der Verstand, je reiner, edler und einfacher das Gefühl; desto fester steht die Ueberzeugung, desto schwerer wird es, eine andere an ihre Stelle zu setzen, desto wichtiger, erhabener, vollkommener müssen die Gründe seyn, wodurch man eine Bekehrung bewerkstelligen will. Sie werden mir zugeben, daß bey Protestanten, welche schön und wahr und gut empfinden, richtig und scharfsinnig denken, keine Bekehrung zu befürchten sey; weil Sie dem Katholicismus, sobald ihn Menschen von dieser Bezeichnung wählen könnten, entweder entschiedene Vorzüge einräumen müßten, oder wenigstens gegen den Uebertritt mehr nichts als die bloße Verschiedenheit ihrer Geisteskräfte einzuwenden hätten. Also: aus welcher Klasse von Protestanten kann sich die katholische Kirche Proselyten suchen? Die Antwort ist bereits im Vorhergehenden enthalten: aus derjenigen Klasse, worin so mancher Protestant keinen Sinn für

die Moralität seiner Religion, für ihre Gründe zu wenig Vernunft besitzt, und nur vermöge der zufälligen Verhältnisse seiner Lage und seines Aufenthalts, durch Erziehung und Gewohnheit, im Protestantismus erhalten wird. Wie nun jeder höhere Grad der Vernunft nur demjenigen, der ihn besitzt, Gesetze geben, und das geläuterte Gefühl seine Wirkungen von dem roheren nimmermehr erwarten darf: so reduciren sich alle Mittel, welche nicht auf die Erweckung des moralischen Sinnes, und auf verstärkte Wirksamkeit der eigenen Denkkräfte im einzelnen Menschen abzwecken, und wodurch man gleichwohl die Anhängigkeit an eine bisher nur aus Gewohnheit von ihm anerkannte Religion erzwingen will, auf eine wirkliche Beeinträchtigung der Gewissensfreyheit, offenbare Gewalt, Recht des Stärkeren. Ist die Religion in die Verfassung unzertrennlich verwebt; ist sie ein Hauptrad der großen Staatsmaschine, und sieht sich aus diesem Grunde die gesetzgebende Macht gezwungen, um der Proselytenmacherey zu wehren, dem Gewissen des Bürgers Fesseln anzulegen: so hat alle freye Discussion ein Ende; von Vernunft, Aufklärung und Wahrheitsliebe kann

weiter nicht die Rede seyn; Denkfreyheit und Moralität der Wahl sind vernichtet; Maschine steht nur gegen Maschine, und je früher man die zwey- oder dreymalhunderttausend Argumente Ihres Königs ins Feld rücken läßt, desto schneller und sicherer ist der Sieg des Protestantismus entschieden.

So wären wir aber heute noch auf demselben Punkte, wo man vor dreyhundert Jahren stand; und so viele Märtyrer der Wahrheit, von allen Religionen und Sekten, wären ganz umsonst gestorben! Märtyrer der Wahrheit, sage ich: nicht der besondern Meynung, die ihnen wahr und der Aufopferung des Lebens werth dünkte; — denn unter widersprechenden Meynungen kann höchstens nur Eine die wahre seyn, und doch litten Huß und Servet wie Märtyrer des Kalenders — sondern der theuer erkauften, mit Blut besiegelten Wahrheit: **daß der Glaube eines Menschen, was immer sein Gegenstand sey, keiner Gewalt auf Erden unterthan, und selbst vom eignen Willen unabhängig ist!**

Nein. Die allgemeine Anerkennung dieser Wahrheit haben wir vor den dunkleren Jahrhunderten voraus; selbst die unumschränktesten

Herrscher haben sie zur Richtschnur gewählt; und durch ihre Kraft ist das schreckliche Zwangssystem in Gewissenssachen endlich gefallen. Jene großen Regenten wagten es also, diejenige Klasse von Unterthanen, deren Verstand und Gefühl den Argumenten der Bekehrer den wenigsten Widerstand leisten konnte, sich selbst zu überlassen. Ohne Zweifel hatte diese Sorglosigkeit die betrübtesten Folgen für die protestantische Kirche? Ganze Dörfer, ganze Städte und Distrikte bekannten sich zur katholischen Religion? Die protestantischen Pfarrer ermüdeten das Ohr ihrer Monarchen mit Klagen über die Verminderung der Zehenten?

Da wäre nun der Fall doch bedenklich, und die göttliche Sache der Wahrheit bedürfte wohl zu ihrer Rettung — menschlicher Hülfe. In der That muß ein jeder rechtschaffner Protestant, der in seinem System mehr Wahrheit und Menschenglück findet, als andre Lehrbegriffe ihm darzubieten scheinen, für die Erhaltung dieses Systems unter solchen Umständen recht ernstlich besorgt seyn: er muß es um so viel eher, da er keine unmittelbare Dazwischenkunft einer höheren Macht zum Besten irgend

eines menschlichen Glaubens, auch nicht des wahren, in unsern Zeitläuften erwartet, sondern leicht den Beruf fühlen kann, statt aller Wunderkräfte seine Klugheit und Redlichkeit für das Werkzeug anzusehen, in welchem für diesesmal die Beschirmung der Wahrheit beschlossen liegt. Hier ist indessen keine Zeit zu verlieren. Was räth uns die Klugheit?

Zuerst, die Bekehrer selbst zu erforschen. Durch welche Vorspiegelungen, durch welche Künste gelingt es denen, die nach der so ängstlich wiederholten Klage der protestantischen Journalisten, von der katholischen Kirche zu diesem Geschäfte besonders auserseyen seyn sollen, so viele Protestanten zu bethören? Es werden vielleicht Männer von tiefer Einsicht von warmen Gefühl, von hinreißender Beredtsamkeit seyn? Weit gefehlt! Von rohen Mönchen und verschmitzten Priestern sprechen die Kläger. „Jenen, so lautet ferner die Beschuldigung, ist ihre Regel der Inbegriff alles Wissens, ihr Gefühl ist Köhlerglaube, die Quelle ihrer Beredtsamkeit ist die Legende. Diese, fährt man fort, erschleichen das Zutrauen, schmeicheln dem Gewissen, halten dem Eigennutz eine Lockspeise vor.“ Wir wollen hier

die

die Fragen: ob Menschen von dieser Bezeichnung wirklich vermöge eines erhaltnen Auftrages handeln? und die andre: ob man überhaupt noch Missionen in das protestantische Deutschland schickt, fürs erste unerörtert lassen; genug,

Die **Proselyten** solcher **Bekehrer** sind also nur Wundersüchtige von schwacher Vernunft, oder Gewinnsüchtige von erstorbenem Gefühl. Die Unglücklichen! die Bedauernswürdigen! Welches grausame Schicksal stieß sie so weit hinab, daß sie die schönste Bestimmung des Menschengeschlechts verfehlen, im Gebrauch ihrer Anlagen glücklich zu seyn, glücklich als denkende und empfindende Wesen? Wer fesselte ihre Vernunft, wer stumpfte ihr Gefühl?

„Sie sind Sklaven.“

Um ihrer Denkkraft Wirksamkeit, ihrem Gefühle sittliche Vollkommenheit zu verschaffen, fordern wir also ihre Wiedereinsetzung in alle Rechte der Menschheit. Freye Menschen nur können ihrer Bestimmung gemäß handeln. Laßt uns hinwegeilen über das allzubekannte, allzuwahre, was, so oft man es

erwähnt, die Lebenskraft selbst des Sklaven mit seiner Wahrheit durchdringt: Frey seyn, heiße Mensch seyn; der Freye nur bilde sich hinauf zum Vollkommnen; er sammle und erkenne die Verhältnisse der Wesen zu ihm und unter einander, fühle ihre Harmonie, ehre die heilige Kraft der Menschennatur, die das Weltall in ihn trägt, und genieße die Wonne, sich selbst und seinen Himmel im Busen mit Andern zu theilen! Ein freyer Bürger eines freyen Staats, und zugleich ein Proselyt zu seyn: das wäre dann entweder ein Widerspruch, oder es gereichte dem Kopfe und dem Herzen des frey Wählenden zur Ehre.

Man hat wohl eher den beklagenswerthen Zustand jener Unglücklichen, die der Despotismus herabwürdigt, die er des Adels der Menschheit beraubt hatte, durch eine schlaue petitionem principii zum Beweise angeführt, daß die Vormundschaft eines Despoten ihnen unentbehrlich sey; als ob nicht selbst das roheste oder auch das verworfenste Volk eine größere Masse von Einsichten und mehr lauteres Menschengefühl in sich faßte, als je ein Despot allein besitzen kann! Doch es sey der Fürst der weiseste und beste Mann im Staate;

Weisheit und Güte beweisen noch nicht das Herrscherrecht. Kann ich die gesetzgebende Macht meiner Vernunft über mich selbst nur veräußern? die Gesetze einer Vernunft befolgen, die nicht die meinige ist? Sie annehmen, sie anerkennen, sie verstehen, setzt bey mir gleichen Grad der Vernunft voraus; allein alsdann höbe die letzte Voraussetzung die erste auf. Diesem Dilemma entgeht man nie: ohne Anerkennung giebt es keine Superiorität; Anerkennung aber ist unmöglich bey ungleichem Fassungsvermögen; mithin ist die Herrschaft, selbst des Weisesten und Besten, kein Recht, sondern Gewalt. Die Einschränkung der Gewissensfreyheit ist nur der auffallendste Akt dieser Gewalt; ein Akt, wodurch der Despotismus seinen Untergebenen die Rückkehr zu ihrer eignen Vernunft gar abzuschneiden, alle freywillige Regungen in ihnen zu ersticken sucht. Mit der Freyheit, sich vom Uebernatürlichen andre als die vom Regenten vorgeschriebnen Vorstellungen zu machen, verschwindet die letzte Veranlassung zur eignen Anstrengung der Vernunft; bey der maschinenmäßigen Befolgung einer Heilsordnung, die alles Nachdenken verbietet, erlischt der letzte Funke von Empfindung, wo-

mit nur erkannte Wahrheit das Herz zu erwärmen pflegt. Weise Regenten, denen diese tödtlichen Folgen unverholen blieben, schenkten daher dem Volke die Gewissensfreyheit als ein kräftiges Mittel zur eigenen Bildung, wodurch es vorbereitet werden könnte, die Majestätsrechte der Menschheit in sich selbst zu empfinden, und deren Ausübung dereinst in seine Hände zurückzufordern. O, warum glaubten sie, daß es noch dieser Vorbereitung bedürfte? Warum fühlten sie sich nicht groß genug, um die Befreyer ihres Volkes zu werden? Warum bedachten sie es nicht, daß einen Theil ihrer Rechte aufzuopfern, so viel als gar nichts der Freyheit des Bürgers einräumen hieße, so lange der Nachfolger auf dem Throne alles niederreißen darf, was sein Vorfahr baute, und die Gesetzgebung von der Willkühr eines jeden neuen Sultans, diese von den Eingebungen seines Divans, und diese wieder von den Launen des Harems, abhängt?

Es soll mich nicht wundern, wenn man diese Gedanken eines schwärmerischen Anstrichs zeiht. Lebhaftigkeit des Geistes, und Wärme der Empfindung führen uns bald über die Gränzen des Wirklichen hinaus; und was immer der

Lieblingsgegenstand sey, womit sich unser intellektuelles Wesen beschäftigt, so idealisirt ihn unsre Phantasie. In Ihrer Monatsschrift, diesem Schauplatze der Schwärmereyen für und wider die Vernunft, mag immerhin auch die meinige ihre Stätte finden. Sollen wir schwärmen, so sey es für die Freyheit! Das ist wenigstens eine unschädliche, ehrwürdige, herz- und geisterhebende Schwärmerey, die nach dem Zeugnisse der Geschichte nicht immer ohne wohlthätige Folgen bleibt. Doch itzt zurück aus unsern utopischen Theorieen in die wirklich sublunarische Welt.

Die Gewissensfreyheit existirt wirklich in einigen Staaten, deren Verfassung das Widerspiel der republikanischen ist; und man besorgt also in Ernst, daß die Bekehrung derselben zur katholischen Kirche unvermeidlich sey? Inzwischen, was nach der Theorie so zuverlässig war, so unfehlbar eintreffen mußte, ist gleichwohl bis jetzt noch nicht geschehen: kein Distrikt, keine Stadt, kein Dorf in jenen Ländern ist bekehrt; kein Pfarrer hat über die Verminderung seiner Heerde und die Abnahme seiner Einkünfte geklagt. Beyspiele von einzelnen Proselyten lassen sich nachweisen; allein sie bleiben seltne

Ausnahmen, und können eben so wenig einen allgemein gewordnen Hang zum Katholicismus unter den Protestanten darthun, als Steblitzky und Lord Gordon die besondere Neigung der jetzigen Christen zum Judenthum beweisen. So giebt es auch neuerliche Beyspiele, daß Katholiken zur protestantischen Religion übergetreten sind; nur fallen sie selten so in die Augen, wie der Uebertritt des jetzigen Herzogs von Norfolk, und man giebt sich keine Mühe sie zusammenzusuchen, weil die Kühnheit, daraus etwas Allgemeines folgern zu wollen, hier jeden abschrecken muß. Bey der bekannten Denkungsart der katholischen Glaubensverwandten, die den Wunsch nach Bekehrungen rege, und die Bewerkstelligung derselben verdienstlich macht, muß allerdings die Zahl der Proselyten, welche zu dieser Kirche übergehen, die der andern weit übersteigen, ohne jedoch für eine stärkere Neigung bey Protestanten zur Apostasie das mindeste erweislich zu machen. Der ganze Unterschied liegt darin, daß die Protestanten sich nicht, wie so manche Katholiken, um neue Bekenner ihres Glaubens bewerben. Bedenkt man aber die unleugbar häufigen Versuche und Bemühungen eifriger Katholiken, die Prote-

stanten zur Annahme ihres Bekenntnisses zu überreden, es sey nun, daß sie ihre Gründe vom weltlichen oder geistlichen Vortheil, oder von beyden zugleich entlehnen, das Herz oder den Verstand in Anspruch nehmen; und zählt man noch hinzu, was so oft und dringend von der heimlichen Geschäftigkeit gewisser papistischen Ordensmänner durch den Weg geheimer Gesellschaften, physikalischer und hyperphysischer Prästigiatoren und andrer Emissarien in Ihrer Monatsschrift behauptet worden ist: so möchte man in Versuchung gerathen, den unbedeutenden Erfolg dieser mächtigen Bestürmung, bey der vorausgesetzten Schwäche der Principien des großen protestantischen Haufens, geradezu einem Wunder zuzuschreiben; wenn uns, in Ermangelung der aufgeklärten Vernunft, die Macht der Gewohnheit nicht das Räthsel lösete. Daß bey vernünftigen Männern Hypothesen sich in Dogmen verwandeln, daß die aufgeklärten Britten den Sonntag wie puritanische Kopfhänger feyern, daß die katholische Kirche sich noch der Kurie unterwirft, daß Sklaven sich mißhandeln lassen von schwächern Tyrannen: diese und so viele Dinge mehr, werden durch die Macht der Gewohnheit

bewirkt. Wie? und der protestantische Glaube wäre allein nicht sicher unter ihrem Schutze? Wenigstens bey den Versuchen katholischer Proselytenmacher ihn wankend zu machen, sollte ich meynen, daß wir ruhig schlafen könnten. Oder wollen wir erst sehen, durch welche Mittel die Macht der Gewohnheit untergraben und überwältigt werden kann?

Zwey Kräfte giebt es allerdings, deren Wirksamkeit die Gewohnheit nicht widersteht: der Trieb der Selbsterhaltung, und das Beyspiel. Ihre Art zu wirken ist sehr verschieden: die erste bringt schnelle, plötzliche Revolutionen zuwege; die zweyte kommt unvermerkt und langsam zum Ziel. Der Druck des Despotismus, wenn er zu gewaltsam ist, weckt auch in einem anscheinlich erstorbenen Staatskörper das Selbstgefühl des Bürgers. Zum Selbstgefühl erwachen, heißt schon frey seyn; denn ein jeder Despotismus ist wie der nächtliche Alp verschwunden, in dem Augenblick, wo das Volk zum ganzen Bewußtseyn wieder erwacht. So schüttelt Frankreich itzt den Todesschlummer ab, in welchem es versunken lag, und wird frey. So befreyte auch ein plötzliches Erwachen der Vernunft unsre Deut-

schen Voreltern vom hierarchischen Joch; und nimmermehr wird dieselbe Reformation, die so schnell und unaufhaltsam jene aufs äußerste getriebenen Gemüther ergriff, durch eine ähnliche Veränderung wieder plötzlich und auf einmal in den Limbus der geistlichen Alleingewalt zurücksinken. Die einstimmige Mißbilligung solcher Maßregeln, die auch nur dem leisesten Verdacht eines neuen Eingriffes in die Rechte der Gewissensfreyheit unterworfen sind, beweiset zur Genüge, daß die Tyranney einer protestantischen Unfehlbarkeit schwerlich in der Reihe der ausführbaren Dinge zu suchen ist. Nichts geringeres aber als der Druck einer solchen Tyranney könnte die Protestanten auffordern, das Joch ihrer Kirche plötzlich abzuwerfen; — doch auch alsdann gewiß nicht, um ein schwereres freywillig wieder aufzunehmen.

„Allein die Macht des Beyspiels, diese langsam und sicher wirkende, sanft überredende, sich einschmeichelnde Macht, kann unvermerkt die Wachsamkeit der Protestanten einschläfern und alle Stützen ihrer Kirche untergraben.“ Ich räume Ihnen ein, von dieser Seite drohet den Protestanten noch die meiste Gefahr. Wo katholische Fürsten protestantische Staaten

beherrschen, und die Religion bey der Besetzung der Aemter ihnen mehr gilt als Geschicklichkeit und Verdienst; dort lassen sich die nachtheiligen Folgen des Beyspiels leicht voraussehen. Dagegen hat man aber in solchen Staaten dem Mißbrauche der oberherrlichen Gewalt schon vorzubeugen und alle Besorgnisse in Zukunft überflüssig zu machen gewußt. Im Kurfürstenthum Sachsen ist die Besetzung der Landesstellen mit Subjekten, die der Augsburgischen Konfession nicht zugethan sind, dem katholischen Regenten gänzlich untersagt. In Hessen mußte Friedrich II, unter der Garantie von England und Dännemark, der Erziehung seiner Kinder entsagen, dem ältesten Sohne die Grafschaft Hanau abtreten, und den versammelten Ständen mit einem feyerlichen Eide betheuern, daß sein Uebertritt zur katholischen Religion keins der konstitutionsmäßigen Rechte der herrschenden reformirten Kirche schmälern sollte. Diesen Maßregeln muß man es zuschreiben, daß das Beyspiel der regierenden Fürsten in beyden Ländern ganz unschädlich geblieben ist. Allein diese Unschädlichkeit, muß ich bekennen, ist die Wohlthat der Verfassung, welche zwar von ächtrepublikanischer Freyheit

weit entfernt, aber gleichwohl frey genug gewesen ist, um der Willkühr des Fürsten Gränzen zu setzen.

Ganz anders und ohne allen Vergleich gefährlicher müßte es um die Sicherheit der protestantischen Kirche in solchen Ländern stehen, wo alles von der unumschränkten Gewalt eines Einzigen abhängig ist. Gesetzt einmal, der Beherrscher einer protestantischen Despotie träte öffentlich zum katholischen Glauben über; er besetzte die öffentlichen Aemter mit Katholiken; er suchte durch eine Verordnung nach der andern den Geist der protestantischen Kirche umzumodeln, katholische oder eigentlicher papistische Grundsätze in denselben überzutragen, die Denk- und Gewissensfreyheit einzuengen, kurz alles dahin einzuleiten, daß der große Schritt einer feyerlichen Wiedervereinigung mit Rom zuletzt weder auffallen noch empören könnte; gesetzt, er wäre schlau genug, das sinkende Ansehen des Papstes in Deutschland unter einem politischen Vorwande aufrecht zu erhalten; er legte endlich dem aufgeklärten Patriotismus der katholischen Erzbischöfe neue Hindernisse in den Weg, und hemmte dadurch die Fortschritte der deutschkatholischen Kirche

zur Läuterung und Independenz: — unter diesen, freylich höchst unwahrscheinlichen, Voraussetzungen den Erfolg bezweifeln zu wollen, verriethe doch eine gänzliche Unbekanntschaft mit den Gesetzen der Analogie. Nur scheint es mir aus diesem eventuellen Falle, wie aus allem bisher Gesagten, bis zur unleugbaren Evidenz zu erhellen, daß nicht der Katholicismus an und für sich, sondern einzig und allein in Verbindung mit den Gräueln einer despotischen Regierungsform, der protestantischen Kirche furchtbar ist. Nehmen wir den Katholicismus ganz hinweg aus der Reihe der Dinge, so können Sklaven immer noch durch irgend ein andres geistliches Zwangssystem, irgend ein symbolisches Formular, in Lastthiere verwandelt werden, an denen, wie an den Polnischen Leibeigenen, die menschliche Gestalt, das Ebenbild der Gottheit, und folglich das Siegel der Freyheit, kaum noch kenntlich ist.

Es ist keine neue Lehre, die ich hier vortrage; man hat schon längst gesagt, schon längst, vielleicht mit kräftigern Gründen, die Ohnmacht des hierarchischen Despotismus, außer in Verbindung mit dem weltlichen, erwiesen; den letztern hat man vielfältig vor dem

höchsten Tribunale der Menschheit aller Majestätsverbrechen angeklagt und schuldig erfunden. Seine Tücke sey indeß noch so gefährlich, so können Umstände eintreten, welche ihn in gewissen Schranken halten, und ihn nöthigen, seinen weitaussehenden Projekten, wenigstens auf einige Zeit, zu entsagen. Wenn unter mehrern Staaten von verschiednem Interesse und verschiedner Verfassung, die aber durch Sprache, Sitten, Handel und Litteratur im engsten Verkehr mit einander stehen, einer oder der andere sich der uneingeschränkten Regierungsform nähert; so scheuet doch daselbst die Ungerechtigkeit die von jenem Verkehr unzertrennliche Publicität. Der gewöhnliche Despotismus schämt sich, wie die niedrigen Raubthiere, wie Tiger und Panther, wenn man ihn auf seinen Schlichen ertappt. Der Blutdurst muß wirklich so hoch steigen, wie bey den Nachfolgern Augusts auf dem Römischen Kaiserthron, ehe er sich über diese Furcht hinaussetzt. Wäre demnach der Fall möglich, daß irgend ein Alleinherrscher den Katholicismus in protestantischen Staaten begünstigte, so scheint mir wenigstens in der Publicität ein sichres Zufluchtsmittel für die bedrängte

Kirche zu liegen; die Besorgnisse der Unterthanen und der Nachbarn würden vereinigt bis zum Throne dringen, und vielleicht wäre es nicht einmal nöthig, die Stimme des Tadels und der Mißbilligung zu erheben. Denn oft füllt auch ein sanfter, gutmüthiger Fürst den Despotensitz; in diesem Falle würde man auch durch Anspielungen seinen Endzweck erreichen, und die Proselytenmacherey könnte dann der kleine Husar seyn, den man statt des Despotismus peitschte.

Eine solche Metonymie hätte aber auch ihre Gränzen. Es wäre doch unter diesen Umständen unbillig, Scherz in Ernst zu verwandeln, und auf die Proselytenmacherey so aus allen Kräften loszuschlagen, als ob sie wirklich etwas verschuldet hätte. Am wenigsten dürfte es in einem solchen Falle — dem einzigen, wo es überhaupt zu entschuldigen wäre, gegen die Bekehrer Zeter! zu schreyen — am wenigsten dürfte es da nöthig seyn, die Handlungen, Meinungen, Briefe, auch wenn Sie wollen, die Thorheiten und Inconsequenzen irgend einer Privatperson von übrigens unbescholtnem Rufe, öffentlich zur Schau zu stellen, und der Mißdeutung oder gar der

Verachtung Preis zu geben, bloß weil sie mit unserm Gemisch von Ahndungen, Fertigkeiten, Ueberzeugungen und Syllogismen, welches wir unsere Religion nennen, nicht zu reimen sind.

Beschämung! — ja! Beschämung des Briefstellers nennen Sie aber die andere Absicht, welche Sie bewogen hat, das Schreiben des Herrn Hofgerichtsraths Bender in Ihrer Monatsschrift abdrucken zu lassen. Sollte wohl sein Betragen dieses harte Urtheil von Ihnen in einer öffentlichen Schrift verdienen? Er, ein Katholik, räth seiner Glaubensgenossin, ihre Kinder katholisch zu erziehen, aus Pflicht zu seiner Religion und als Freund. Seit wann ist es ein Verbrechen, nach seiner Ueberzeugung zu handeln? Seit wann darf ein Freund keinen wohlgemeinten Rath ertheilen, der die Gewissensruhe und die Annehmlichkeit der äußern Verhältnisse der so berathenen Person zur Absicht hat? Allerdings ein großes, unverzeihliches Verbrechen, daß ein katholischer Beamter in einem katholischen Lande katholische Grundsätze hat; daß er den Satz vom einzig seligmachenden Glauben steif und fest annimmt und darnach handelt; daß er von seinen Aeltern, in

der Schule, von orthodoxen Theologen seiner Kirche diese Meinung mit der Muttermilch und mit der ersten Milch des Unterrichts eingesogen hat! Ich müßte mich sehr irren, oder die Katholiken dürfen sich wohl über protestantische Intoleranz beschweren, wenn dasjenige, was nach protestantischen Grundsätzen höchstens ein bedauernswerthes Unglück ist, einem Menschen zum Verbrechen und zur Schande angerechnet wird. Ist es aber in den Augen eines Protestanten schändlich, ein Katholik zu seyn, und seinem Glauben gemäß zu handeln; so wird man sich auch nicht wundern müssen, wenn Katholiken den Protestantismus verabscheuen, und von den Handlungen der Protestanten, die aus ihrem Lehrbegriffe fließen, manches lieblose Urtheil fällen sollten. Wahrlich, diese gegenseitige gute Meinung bereitet die beyden Partheyen zu einer gar brüderlichen Verträglichkeit als Christen und Landsleute vor!

Mit einem nicht minder harten Ausdruck heißt es ferner: der Rath dieses Mannes sey auf das hinterlistigste motivirt; und gleichwohl hatte er nicht den Schaden, sondern den Vortheil der Wittwe zur Absicht. Wenn ich

mir Sie selbst, meine Herren, an dem Platz des Briefstellers denke, der sich in seinem Gewissen verpflichtet glaubt, seiner Kirche die Kinder der Amtmannswittwe als Proselyten zuzusichern, so begreife ich wohl, daß sie überzeugender, eindringender, pathetischer geschrieben; allein ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie, als Katholiken, andre Beweggründe gewählt hätten, oder bey deren Erwählung sich einer Hinterlist bewußt gewesen wären. Der Bekehrungseifer, den der alleinseligmachende Glaube nothwendig zur Folge hat, suppeditirt alle in dem Schreiben vorkommende Argumente, und macht es begreiflich, daß der Briefsteller sogar geglaubt haben könne, ein Versprechen dürfe gebrochen werden, wenn nur der Kirche die Knaben nicht entgingen. Die Täuschung läßt sich leicht erklären, vermöge deren man widerrechtlich handelt, und dennoch sein Gewissen dadurch zu beruhigen glaubt. Kennen wir nicht die Macht religiöser Meinungen über die Gemüther? nicht die traurigen Wirkungen der Vorurtheile und Autoritäten, zumal einer vermeintlich göttlichen Autorität? Diese rechtfertigte ja sogar vor Zeiten jeden Angriff auf leibliche

Freyheit und materielles Eigenthum der Andersgesinnten; und noch itzt wird die Usurpation, womit sie ihre Aussprüche jeder Vernunft aufdringen und bey einem jeden Räsonnement vorausgesetzt wissen will, über den ganzen Erdball theils für rechtmäßig anerkannt, theils des verjährten Besitzes wegen tolerirt. „Gott“ — so lautet der gewöhnliche Ausdruck: — „Gott selbst hat geredet; hier verschwinden alle Einwürfe der Vernunft.“ So urtheilt der gewissenhafte Mann nach den Postulaten seines Glaubens. Daß dadurch ein Mensch, der vielleicht auch mit unüberwindlicher Stärke des Vorurtheils an seinen Glaubensmeynungen hing, und von ihrer ausschließenden Wahrheit nicht weniger überzeugt seyn mochte, in seinen Erwartungen hintergangen, daß ein feyerlicher, freywilliger Vertrag gebrochen wird: — von der Unredlichkeit dieses Schrittes, die Sie ihm vorwerfen, hat er keinen Begriff. Immerhin mag die Frömmigkeit mit der Jurisprudenz davon gelaufen seyn; unredlich kann der Briefsteller nur alsdann erst heißen, wenn er von der Ungültigkeit seiner Gründe schon voraus überzeugt gewesen ist, wenn er die Wittwe (die

bey Ihnen wohl nur in Konformität einer gewissen Terminologie eine schwache und betrübte Person heißt) mit Vorspiegelungen, die seiner eignen Ueberzeugung nicht genügten, aufgefordert hätte, den Schatten ihres verstorbnen Ehemannes noch im Grabe zu beleidigen.

Sie scheinen mir in diesem Falle von einem Katholiken protestantische Grundsätze zu fordern, wenigstens seine Handlungen und Absichten nicht aus seinem Gesichtspunkte zu beurtheilen, und auf diese Weise zu jenen harten Ausdrücken gekommen zu seyn, womit nur vorsetzliche Verbrechen, keinesweges aber die Verirrungen, die aus religiösen Meinungen entspringen, geahndet werden dürfen. Dadurch geben Sie manchem Leser, ganz wider Ihre Absicht, eine hinreichende Veranlassung, Ihre Darstellung des katholischen Bekehrungseifers in die Klasse gewöhnlicher Kontroversschriften zu setzen und den Vorwurf der Proselytenmacherey zu retorquiren. Ihre gewiß verdienstliche Bemühung, dem Heer von Betriegern aller Art entgegen zu arbeiten, und sowohl das geistige Eigenthum unsrer klaren Begriffe als auch das materielle unsrer Baar-

schaften vor jenem Raubgesindel zu sichern, macht den Wunsch in mir rege, daß nichts in Ihren Aufsätzen vorhanden seyn möchte, was die Beschuldigung des Partheygeistes auch nur von fernher begünstigen könnte. Es ist aber unmöglich, bey der Wahrheitsliebe, die aus Ihren Aufsätzen hervorleuchtet, nicht zugleich zu bedauern, daß darin ein etwas leidenschaftlicher Synkretismus zuweilen sichtbar wird, welcher über wissentliche Betrieger, und über die treuherzigen Anhänger an Vorurtheile der Erziehung und religiöse Autorität gleiche Verdammniß ergehen läßt: ein Synkretismus, welcher die edelsten Menschen, wenn sie eine Ihnen verdächtige Sache aus einem andern Gesichtspunkte ansehen, sogleich für Mitschuldige erklärt, und als solche zu züchtigen sucht. Ich darf wohl sagen, daß dieses Verfahren dem Nutzen, welchen Ihre Monatsschrift stiften kann, sehr wesentlichen Abbruch thut, ohne, so viel ich einsehe, den mindesten Ersatz zu liefern.

Es raubt Ihnen erstlich alles Zutrauen der Katholiken: nicht allein der so genannten rechtgläubigen, die jeder Widerstand, wenn es möglich wäre, zu größerer Anstrengung ge-

gen den Protestantismus reitzen muß; sondern auch derjenigen, die mit redlicher Unverdrossenheit unter ihren Glaubensgenossen die Masse von Kenntnissen zu vermehren, den Geist der Duldung und seine wohlthätigen Wirkungen immer mehr zu verbreiten, und ihre Volksreligion nach und nach von allem papistischen Sauerteige zu reinigen wünschen. Diese gutdenkenden Männer muß es verdrießen, daß die Neckereyen der Protestanten und ihre Vorwürfe den Eifer orthodoxer Katholiken gerade für diejenigen Sätze wach erhalten, deren Mißbrauch und schädliche Mißdeutung sie längst erkannt haben, deren Ansehen aber einschlummern muß, eh es ganz gestürzt werden kann. Anstatt also der Aufklärung des katholischen Deutschlands in die Hände zu arbeiten, wirken Sie ihr gerade entgegen. In der That fehlt es den Katholiken weder an Scharfsinnigkeit in Ansehung der Mängel, noch an Wetteifer mit den Protestanten, um ihnen abzuhelfen; allein das Allgemeinwerden dieser Denkungsart kann nur die Macht des Beyspiels bewirken: des Beyspiels der bereits aufgeklärten Katholiken, die von ihren Fürsten als fähigere Köpfe hervorgezogen werden und

durch eigne Vortrefflichkeit des Charakters glänzen müssen; der Protestanten, indem sie ihre Nachbarn den unendlichen Gewinn an Wohlstand und innerer sowohl als äußerer Prosperität aller Art, den ihnen politische und religiöse Freyheit verschafft, in vollem Maße empfinden lassen, und dadurch den Wunsch nach den Mitteln ähnliche Vorurtheile zu erlangen, im höchsten Grade erwecken müssen. Wie viel bleibt auf diesem Wege nicht noch den Protestanten für sich selbst und ihre katholischen Brüder zu erringen übrig?

Von der Härte, womit Sie Sich gegen Andersgesinnte äußern, besorge ich ferner einige unvortheilhafte Eindrücke auch für Ihre protestantischen Leser. Eines Theils wird dadurch die Abneigung gegen die Katholiken und der Religionshaß nur genährt; andern Theils aber, wo dieses nicht der Fall ist, hebt die Unbilligkeit, die man Ihnen hier vielleicht Schuld geben möchte, auch die gute Wirkung auf, welche sonst Ihre öffentliche Schaustellung der neuen Schwarzkünstler, Desorganisatöre, Goldköche, Monddoktoren, Rosenfelde und anderer Betrieger unfehlbar in weit größerem Umfange äußern müßte. Ward einmal der

leiseste Verdacht von Partheylichkeit in einer Rücksicht veranlaßt, so ist man immer geneigt, in jedem Falle sie wieder im Spiele zu vermuthen.

Bey der höchsten Achtung für die eigne Beruhigung, welche aus dem Bewußtseyn einer guten Absicht entspringt, bleibt mir endlich der Wunsch noch übrig, daß Männer, die mit gleich redlichem Eifer mit mannigfaltigen Schätzen der Erfahrung und des Wissens, mit erleuchteter Vernunft und richtiger Empfindung auf dem Wege der Erkenntniß fortschreiten, bloß um des verschiedenen Ganges willen, der jedem eigen ist, um eines Tones willen, den innere und äußere Verhältnisse modificirten, um der besondern Ansicht willen, wodurch das **Eine Wahre** jedem anders erscheint, doch nie vergessen möchten, daß wechselseitiges Wohlwollen ihre höchste Ehre ist. Der Aufklärung unsers Jahrhunderts scheint es unwürdig, daß gelehrte Streitigkeiten zu persönlicher Verbitterung führen. Wie lange wird diese Intoleranz, die gehässigste von allen, noch dauern? Wann wird man aufhören zu glauben, daß, weil diese oder jene Principien und Meinungen uns wahr und alleingültig

scheinen, sie darum in eben dem Lichte von Andern gesehen werden müssen? Sollte man nie dahin kommen können, die Unabhängigkeit der Vernunft, die jeder für sich verlangt, auch allen Andern zuzugestehen; dergestalt, daß kein ens rationis den freyen Menschen fesseln, keine Vernunft der andern gebieten dürfe, daß die individuelle Vernunft eines jeden Menschen allen andern vernünftigen Geschöpfen das respektabelste Wesen sey, und daß die wahre Aufklärung, welche nimmermehr den Endzweck haben kann, gewissen allgemein gültig seyn sollenden Principien einen Despotensitz zu erbauen, vielmehr der eignen Vernunft und dem Gefühl eines jeden Menschen freye ungehinderte Wirksamkeit verschaffe?

Allein bey der Stimmung unsrer Zeitgenossen, bey ihrem Wahlspruch: nul n'aura d'esprit hors nous et nos amis, bey der traurigen Fertigkeit Andersgesinnte für ehrlos zu halten, und dieses Privaturtheil auch sogleich im Druck zu verkündigen, bleibt die Denkfreyheit nur ein frommer Wunsch. Dürfen wir wohl, wenn die Katholiken über eine Abweichung von ihrem Religionssystem noch hier und da das brutum fulmen einer zu-

künftigen Verdammniß herabschleudern — dürfen wir da wohl von Unvernunft sprechen, so lange das mildere oder strengere Urtheil, welches wir von diesem Glauben fällen, hinreichende Veranlassung giebt, eine sichere zeitliche Verdammniß, die Schändung des guten Namens, über uns zu bringen? Nach welchen menschlichen, nach welchen angeblich göttlichen Gesetzen kann dieses Verfahren gerechtfertigt werden? Noch einmal; die Nichtanerkennung der Wahrheit bringt keinem Menschen Schande, sondern die Nichtbefolgung der erkannten Wahrheit. Wer sich nicht belehren ließe, daß die drey Winkel eines Dreyecks zwey rechten Winkeln gleich sind, dem würde man zwar mit Recht die Fähigkeit zur Mathematik absprechen; aber ehrlos wäre er darum nicht. Sind nun Begriffe von Ehre und Schande nicht einmal mit der Anerkennung oder Nichtanerkennung mathematischer Axiomen verbunden: wie wäre es billig, sie an speculative Sätze oder gar an Glaubenssachen, deren Evidenz schlechterdings nur subjektiv ist, zu knüpfen?

Doch gesetzt, die Wahrheit wäre das unverfälschte, ausschließende Eigenthum der einen Parthey: ist Entehrung der andern das natürliche Zeichen, woran man sie erkennt, das Mittel, wodurch man ihr allgemeine Annahme verschafft? Ich zweifle sehr, ob man auch bey dem glühendsten Bekehrungseifer den Nutzen der Verunglimpfung bey diesem Geschäfte behaupten, oder sich schmeicheln wird, seinen Gegner dadurch leichter zu gewinnen. Wo nun aber der Streit unterschiedene Meinungen betrifft; wo es vielleicht niemals ausgemacht werden kann, auf wessen Seite das Recht sich befindet; wo vielleicht Wahrheit und Täuschung auf allen Seiten unzertrennlich in und neben einander bestehen: **was nutzt es da**, die Ehre seines Gegners anzutasten? Ich erwarte keine Antwort auf diese Frage; da hingegen die andre: **was es schadet?** leicht so beantwortet werden kann, daß ein behutsameres Verfahren gegen Andersgesinnte ungleich räthlicher erscheint. Oder ist der gute Name eines Privatmannes, der nach andern Grundsätzen als die unsrigen handelt, ein Ding, womit man nach Gutdünken spielen

kann? Daß Menschen, die das Bedürfniß geliebt zu werden innig empfinden, so leichtsinnig andern entziehen wollen, was sie liebenswürdig und achtungswürdig macht! Daß Philosophen sich einer Handlung nicht enthalten können, von welcher es, gelindestens zu reden, unentschieden ist, ob sie gut oder böse, nützlich oder schädlich sey! Daß der Wahrheitseifer noch immer so verzehrend brennt, zu einer Zeit, wo die Verschiedenheit der Meynungen nicht größer seyn kann; wo der freye Untersuchungsgeist erst anfängt seine Fackel in die Gruft des Ungeheuers, Autorität, zu tragen; wo Scharfsinn und Tiefsinn, Erfahrung und Selbstgefühl so dringend bitten, die Entscheidung der immer nöthiger gewordnen Frage: was ist Wahrheit? zuvor abzuwarten!

Diese Gedanken erwachten von neuem in mir bey der Lesung der wenigen Zeilen, womit Sie das Schreiben des Mainzischen Beamten begleitet haben, und bewogen mich, Ihrem darin geäußerten Urtheil über den Briefsteller meine Meynung von der Nothwendigkeit, dem Nutzen und der Billigkeit Ihres Verfahrens entgegenzustellen. Ich will mir schmeicheln daß ich dadurch bey manchem Ihrer Leser,

der vermuthlich auf Ihr bloßes Wort den Briefsteller schon der Hinterlist und Unredlichkeit schuldig glaubte, eine Revision des Prozesses veranlassen, bey einigen auch vielleicht Milderung des Urtheils bewirken werde. Dies ist wohl die geringste Entschädigung, welche man einem unbescholtenen Manne *) für die Kränkung, sich öffentlich beschuldigt und verurtheilt zu sehen, verschaffen kann; und mich dünkt, auch ohne in irgend einem nähern, persönlichen oder unmittelbaren, Verhältnisse mit ihm zu stehen, würde keiner, dem meine Gründe einleuchten, Bedenken tragen, damit vor dem Publicum aufzutreten. Sehr erfreulich würde es mir seyn, wenn dieser Aufsatz so beschaffen wäre, daß Sie selbst über die darin verhandelten Gegenstände Ihre Gesinnung ein wenig mildern, und insbesondre sich dadurch überzeugen könnten, in der Verurtheilung des Briefstellers weiter gegangen zu seyn, als die Unbekanntschaft mit seiner Denkungsart, und die in seinem eignen Schreiben vorangeschickten Religionsbegriffe es zu rechtfertigen scheinen. Auf keinen Fall, glaube ich, daß es schaden könne,

*) Diesen Ruf hat Herr Bender, den ich übrigens gar nicht kenne.

durch die Eröffnung einer Ansicht der Sachen, welche von der Ihrigen abweicht, weiteres Nachdenken und nähere Prüfung zu veranlassen. Dem Ziele, auf welches ich nur hindeuten konnte, kommt dann vielleicht ein Andrer etwas näher; und was uns dabey an absoluter Wahrheit verloren gehen möchte, das gewinnen wir an relativer Erkenntniß wieder.

Bedürfte die öffentliche Bekanntmachung meines Aufsatzes dennoch einer Entschuldigung, so fände ich einen sehr nahen Beruf dazu in dem Mißtrauen, welches Ihre Monatsschrift, durch wiederholte Angriffe auf den Katholicismus und mißbilligende Erwähnung einzelner Auftritte in katholischen Ländern, bey dem hiesigen Publicum gegen die von einem aufgeklärten Fürsten hergezogenen Nichtkatholiken endlich doch erwecken könnte. Dieser Schade wäre schon an sich so groß, daß er in meinen Augen von keinem vermeintlichen Vortheil aufgewogen werden kann; denn er ginge zuletzt darauf hinaus, die wohlthätige Absicht, welche man durch die Anstellung der Ausländer, ohne Rücksicht auf ihre religiöse Meynungen, erreichen wollte, zu vereiteln. Wenn irgendwo gegen die Bekenner andrer als der herrschenden Glaubens-

säze ein ungegründetes Vorurtheil obwaltet; so scheint kein Mittel wirksamer dasselbe zu entkräften, als die Verpflanzung solcher Andersgesinnten in den Staat, damit sie als nützliche, rechtschaffene und ruhige Bürger von jedermann erkannt und nach ihrem Verdienste geschäzt werden können. Wie aber, wenn es in protestantischen Ländern hinlänglich ist ein Katholik zu seyn, um schon Mißtrauen zu erwecken; wenn man es sich dort erlaubt, unter dem Vorwande der Bekehrungsgefahr die Privatverhältnisse eines jeden Katholiken mit neugierig argwöhnischen Augen zu durchspähen; wenn Protestanten, nicht zufrieden diese Wachsamkeit, sie sey nun überflüssig oder nicht, auf ihre eigene Heimath und Staaten, wo der Protestantismus herrscht, vorsichtig einzuschränken, ihren Späherblick auch über die Gränze, gleichsam in Feindes Land — weil man dem Feinde keine Schonung schuldig zu seyn glaubt? — umherirren lassen, und dort ohne Rücksicht auf die Gehässigkeit dieser Rolle, das Innere der Familie, welches sogar der Gesezgebung heilig ist, auskundschaften, die willkührlichen Privatmeynungen der Menschen vor ihren Rich-

terstuhl ziehen, und indem es die Sicherheit der protestantischen Kirche erheischen soll, mit einer Anmaßung, die sich bis itzt noch zu keinem Rechte hat legitimiren können oder wollen, gegen vermeintliche Vergehungen die harte Strafe der öffentlichen Beschämung zu erkennen? Vielleicht könnten auch billigdenkende Katholiken in diesen Schritten endlich einen unversöhnlichen Religionshaß, einen zügellosen Partheygeist zu erblicken glauben, und sich dann selbst den Vorwurf machen, daß sie zu frühzeitig angefangen hätten, gegen Protestanten mit sorglosem Zutrauen und unbefangener Offenheit zu handeln. Je weiter sich im Mainzischen die Toleranz gegen Nichtkatholiken bereits erstreckt, desto mehr wird die Unbilligkeit daselbst auffallen müssen, womit einzelne Beyspiele von weitgetriebener Anhängigkeit an den Tridentinischen Lehrbegriff mühsam hervorgesucht werden, um eine Beschuldigung zu motiviren, die man hier so wenig verdient. Ist es nicht auffallend, wie selten von einer Seite die Beyspiele von katholischer Intoleranz in hiesiger Gegend, und wie erpicht und verhetzt auf der andern manche Menschen auf diese Jagd seyn müssen, da der

im Grunde doch unbedeutende Vorfall in Eltvill von zwey verschiedenen Einsendern aufgeschnappt worden ist? In der That, wenn man katholischer Seits alles einräumen wollte, was Sie in Beziehung auf den Eltviller Briefsteller nur verlangen können, wird sich dann wohl mehr daraus ergeben, als die Intoleranz eines individuellen Menschen? Man wird es bedauern, daß in einem, wie Sie ihn nennen, frey und besser denkenden katholischen Staate, Ausnahmen von der Regel anzutreffen sind, und daß ein Beamter, der allenfalls Gelegenheit gehabt haben könnte, redlichere Ausleger der katholischen Lehre als Bellarmin, **Busenbaum** und Consorten, um Rath zu fragen, unglücklicher Weise nicht gewußt zu haben scheint, daß man auch ohne den Probabilismus ein guter Katholik, und auch als Katholik zuerst Mensch und Bürger seyn könne. Aber mit diesem einzigen Falle, oder auch mit mehrern ähnlichen, wenn sich dergleichen finden ließen, es rechtfertigen wollen, daß diesem Lande der rege Geist der Proselytenmacherey zugeschrieben wird: dies hoffe ich, werden nicht allein Katholiken, sondern auch Protestanten einer zu weit getriebenen Besorgniß zuschreiben, um

Ihnen

Ihnen keinen Vorwurf darüber zu machen. Es versteht sich von selbst, wenn man vom Geiste eines Landes spricht, so spricht man nicht von einzelnen Ausnahmen; sonst wären die Katholiken berechtigt die Stimme eines Herausgebers der Berlinischen Monatsschrift für den Geist des Protestantismus zu halten. Wenn also die Ausnahmen nicht gelten sollen, so ruhet allerdings der Geist der Proselytenmacherey nicht nur in dem Mainzischen, sondern in den meisten aufgeklärteren deutschkatholischen Staaten. Es werden von hier aus weder Missionare in protestantische Länder ausgeschickt, noch die hier wohnenden Protestanten durch Bekehrungsvorschläge beunruhigt. Protestanten können hier zu allerley weltlichen Aemtern gelangen; die hiesige Universität hat sogar das rühmlichste Beyspiel einer uneingeschränkten Toleranz gegeben, und ohne Rücksicht auf religiöse Meinungen einem Juden den medicinischen Doktorhut ertheilt; endlich, unter dem milden Einfluß eines weisen Menschenfreundes auf dem Kurfürstlichen und Erzbischöflichen Throne hat die aufgeklärte Geistlichkeit einem protestantischen Gelehrten, meinem seligen Vorgänger Dieze, in der hie-

sigen Johanniskirche eine ehrenvolle Grabstätte brüderlich eingeräumt. In einem Lande, wo ich, wie alle protestantischen Gelehrten, der uneingeschränktesten Gewissens- Denk- und Preßfreyheit genieße; in einem Lande, wo man sich der Usurpation der Römischen Curie und allen ihren Eingriffen in die Rechte der Menschheit muthig widersetzt; in einem Lande, wo alles von der Absicht des Regenten, Vorurtheile hinwegzuräumen und eigenes Denken zu befördern, redende Beweise giebt: in diesem Lande fühle ich den Beruf, sowohl den katholischen Einwohnern das Zeugniß einer wahren brüderlichen Duldung fremder Religionsverwandten zu ertheilen, als auch im Namen manches rechtschaffenen Nichtkatholiken, welcher hier das freundschaftliche Vertrauen würdiger Menschen mit mir theilt, öffentlich zu versichern, daß wir aus eigner Erfahrung und nach reiflicher Erwägung der Anklage, Ihrem Urtheil über die Mainzische Proselytenmachereey nicht beypflichten können. Herberufen, nicht um seine besondre Religionsmeinung in Aufnahme zu bringen, sondern um gemeinnützige Kenntnisse in Befolgung seiner Amtspflichten anzuwenden, ehrt der Aus-

länder hier den moralischen Endzweck und die frommen redlichen Lehrer und Bekenner eines jeden Glaubens, ohne dasjenige was ihm Menschliches jedem beygemischt zu seyn scheint, damit verwechseln zu müssen. Verehrungswürdig aber ist ihm dasjenige Publicum, welches den apostasirenden Protestanten unfehlbar mit Verachtung auszeichnen würde; und dieser einzige Zug enthält einen Beweis von richtigem Gefühl, der alle bisher bekanntgewordenen vorgeblichen oder wahren Beyspiele von Proselytenmacherey, in so fern sie eine allgemeine Stimmung darthun sollen, zu Schanden macht.

Um die Uebersicht zu erleichtern, fasse ich itzt die Hauptpunkte meiner Meinung zusammen.

I. Der katholische Bekehrungseifer hat selbst unter den nachtheiligsten Umständen für die protestantische Kirche, noch keinen beunruhigenden Erfolg gehabt.

II. Die Gewissensfreyheit ist aber bey despotischen Regierungen immer in Gefahr.

III. Aller Zwang bildet Maschinen, und jedes Symbol ist der freyen Moralität des Menschen nachtheilig.

IV. Wenn Protestanten apostasiren, so läßt sich in den meisten Fällen die Ursache auf Mangel an Einsicht und moralischem Gefühl zurückführen.

V. Das einzige sichere Mittel diesem Mangel abzuhelfen, ist **Freyheit**.

VI. Jedes andere Mittel ist gewaltthätig, und schon darum unwirksam.

VII. Denn seiner Meinung die Beystimmung Andrer verschaffen, (Proselytenmacherey) ist im Erkenntnißtriebe gegründet, und an sich tadelfrey.

VIII. Nach der gewöhnlichen Auslegung der katholischen Glaubenslehre kann der Bekehrungseifer sogar eine Pflicht scheinen.

IX. Unredlichkeit findet nur Statt, wo man gegen bessere Ueberzeugung handelt; und also nur in diesem Falle kann der Bekehrer Beschämung verdienen.

X. Die Befugniß aber, Privatverhältnisse öffentlich bekannt zu machen, zu richten und zu bestrafen, wenn sie gegen die Meinung einer Privatperson anstoßen, ist dieser letztern noch nicht zugestanden.

XI. Auch ruhet wirklich der Geist der Proselytenmacherey in den deutschkatholischen Staaten, und einzelne Beyspiele von intoleranten Menschen beweisen nichts wider diese Behauptung.

XII. Man ist vielmehr in verschiedenen deutschkatholischen Staaten eifrig mit der Läuterung der Religionsbegriffe, mit Erringung der Unabhängigkeit von Rom, und mit der Einführung der Denk- und Gewissensfreyheit beschäftigt.

Diese Sätze, habe ich geglaubt, gegen Sie, meine hochgeschätzten Herren, behaupten zu können. Itzt überlasse ich sie, nebst meinen Gründen, ihrem Schicksal, und bitte Sie nur noch um Erlaubniß, hier an ein paar Worte unsers verwigten Lessing über einen gewissen Ring zu erinnern.

Der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen,
Bey Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun; wen lieben zwey
Von Euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O, so seyd Ihr alle drey
Betrogene Betrüger!

IV.

Leitfaden

zu einer künftigen

Geschichte der Menschheit.

Fingere cinctutis non exaudita Cethegis
Contingit: dabiturque licentia ſumta pudenter.

Hor.

1789.

Leitfaden
zu einer
künftigen Geschichte der Menschheit.

Neulich fiel mir Prior's Alma wieder in die Hände. In diesem Spottgedichte, wo er die Träume der Philosophen über den Sitz der Seele belacht, hat er den drolligen Einfall, die Seele durch die Zehspitzen in den neugebildeten Körper dringen, und allmählich in verschiedenen Perioden des Alters, durch die Beine und Schenkel hinauf, zum Gürtel, dann zum Herzen, endlich in den Kopf steigen zu lassen.

Statt des Beweises, beruft er sich auf die Erscheinungen, die eine jede Lebensepoche auszuzeichnen pflegen. Die Seele des Säuglings zum Beyspiel, kann nach seiner Meynung nirgend anders, als in seinen Füßen wohnen; denn mit diesen stößt und zappelt er schon lange, ehe er kriechen und andere Theile seines Körpers bewegen lernt. Auch beym Knaben verweilt sie noch in diesen Extremitäten. Sieht

man nicht am Steckenreiten und Springen, an der Rastlosigkeit, die es ihm unmöglich macht, einen Augenblick still zu stehen, daß seine Beine in einem fort seinen Willen bestimmen? Allein es kommt die Zeit, wo die Seele höher steigt: andere Organe bilden sich zu ihrem Thron, von wannen sie den ganzen Körper beherrscht; und alle seine Handlungen beziehen sich auf die Bestimmung und Kraft dieser Theile. Kindisches Spiel und rasches Umhertreiben ergötzt den blühenden Jüngling nicht mehr; ein neuer Trieb erfüllt sein ganzes Wesen, richtet alles Wirken seines Geistes auf einen Punkt, und kettet ihn an den Gürtel der Liebe. So geht es nun weiter zur Charakteristik des männlichen und höhern Alters.

Die Ausführung dieser Phantasie, die zwar etwas unfein und desultorisch, in Prior's eigener Manier, gerathen ist, hatte wenigstens Laune genug, um zu ihrer Zeit das Lächerliche eines nunmehr vergessenen gelehrten Streits aufzudecken und scherzhaft zu züchtigen. Jetzt fängt man an, mit der Sache das Gedicht zu vergessen; denn die neuere Philosophie hat wichtigere Sorgen, als diese, dem Wohnorte der Seele nachzuspüren. Sie stehet am

Rande jenes kritischen Abgrunds, den Miltons Satan einst durchwanderte. Die Substanzen, sagt man, fliehen sie stärker, je eifriger sie ihnen nachforscht; sie hat nicht nur die Seele ganz aus dem Gesichte verloren, sondern sogar der Körper soll ihr neulich abhanden gekommen seyn. Wenn es so fortgeht, und alles um sie her verschwindet, so läuft sie wirklich Gefahr, im großen idealischen Nichts sich selbst zu verlieren, wofern nicht das uralte Chaos sie eben so freundschaftlich wie den Höllenfürsten lehrt, in jener „Unermeßlichkeit ohne Gränzen, Ausdehnung und Gegenstand, wo Zeit und Raum unmöglich sind,“ — sich zu orientiren! Doch zurück von dieser Nacht des Ungrunds, des Zwists und der Verwirrung, wohin vielleicht keiner von meinen Lesern weder einem gefallenen Engel noch einem exaltirten Denker Lust zu folgen hat.

Kaum hatte ich jenes Gedicht wieder gelesen, so reihte sich in meinem Kopf ein ganzes System der sogenannten Geschichte der Menschheit daran. Das Bindungsglied war jener so bekannte als gemißbrauchte Vergleich der verschiedenen Lebensepochen des einzelnen Menschen mit den Stufen der Cultur bey ganzen

Familien und Völkern. Ich weiß, wie viel ich wage, indem ich diese Aehnlichkeit des Allgemeinen mit dem Besondern wieder hervorsuche. Wie leicht sind nicht Aehnlichkeiten überall gefunden? Die Weisheit der alten Base entdeckt bey jedem jungen Ehepaare gleichförmige Züge, deren Anziehungskraft, nach ihrer Physik, zu wechselseitiger Neigung die erste Veranlassung gab. So bemerkt sie auch an jedem älteren Ehepaar immer fortschreitende Verähnlichung, und wundert sich, daß dessen ungeachtet die Anziehungskraft mit jedem Jahre sich merklich vermindert. Sollten, aller Vorsichtigkeit ungeachtet, die Resultate meiner Wahrnehmungen mit dieser ehrwürdigen Matronenphysiognomik eine unglückliche Verwandtschaft verrathen, so werde ich mich gleichwohl, mit dem unvermeidlichen Schicksal aller meiner Vorgänger, die den Ereignissen im Gebiete der Humanität nachgeforscht haben, wie es einem Philosophen ziemt, zu trösten wissen.

Ohne Prior's dichterischen Apparat zu benutzen, und ohne mich, mit wem es auch sey, über die Art und den Namen des wirkenden Princips im Menschen zu entzweyen, halte ich mich zuvörderst an die Erfahrung allein, und

betrachte Erscheinungen oder Wirkungen, die unsern Augen täglich kund werden, die sich täglich berichtigen lassen.

Die ersten Organisationskräfte, man nenne sie plastisch mit den Alten, Seele mit Stahl, wesentliche Kraft mit Wolf, Bildungstrieb mit Blumenbach, u. s. w. wirken im Menschen dahin, daß er sich selbst erhalten, und sein individuelles Daseyn hier gegen alle äußern Verhältnisse behaupten könne. Die wesentliche Bedingniß zur Erreichung dieses Endzwecks, ist Wachsthum des Körpers, Festigkeit und Stärke der Glieder, vor allen derjenigen, die zur Bewegung erforderlich sind, der Knochen und Muskeln. Von der Empfängniß an, bis zum Augenblick der natürlichen Auflösung, bemerkt man daneben einen allmählichen Uebergang aus einem vollkommen flüssigen Anfang, in einen bis zur Verhärtung festen Zustand der meisten Organe, und in eine zähe Verdickung der Säfte. Die Federkraft des organischen Stoffes nimmt so lange zu, als das Wachsthum dauert, und vielleicht noch länger, indem die Vollkommenheit aller Theile des Körpers in einem mittleren Verhältnisse zwischen ihren festen und flüssigen Urstoffen besteht. Zuerst also

ist der Wirkungskreis der Kräfte, die eine menschliche Gestalt beleben, auf ihre eigene Materie und deren Entwickelung eingeschränkt. So wie die ganze Organisation mehr Consistenz erhält, erweitert sich die Sphäre ihrer Wirksamkeit auch jenseits ihrer körperlichen Gränzen, vermittelst der willkührlichen Bewegung; doch hat sie außer der Selbsterhaltung, und der damit verbundenen Vernichtung fremdartiger Organisationen, noch keinen bestimmteren Zweck. Bewegung ist der Genuß des Knabenalters: sie entspringt aus einem Gefühle der Kräfte, und ist Wirkung ihres inneren Reitzes; auch befördert sie wieder das Wachsthum, die gleichförmige Entwickelung und die Stärke des Körpers.

Eine Folge des allgemeinen Wachsthums ist aber die Ausbildung der Organe und Absonderung der Stoffe, welche zur Hervorbringung derselben Form des Daseyns in andern Individuen unentbehrlich ist. Der Mensch wird zur Fortpflanzung fähig, ehe er zu seiner bestimmten Länge und Stärke gelangt, ehe er völlig ausgebildet ist, ehe die Knorpel alle geschwunden sind. Mit der Entwickelung jener Organe, mit der Scheidung jener Säfte verbindet sich

ein starker Reitz, das Kennzeichen einer neuen Richtung der Organisationskräfte, die auf ein Wirken außer sich, und zwar nicht mehr auf Zerstörung, sondern auf Vereinigung und Mittheilung hinausläuft. Die Blüthezeit des Menschen, die frohe Zeit des berauschenden Genusses, der im Tausche der Empfindungen und wechselseitiger Hingebung besteht, ist jedoch, wie jede Blüthezeit, ein kurzer, schnell vorüber eilender Augenblick.

Nach der Erscheinung des Geschlechtstriebes erreicht der Körper sein volles Wachsthum, seine höchste Reife. Der Widerstand der Theile kommt mit der ausdehnenden Kraft ins Gleichgewicht. Knochen, Sehnen, Muskeln gewinnen den höchsten Grad ihrer Festigkeit, Spannkraft und Stärke. Das Blut, welches zur Ergänzung, nicht mehr zur Vergrößerung des Körpers seinen Kreislauf fortsetzt, ist nicht nur in größerer Menge vorhanden, sondern wird feuriger, in sich selbst lebendiger und belebender, als zuvor. Man ist daher geneigt, schon im voraus eine wichtige Revolution im Menschen, bey diesem Stillstand in seinem Wachsthume zu erwarten. Wenn die Erhärtung gewisser Theile der bildenden Kraft nun Gränzen

steckt, und keine Ausdehnung mehr Statt finden läßt, so würde bald das Blut in allen Adern stocken, falls es kein Mittel gäbe, dasselbe in dem Maße, wie es aus den Speisen bereitet wird, wieder zu verarbeiten. Dieses Mittel bietet aber die Abnutzung der Organe dar, welche jetzt um so schneller vor sich geht, je heftiger das Gefühl ihrer Kraft zu anhaltender Bewegung, zu gewaltsamer Anstrengung, zur Thätigkeit im Aeußern reitzt. Nie trug der Körper größere Lasten, nie regten sich die Glieder mit geringerer Erschöpfung, nie vermochten die gespannten Muskeln mehr als jetzt, da die Ergänzung aus dem reichen Blutsquell so leicht von Statten geht. In der That steigt auch das Gefühl der eigenen Kraft im Menschen jetzt auf den höchsten Punkt; er empfindet mehr als jemals den Trieb, außer sich zu wirken, den mächtigen Willen, womit er sich ein Herr der Schöpfung wähnt, und die zur Leidenschaft verstärkte Begierde, wodurch er, ohne die Gefahr im Hinterhalte zu ahnden, ein Sklav der coexistirenden Dinge wird. Nach dem Rausch eines Augenblickes kehrt das Gefühl der freyen Selbstheit zurück, zum Gebrauche der inwohnenden Kraft; aber milder ist doch der Genuß in

dieser

dieser langen Epoche des reifen Alters, welches auch im Erhalten die Macht seines Wirkens fühlt.

Das feuchteste, weichste, zarteste, eindruckfähigste Organ, das Organ der Empfindung, der Erinnerung und des Bewußtseyns, mit Einem Worte das Hirn, empfängt und sammelt von Kindheit an die Einwirkungen der äußeren Gegenstände, vermittelst der Sinneswerkzeuge, und des ganzen Nervensystems. Seine Masse bleibt weich, und erlangt erst im späteren Alter eine gewisse, jedoch immer sehr geringe Festigkeit. Kein Wunder also, daß erst in der Periode des Stillstands die Lebenskräfte des Hirns ihre höchste Regsamkeit äußern, und durch die von solchen Aeußerungen unzertrennliche Reaktion die Klarheit des Bewußtseyns erhöhen. Wenn bereits die Knochen spröde, die Muskeln steif, die Sinne stumpf und die Nerven überhaupt weniger empfindlich geworden sind, erhält sich noch die Wirksamkeit dieses bewundernswürdigen Organs. Zurückgezogen aus seinem größeren Wirkungskreise, bleibt alsdann der Mensch sich selbst noch übrig, und findet in dem zarten Gewebe seines Hirns das Weltall wieder, wenn es außerhalb desselben kaum mehr

für ihn existirt. Herrlicher Genuß auch dieser! und vielleicht der herrlichste von allen, dieses erhöhte Bewußtseyn des Menschen, der in sich selbst eine Welt beschaut, und solchergestalt die letzten Höhen seiner Ausbildung ersteigt!

So sind also die Hauptbestimmungen des Menschen, Selbsterhaltung, Fortpflanzung, Wirksamkeit außer, und Rückwirken in sich selbst, von einer nach und nach erfolgenden Veränderung verschiedener Organe abhängig, und im genauesten Verhältnisse mit den Perioden des Wachsthums, der Pubertät, des Stillstandes und der Hirnerhärtung.

Mit allen Thieren haben wir Erhaltung und Fortpflanzung gemein; in so fern also sind diese Funktionen mit den besondern und ausschließenden Bestimmungen der Menschheit nicht zu vergleichen. Das Daseyn des Einzelnen und der gesammten Gattung hinge gleichwohl an einem gar zu schwachen Faden, wenn die Periode des Wachsthums und des Geschlechtstriebes nicht vor der höchsten Entwickelung der Thätigkeit nach Außen und der Denkkraft vorherginge. Vor allen Dingen müssen wir seyn; sodann erst können wir auf eine bestimmte Art und Weise unsere Kräfte äußern.

Da indessen das Wachsthum aller Organe gleichzeitig fortschreitet, (wiewohl das zarteste früher ausgearbeitet erscheint); da nur die Zeitpunkte ihrer höchsten Wirksamkeit, ihrer Reife, verschieden sind; da auch das Handeln und Denken schon während der Epoche des Wachsthums seinen Anfang nimmt: so darf man in gewisser Hinsicht behaupten, daß unsere Existenz zu keiner Zeit bloß thierisch ist.

Was scheint nun wohl natürlicher, als die Voraussetzung, daß zwar keine Anlage im Menschen unbenutzt und unentwickelt bleiben, aber auch keine auf Kosten der übrigen ausgebildet und vervollkommnet werden dürfe? Die Natur bindet sich jedoch nirgends an diese Regel. Wäre sie unabänderlich, so wüßten wir nicht, wie weit sich die Perfektibilität jedes einzelnen Organs erstreckt, und in welchem Grade die Lebenskraft sich darin äußern kann, sobald sie sich ganz darauf concentrirt und die übrigen Organe vernachlässiget. Nun wird aber diese Kraft durch geringe Anomalieen der Bildung und hinzutretende äußere Verhältnisse so bestimmt, daß einzelne Theile durch sie im Körper gleichsam herrschend werden, daß alles sich auf diese zu beziehen scheint, und zur Verviel-

fältigung, Erleichterung und Vervollkommnung ihrer Funktionen dienen muß. Das unbändigste Kraftgefühl, die unersättlichste Salacität, die heftigste Leidenschaft und der göttlichste Tiefsinn können nimmermehr in einem Menschen vereinigt seyn; sondern eine von diesen Eigenschaften, sobald sie in ihrem Grade hervorsticht, verdrängt die übrigen, und entzieht andern Organen die erforderliche Energie. Der Wollüstling Sardanapel konnte nicht die Gesetze des Zusammenhanges ergründen, wie der Denker Newton; die enthaltsamen Kornaren hatten nicht, wie Milo der Kämpfer, einen Ochsen getragen, u. s. f. Gleichgewicht unter jenen Eigenschaften ist also das Kennzeichen ihrer Mittelmäßigkeit, und beruhet auf einer sehr vertheilten Lebenskraft; die Mannigfaltigkeit hingegen erfordert partielle Disharmonieen und Excentricitäten.

Die Ursache dieser Abweichungen von einer gleichförmigen Entwickelung entzieht sich unseren Blicken. Verkettungen des Schicksals aufsteigend in unabsehlicher Reihe, wirken im Moment der Zeugung unaufhaltsam, das Maß der Empfänglichkeit der neuen Organisation in allen ihren Theilen zu bestimmen; ein gering-

fügiger, dem Anschein nach unbedeutender Umstand, durch eine eben so lange Reihe vorhergehender Begebenheiten vorbereitet, ertheilt durch einen unmerklichen Stoß dieser Maschine eine Richtung, die sie Zeitlebens behält; und jeden Augenblick des Daseyns folgen sich schnell diese Stöße und verrücken die Kreise, die unsere Philosophen in Gedanken ziehen.

Diese allgemein bekannten Erfahrungen scheinen sich mir auch in der großen Masse des Menschengeschlechtes zu bestätigen, und ganze Völker scheinen jene verschiedenen Stufen der Bildung hinanzusteigen, die dem einzelnen Menschen vorgezeichnet sind. Die Natur scheint anfänglich auch bey diesen Haufen nur für Erhaltung zu sorgen; späterhin, wenn sie reichlichere Quellen der Subsistenz ausfindig gemacht haben, kommt der Zeitraum ihrer Vermehrung; sodann entstehen große Bewegungen, gewaltsames Streben nach Herrschaft und Genuß; endlich entwickelt sich der Verstand, verfeinert sich die Empfindung, und die Vernunft besteigt ihren Thron.

Tanz und Kampf sind die ersten Fertigkeiten des Wilden, der sich um eine einzige Stufe nur über das Bedürfniß der Thierheit erhebt.

Er fühlt seine Kraft im Vernichten; im Taumel der Siegesfreude stampft er unwillkührlich die Erde mit seinen Füßen; alles an ihm ist unbändiger Knabenmuthwille und inneres Streben ohne Richtung.

Der Ueberfluß, gleichviel ob Jagd und Viehzucht oder Ackerbau ihn erzeugte, läßt in der behaglichen Ruhe, die er veranlaßt, durch den sanfteren Reitz wuchernder Säfte den Geschlechtstrieb stärker entflammen. Ein mildes Klima, ein fruchtbares Land, eine ruhige, ungestörte Nachbarschaft, und wer mag bestimmen, welcher andere Zusammenfluß von Organisation und äußeren Verhältnissen beschleunigte das Wachsthum sowohl der Chineser und Indier als der Neger, entwickelte früher ihren Geschlechtstrieb, führte die Polygamie unter ihnen ein, und machte sie zu den volkreichsten Nationen der Erde. Allein Erschlaffung ist das Loos einer zu üppigen Verschwendung der Zeugungskräfte. Im Herzen und Hirn dieser Völker schlief die belebende Kraft, oder zuckte nur convulsivisch. Zur Knechtschaft geboren, bedurften sie, und bedürfen noch der Weisheit eines Despoten, der sie zu den Künsten des Friedens anführt, und mechanische Fertigkeit in ih-

nen weckt. Die Ruthe des Despotismus, auch wenn eine milde Hand sie regiert, kann jedoch nur das Menschengeschlecht auf dem Wege der Nachahmung und Gewohnheit in ewig einförmigem Schritte vor sich hintreiben, nicht eigenthümliche Bewegung und erfinderische Kraft in ihm hervorrufen. Was ist der höchste, aber geschmacklose und keiner Vervollkommnung fähige Kunstfleiß noch werth, bey jener starren Unveränderlichkeit der Sitten und Gebräuche, jener finstern Schwärmerey einer herz- und sinnlosen Religion, jener schwerfälligen, kindischen Vernunft der Asiatischen Völker?

Unter einer andern Verbindung von Umständen begünstigte hingegen der Zeitpunkt, wo der ruhige Besitz des Eigenthums eine stärkere Bevölkerung nach sich zog, die Entwickelung eines Keims zu großen und erhabenen Leidenschaften, der schon im rohen, Zerstörung athmenden Barbaren liegt. Die beherzten Räuberbanden in Griechenland und Latium schufen sich eine Verfassung, wo Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Freyheitssinn, Edelmuth, Ehrgeitz und Herrschsucht, schon lange bevor noch ein Strahl von wissenschaftlicher Aufklärung ihnen leuchtete, die Triebfeder großer Handlungen

waren. Weichlinge, ohne dieses Löwenherz voll Kraft, konnten nicht jenes hohen Gefühls, nicht Einer jener Heldentugenden fähig seyn.

Nur solche Völker, die in ihrer früheren Periode der Wollust glücklich entgangen, und in den Armen der Freyheit zu männlicher Stärke heran gewachsen sind, können und müssen zuletzt den höchsten Gipfel der Bildung ersteigen, wo die ganze Energie unseres Wesens sich in den feineren Werkzeugen der Empfindung und des Verstandes am thätigsten erweiset. Nur dreymal, nur in Europa, und jedesmal in anderer Gestalt, erblickte die Welt das Schauspiel dieser letzten Ausbildungsstufe. Einzig und unerreichbar erhob Athen zuerst sein stolzes Haupt, da blühende Phantasie und reiner Schönheitssinn in ihm die Erstlinge der Kunst und Wissenschaft erzeugten. Rom war nicht mehr frey, und die Beute der halben Welt hatte daselbst bereits das zügelloseste Sittenverderbniß angezündet, als es die Trümmer Attischer Cultur in seinen Schooß aufnahm, und glänzender durch Ueppigkeit, als durch hohen Schwung des Genies, für seine künftigen Ueberwinder sie aufbewahrte. Schon war der sanfte Frühlingszauber von Duft und Blüthe dahin, und die

Periode Römischer Aufklärung glich einem schwülen Sommertage, den am Abend ein Donnerwetter beschließt. Uns endlich, der Nachkommenschaft eines glücklich organisirten Barbarenstammes, bey dem hernach das romantische Feuer des Rittergeistes so schön aufloderte, uns bleibt der Herbst mit seinen reifen Früchten noch übrig; wir ernten und keltern und füllen unsre Scheuren, der Himmel weiß, für welchen bevorstehenden Winter! —

Doch es sey für heute genug geträumt von diesen vier Stufen der muskularischen, spermatischen, heroischen und sensitiven Cultur. Die mancherley Schattirungen, welche zwischen einige dieser Haupteintheilungen fallen, gehen mich hier nichts an, und lassen sich leicht klassificiren. Ich verspare die Ausführung meines Systems für ein dickes Buch, wozu ein Ocean von Citaten in Bereitschaft liegt, der bey seiner Ueberschwemmung alle Einwürfe, wie unsichere Dämme, zu durchbrechen und zu vertilgen droht. Mit Citaten kämpft man ja gegen Citaten, und, wie die Erfahrung lehrt, auch nicht selten sehr glücklich gegen den Menschenverstand. Die meisten alten Eintheilungen der Menschengattung sind ohne dies schon längst verworfen,

Noahs Söhne; die vier Welttheile; die vier Farben, weiß, schwarz, gelb, kupferroth: — wer denkt noch heut zu Tage an diese veralteten Moden? Ein anderes ist es freylich um eine metaphysische Eintheilung! Dem kühnen Versuch, alle Völker der Erde von einem guten und einem bösen Princip abstammen zu lassen, fehlt nichts als — ein Beweis, — so streicht meine Hypothese die Segel, und ihr Urheber muß sich noch allzu glücklich schätzen, daß er kein geborner Teufel ist.

V.

Die Kunst und das Zeitalter.

Vos exemplaria Graeca
Nocturna versate manu, versate diurna.

Horat.

Die Kunst und das Zeitalter.

Von allen zarten Blüthen, welche den Garten des geselligen Lebens schmücken, von allen die zarteste, die schönste, die vergänglichste, ist die Blüthe der Kunst. Vor dem Entfalten scheint ihre Knospe nur ein dunkles Chaos, welches sich mühsam zu formen beginnt. Was auf den Augenblick ihrer Vollkommenheit folgt, ist nur entseelte Gestalt. Vergebens wünscht man, diesen glänzenden Moment zu verlängern oder festzuhalten; nicht einmal ihn wiederzubringen, steht in menschlicher Hand. Unter einem glücklichen und in seiner Art einzigen Zusammenflusse von Umständen erhoben sich die Griechen ganz allein zur höchsten Vollkommenheit des Ideals. Was von ihren göttlichen Werken der Zerstörungswuth der Jahrhunderte entgangen, oder auch nur in Nachahmungen den Spätlingen des Menschengeschlechts erschienen ist, bewahrt noch die heilige Gluth, an welcher der Genius der neuern Kunst seine Fackel zu zünden versuchte. Allein was bleiben die Kunstepochen des alten und des neuen Roms, was

die späteren Frankreichs und Großbritanniens, sobald Griechenland seine Modelle zurückfordert, und ihnen nur ihr Eigenthümliches übrig läßt? Jede Abweichung von dem Ebenmaße, welches **Polyklet** in seinem Kanon oder **Parrhasius** als anerkannter Gesetzgeber der Malerey gebot, jeder ungriechische Ausdruck der Köpfe, jede Gestalt, die nicht ihren Charakter, ihre Harmonie von irgend einer Griechischen Gottheit entlehnt, sinkt unverzüglich in die Region der Verunstaltung hinab. Giebt es nur eine erträgliche Statue neuerer Zeiten, wozu die Griechische Mythologie nicht den Gedanken, die Formen und Verhältnisse, Griechisches Costume nicht die Gewänder hergegeben hätte? Wo ist ein Schnirkel unserer Baukunst, wenn er das Siegel des Schönen an sich trägt, dessen Urbild nicht aus dem Kopf eines Griechen stammt? Warum endlich steht **Raphael** einzig unter den Neueren? Warum hatte **Guido**, daß ich **Mengs** für mich reden lasse, so viel Anlage zum großen Maler? Weil jener die hohe Idealisirungskunst der Alten besaß, und dieser nach ihren schönsten Werken kopirte.

Unermeßlich ist die Entfernung, in welcher die moderne Kunst hinter der alten zurück-

bleibt; unermeßlich! denn wer getrauet sich die Kluft zu messen, die das Wahre von dem Falschen trennt? In dieser schneidenden Bezeichnung scheint etwas Hartes, vielleicht sogar Unbilliges zu liegen; allein retten wir in der Folge nur den relativen Werth neuer Kunstwerke, so wird man uns eine strenge Wahrheit hingehen lassen, für welche die Rekriminationen des Publicums und der Künstler selbst uns Bürgschaft leisten. Die Norm des Schönen liegt schon im Innersten unseres Wesens; sie bestimmt des Künstlers Wahl und Ausführung, wie das Urtheil des Kenners. Dieses, der menschlichen Natur angeborne Gefühl zeigt ihnen untrüglich in den Ueberresten antiker Kunstgebilde das Schöne des inneren Sinnes, im Schönen der Gestalt, den erhabenen Einklang, den man im glänzenden Machwerke der Neuern fast gänzlich vermißt. Was bedeutet anders die allgemeine, die laute Beschuldigung, daß Gewinnsucht und Stolz den neueren Artisten beherrschen, nicht edle Ruhmbegierde und reine Begeisterung des Schönheitssinnes? Wohin anders zielt die bittere Gegenklage der Künstler über Kälte der Zeitgenossen, über Verfall des Geschmacks, über

Vervollkommnung mechanischer Gewerbe, welche das Werk der höheren Kunst entbehrlich machen, indem sie einem Luxus Genüge leisten, der keines erhabenen Schwunges fähig ist? Zu welchem andern Endzwecke tritt auch die Schiedsrichterin Philosophie hervor, um den Streit des Zeitalters mit den Künstlern zu schlichten? Beschuldigt sie nicht den rauheren Himmelsstrich mit seinen verkrüppelten Gestalten, seinen reitzlosen Verhüllungen und der steifen Ehrbarkeit seiner gleißenden Sitten? Ja, sie beschuldigt auch jene finstere Schwärmerey, die aus Furcht vor dem Mißbrauche sich von allen Naturbestimmungen lossagen, und aus Menschen sinn- und seelenlose Maschinen schaffen möchte; sie beschuldigt endlich noch jenen weltlichen Despotismus, wo ein träges Rad alle Räder treibt, und, wenn dieses stockt, sie alle stocken. Eine Wirkung, wovon man überall die Ursache sucht, muß wenigstens vorhanden, und ihre Existenz von allen Seiten anerkannt worden seyn. Nähere Bestimmung des Begriffes, den wir mit dem Endzwecke der Kunst verbinden, und Winke von demjenigen, was der heutige Künstler uns gewährt, werden unsere Behauptung in ein helleres Licht setzen.

Das

Das Kunstwerk im Verhältniß zu seinem Urheber ist die Schöpfung seiner individuellen Kräfte in einer schon gegebenen Materie; Umwandlung derselben nach den Bildern, welche seine Phantasie, vom Anschauen geschwängert, als ihre geistigen Kinder gebar; empfangener Eindrücke Darstellung im Aeußern. Dieser sittliche Bildungstrieb ist, wie der physische, in jedem einzelnen Menschen von höchst verschiedener Intension, und überdies entwickelt er sich anders in jedem, nach der mannichfaltigen Verschiedenheit des äußeren Verhältnisses. In manchem Griechen ging vielleicht ein Lysander oder Apelles nur darum verloren, weil er nicht als Alexanders Zeitgenosse die Hallen und Tempel in Athen durchwandelte; da hingegen auch mitten im Genusse des Attischen Ideenreichthums ein schwacher Kunsttrieb in fruchtbarer Ruhe dahin starb. Intension der wirkenden Kräfte, Zartheit und Schärfe des äußern und innern Sinnes und höchste Perfektibilität des dienenden Mechanismus der Gliedmaßen, mit Einem Worte, die sittliche und physische Vollkommenheit des Künstlers, ist folglich nur das erste Erforderniß der Kunst. Er empfinde lebhaft, empfange zahllose Ein-

drücke, und setze sie schöner zusammen, seine künstliche Hand gehorche willig dem schaffenden Triebe, und ihr materielles Gebilde versinnliche treu und vollkommen das Geschöpf seiner Phantasie: wenn die Natur, aus welcher er schöpfen muß, ihm ihre schönsten Formen vorenthält, verloren ist dann alle seine Mühe.

Wir wollen nicht hinabsteigen in die Tiefen der Metaphysik, um dort zu erfragen, was Schön genannt zu werden verdiene. Das Wesentliche der Empfindung reicht über die Gränze der messenden und vergleichenden Vernunft hinaus. Die verschiedene Brechbarkeit der Lichtstrahlen erklärt uns eben so wenig, wie die Vorstellung ihrer verschiedenen Farben in uns entsteht, als die logische Definition des Schönen jenes untheilbare, ihm immanente Wirken in einen für dasselbe geschaffenen Sinn. Mit dem Schönen verbrüdert sind die Begriffe des Ganzen, Harmonischen, Vollkommenen. Diese Verhältnisse beschäftigen den Verstand; er findet die Schönheit in ihrer Mitte; aber lange zuvor fand sie das Herz, und schmolz in namenlosem Entzücken. So umschweben Cytheren die Grazien und Nymphen; doch wehe dem, der nur an ihren Gespielinnen die Göttin

erkennt! Um die Schönheit zu empfinden, müssen wir sie anschauen in der Natur oder im Werke des Künstlers; wenn wir hingegen von ihr reden, bezeichnen wir nur die Verhältnisse der begleitenden Erscheinungen. Dem zu folge ist die Empfindung des Schönen die reinste, wenn ihr Gegenstand ein Ganzes bildet, das durch seine inneren und äußeren Beziehungen unserer Vernunft vor allen anderen richtig ist. Also nicht die ganze, unermeßliche, heilige Natur, denn wir erkennen sie nur in abgerissenen Theilen; nicht die leblosen Felsenmassen des Erdballs, denn auch ihnen fehlt die wesentliche, bestimmbare Einheit; nicht die gefälligeren Gestalten des Pflanzenreiches, denn ihre Form hat noch kein strenges Gesetz, und sie sind gefesselt an der Erde mütterlichen Schooß; selbst thierisches Leben nicht, des Daseyns unbewußt, an inneren Beziehungen arm: sondern der Mensch, der sich von allem Coexistirenden unterscheidet und gleichwohl außer sich nur Correlate seiner inneren Harmonie erblickt, — **der Mensch ist der höchste Gegenstand der schönheitbildenden Kunst.**

Was man auch über den Ursprung der Menschengattung wähnen mag; es sey, daß je-

des Land seine Bewohner als Autochthonen aus eigenem Schlamme hervorgehen ließ, oder daß von Einem gemeinschaftlichen Stamm, oder von etlichen wenigen Urältern das ganze Heer der Nationen entsproß und sich allmählich über alle Weltgegenden verbreitete: so mußte doch bey der vielfältig verschiedenen Beschaffenheit der Länder und ihrem wirksamen Einfluß auf innere und äußere Bildung, die Gegend irgendwo zu finden seyn, wo die menschliche Organisation mit der Lage, den Erzeugnissen, dem Himmelsstriche, vor allen übrigen harmonirte, wo alles zusammenstimmte, sie zur höchsten Vollkommenheit und Schönheit zu bilden. Es dürfte nicht schwer halten, nach den Merkmahlen, welche der Vernunft die Gegenwart des Schönen bezeichnen, mit überführender Klarheit darzuthun, daß Griechenland jenes beglückte Ländchen war, wo die schönsten Formen der Menschengattung einst entstehen mußten. Das milde, gemäßigte Klima, die zum Handel und Verkehr mit entfernten Völkern, mithin zur Entwickelung der Kräfte und Vermehrung der Kenntnisse so bequeme Lage, die Freyheit der Verfassungen, das daraus entstehende schöne Gleichgewicht der physischen und

sittlichen Cultur, der Gedankenreichthum bey der höchsten Reitzbarkeit des Gefühls; kurz, alles deutet hin auf dieses Ziel.

Hier also vereinigten sich jene Bedingnisse, welche zur Schöpfung eines vollendeten Kunstwerkes unentbehrlich sind. Der Künstler, reich an innerer Vollkommenheit und Harmonie, fand um sich her Gestalten, die seinem Sinne für das Schöne entsprachen, und durch ihre Nachbildung konnte er anschaulich machen, wie er das Schöne empfände. Nun blieb er nicht mehr knechtisch bey der einzelnen Form; von mühsamer Nachahmung schwang er sich empor zur edlen Freyheit der Wahl; das Schönste erkohr er unter dem Schönen. So stellte Zeuxis die Töchter von Agrigentum in blendender Schönheit vor sich hin, um aus ihren verschmelzten Reitzen für den Tempel der Juno Lucinia sein bewundertes Gemälde zu entwerfen. Denn ohne leisen Mißton ist keine, selbst nicht die lieblichste, Form in der Natur; vielleicht, weil auch das vollendetste irdische Wesen nur ein Accord ist jenes großen Zusammenklanges, in dessen Rauschen unser Geist versinkt!

Eine Stufe war noch zu ersteigen übrig, und auch zu dieser erhob sich die Griechische Kunst. Das Gefühl des Künstlers war bereits vertraut mit jenen feineren Zügen, in denen sich die Lebenskraft offenbart. Es genügte ihm nicht länger, nur einen schönen Leichnam zu formen; den schönen Körper belebte die schönere Seele, und vor seinem Marmorbilde ahndete der Zuschauer zum erstenmale, wie größere Menschen empfinden. „Diese Stirn birgt hohe Weisheit,“ rief man einander zu; „jener Blick ergründet die Gedanken und enträthselt die Zukunft; Ueberredung fließt von solchen Lippen! Den Schleyer der Gestalten durchschimmern hier Leiden und Genuß; aber sie stören nicht das schöne Ebenmaß ihrer Züge, entadeln nicht ihre Stellung: so leidet und so genießt der Held und der Weise!“ Von gehaltener Wirkung ist jeder Charakter, wenn Schönheit seinen Ausdruck begränzt. Die ernste Jungfräulichkeit scheuchet nicht mehr das Auge des Staunenden zurück. Auch die reitzenden Formen der Liebe wecken nicht den Sturm unedler Begierden, sondern flößen das stille Sehnen der Zärtlichkeit in das Herz. List und Trug werden im Sohn der Maja zur anschmiegenden Grazie

der Jugend. Des Rebengottes Trunkenheit ist nur Frohsinn und Freude. Auf Apollons, des Fernhertreffenden, Lippe verschwindet im Siegeslächeln der Zorn. So gelang es den kühnen Künstlerphantasieen, berauscht von den Göttergesängen ihres Homers, eine Schönheit zu dichten, die für Sterbliche zu rein, zu wunderbar, zu göttlich ist. Entfesselt von dem gröberen Körper, allwirksam, stand die Lebenskraft vor ihnen da, in ätherischen Umrissen noch sichtbar, wie sie im Ichorstrom die schöne Form erfüllt. An der furchtbaren Gränze, wo die Schönheitslinie wieder in Mißgestalt übergeht, ergriffen sie die möglichen Gestalten des Erhabenen, deren Urbilder die Natur nicht in sich faßt, und schufen ahndungsvoll das hohe Ideal!

Schön ist der Lenz des Lebens, wenn die Empfindung uns beglückt und die freye Phantasie in rosigen Träumen schwärmt. Uns selbst vergessend im Anschauen des gefühlerweckenden Gegenstandes, fassen wir seine ganze Fülle, und werden Eins mit ihm. Nicht bloß die Liebe spricht: gebt alles hin, um alles zu gewinnen! Bey jeder Art des Genusses ist diese unbefangene Hingebung der Kaufpreis des voll-

kommenen Besitzes. Aber auch nur was so innig empfangen, uns selbst so innig angeeignet ward, kann wieder eben so vollkommen von uns ausströmen und als neue Schöpfung hervorgehn. Diesen Ursprung erkennt man in den Werken, die ächtes Genie gebar; sie sind die Kinder eines edlen, großen, umfassenden Sinnes und einer Bildungskraft von unaufhaltsamer Energie. Das reifere Alter ist selten jener Hingebung fähig; die Erkenntniß des Mannigfaltigen, indem sie das Selbstbewußtseyn schärfte, hat ihm seine Unbefangenheit geraubt. Vergleich und Wahl gehen vor allen seinen Handlungen her; Selbsterhaltung ist ihr Zweck und Selbstverherrlichung. Der Genuß des eigenen Daseyns schließt jedes Wirken aus, wobey die Individualität verlängert werden muß; die Vernunft usurpirt die Rechte des Gefühls, und ihre Gesetze beschränken di: Thaten des Herzens.

Wessen Blick durchdringt die dunkle Ferne verflossener und kommender Jahrhunderte, um den Lebenslauf ganzer Nationen so zu fassen und in einem großen Zusammenhange vor sich aufgedeckt zu überschauen? Wer verfolgt den zarten Faden ihrer Schicksale vom

Entstehungspunkt an, von jener ersten Wildheitsepoche der fälschlich so genannten Willkühr, wo sinnliches Gefühl die einzige unmittelbare Triebfeder ihres Handelns war, zum jugendlichen Erwachen der Mittlerin Vernunft, die mit den Sinnen spielte, bald um die Herrschaft mit ihnen rang und bald mit uneingeschränktem Zepter regierte; bis endlich auch ihre Kraft wieder erlischt und der Mechanismus ihrer Vorschriften allein übrig bleibt, in dessen lange gewohnten Banden die geschwächte Organisation maschinenmäßig oscillirt, gleichfern von eigener Empfindung und eigenem Denken? Wagt es jemand, diesen Analogieen mit dem Einzelnen noch weiter nachzuspüren, und die Dauer der gesammten Menschengattung, als Einheit betrachtet, mit den Stufen unseres individuellen Wachsthums und unserer Abnahme zu vergleichen, des Kindes thierische Sinnlichkeit, des Jünglings ideenreiche Blüthe der Gefühle, des Mannes richtenden Ernst und des Greises Gewohnheitsspiel in jenem großen Zirkel wiederzufinden? Wenigstens wäre es nicht ungereimt, an endlichen Dingen die Punkte des Werdens und der Auflösung bestimmen, oder mit den Phä-

nomenen der Geschichte ein hypothetisches Gerippe bekleiden und zu einem möglichen Ganzen verbinden zu wollen. Doch es ist mehr als Hypothese; dem Forscher wird es wahr, daß auf jenen edlen Zeitpunkt, da das Feuer der Begeisterung die Menschheit ergriff, ihr Sinn sich aufschloß dem Schönen, sich nährte von den Rhapsodieen des Dichters und des plastischen Künstlers — die größte aller Veränderungen in ihr erfolgte. Die Kunst ward die Pflegerin der Wissenschaft. Das schöne Ebenmaß ihrer Bilder erzeugte jene abgezogenen Begriffe, mit denen der Mensch das Sinnenall umfaßte und bald auch die unabsehbaren Gefilde der intellektuellen Sittenwelt durchdrang. Wo der Künstler innig gefühlt, kühn geahndet und glücklich dargestellt hatte, dort bestimmte nun der Denker die Regeln des Vollkommnen, der Symmetrie und Uebereinstimmung, dort abstrahirte er die ganze Kritik der Kunst. Jetzt also demonstrirte und begriff man die Tugend, das liebenswürdige Sittlichschöne, welches man bis dahin in dem Rhytmus des Sängers, in des Bildhauers oder des Malers Zauberwerken empfand. Allein indem der menschliche Geist sich seiner

freyesten Thätigkeit, und insbesondere die Vernunft sich ihrer höchsten Entwickelung nahte, ging unvermerkt die ästhetische Empfänglichkeit verloren. Der geistreichste Schriftsteller unseres Jahrhunderts hat irgendwo so fein als richtig bemerkt, daß auf ein geniereiches Zeitalter nur ein scharfsinniges folgen kann, und modernes Verdienst nur in der Zergliederung des Verdienstes der Alten besteht.

Griechische Weisheit hat sich daher erhalten bis auf uns, indeß Griechische Kunst, wie der Blüthenschnee des Frühlings, dahin schwand. Die Weltbeherrscherin Rom verbreitete in ihren entferntesten Provinzen denselben Geist der Gesetze, den ihre Stifter aus Griechenland entlehnten; und die neue Religion, die mit der Schnelle des Wunders vom Morgenland aus die ganze abendliche Welt überzog, verschmähte nicht den Mantel der Griechischen Philosophie. Der Sturz des Reiches, der eine unvermeidliche Folge des erstickten Schönheits- und Tugendsinnes war, vermochte nicht die Fortschritte der Vernunft zu hemmen; selbst Gothen und Sarmaten, Araber und Kreuzfahrer mußten zur Aufbewahrung und Fortpflanzung Griechischer Wissen-

schaften beytragen, bis die erschöpfte Fruchtbarkeit des barbarenreichen Norden und die erfundene Buchdruckerkunst ihnen ewige Dauer verhießen.

Wo nun immer die Staatsverfassung die Kräfte des Bürgers in Thätigkeit und Spannung versetzte, wo nach den Stürmen des Krieges ein Zwischenraum der Ruhe und des Wohlstands eintrat, wo das Glück den Völkern lächelte, dort zeigten sich zugleich wieder die ersten Keime des künstlerischen Triebes. Allein überall hatte die neuere Kunst das Unglück, daß die Wissenschaft ihr längst zuvorgeeilt war, und anstatt daß man ehemals von dem Kunstwerke Regeln entlehnte, ward jetzt der Künstler verurtheilt, in den Fesseln der Theorie einherzugehen. Drum war es nicht mehr jene ächte Kunst der Alten, die jetzt auf den Brandstätten Latiums grünte und bald im rauhen Norden als eine kranke Treibhauspflanze in Blätter und in blüthenlose Zweige trieb. Die seelenvolle Tochter der Begeisterung und des Gefühls war verschwunden; an ihrer Stelle wankte mit unsicherm Tritt eine Truggestalt, die Geburt des Bedürfnisses und der Besonnenheit.

Wie Asträens Sendung an die Menschheit vollendet war, sobald die blinde Gerechtigkeit mit Wage und Schwert vor dem dürren Worte des Gesetzes im Richtstuhle saß, so war auch die erhabene Bestimmung der Kunst, die Lehrerin und Bildnerin der Menschen zu seyn, in jenem Augenblick erfüllt, da die Philosophie dieses Lehramt übernahm. Wen nimmt es Wunder, daß die Himmlische so früh der Schwester nachzog auf den Olymp, daß sie sich nicht zum Zeitvertreib des verfeinerten Menschen herabwürdigen ließ, und seiner Ueppigkeit nicht fröhnte? Wenn wir uns in Gedanken jenes frühere Weltalter vorstellen, welches noch von unserm Apparat des logischen Wissens weit entfernt, aus unmittelbarem Anschauen Belehrung und Weisheit schöpfte; wenn wir die Jugendkraft der Menschheit in jenem Volke betrachten, das mit umfassendem Sinn der einwirkenden Natur entgegenkam, mit lieblicher Phantasie die frischgesammelten Bilder verwebte, mit zartem Menschengefühl und hoher Einfalt des Geistes das Gute und Schöne überall empfand, mit ungeschwächtem Triebe die Empfindung in That sich äußern ließ; endlich, wenn wir dort, ehe noch ein Dialektiker

die Symbolik der Empfindungen bestimmte, ehe noch die Theorie ersonnen ward, welche Kunst in Mechanismus verwandelt, dort die zahllosen Kunstgebilde erblicken, die jene Kraft, instinktähnlich, zu Meisterwerken stempelte; zu Meisterwerken, denen nicht etwa nur ein selbstsüchtiger Lucull in seinen Palästen huldigen ließ, sondern die mit dem Enthusiasmus der Vaterlandsliebe und Vaterlandsehre zum Genuß und zur Erweckung Aller gebildet, das ganze Volk mit Ahndung des Sittlichschönen, mit edler Ruhmbegierde, mit dem Feuereifer für das Wohl des Staats, mit dem frohen Gemisch von Ehrfurcht und Vertrauen zu seinen menschenähnlichen Göttern erfüllten: o dann! dann zweifeln wir nicht mehr, daß dieser reitzende Augenblick im Leben der Menschengattung wie die Blüthezeit der Rose vergänglich seyn, und wie ein holder Morgentraum zerrinnen mußte!

Wie flossen die Erstlinge Griechischer Kunst so sanft aus dem reichen Quell der Empfindung! Die Liebe führte dem Korinthischen Jünglinge die Hand, als er das erste Schattenbild entwarf. Bewunderung des Helden rührte dem Künstler das Herz, als er die edle Gestalt in

Metall oder Marmor zuerst verewigte. Dankbarkeit gegen die „geahndeten, besseren Wesen,“ womit die Einbildungskraft den Olymp und das Empyräum bevölkerte, schuf die erste Bildsäule eines Gottes mit den Zügen der verklärten Menschheit. Jetzt ergriff diese edle Schwärmerey das staunende Volk; es belohnte die Tugend seiner Feldherren, seiner Gesetzgeber, seiner Wohlthäter und Retter durch öffentliche Denkmähler und Statuen; es ließ den Delphischen Tempel und das Pöcile von Polygnot verzieren, und Phidias mußte ihm seinen Donnerer und seine Minerva von Gold und Elfenbein bilden. Bäder, Gymnasien und Tempel, die der Stolz der Baukunst waren, erhoben sich auf jener bezauberten Erde; der Pinsel und der Meißel bildeten Wunderwerke, die der Asiatische Luxus mit Lydischen Schätzen aufwog; die Künstler und das Volk überließen sich der Reizbarkeit des Gefühls, und beeiferten sich in die Wette, das Verdienst ihrer Mitbürger zu krönen, den Glanz ihrer Religion zu erhöhen; — und fern von ihnen blieb noch jene Seuche des Egoismus, der sich am gemeinschaftlichen Genusse nicht genügen läßt. Bis in das Zeitalter

des Perikles, da das stolze Athen an die Verschönerung der Stadt und an die Pracht der öffentlichen Feste mit jugendlichem Leichtsinne Millionen verschwendete, blieb der Privatluxus in engen Schranken; die Wohnungen, die Hausgeräthe, die Gewänder, die Mahlzeiten, alles verrieth noch Mäßigkeit und Einfalt der häuslichen Sitten.

Die moderne Kunst hatte einen andern Ursprung und ein anderes Schicksal. Die Unfeinheit des Zeitalters war nicht mehr jene rohe Natureinfalt, aus welcher alles werden kann; tief in die Wurzel hinein waren bereits die Sitten verderbt, und zwar bey dem gänzlichen Mangel des ästhetischen Sinnes, durch feudalische Tyranney und immerwährende Kriege, zur thierischen Lüsternheit, zur eigennützigsten Selbstsucht, zu allen niederen Leidenschaften tief hinabgesunken. Scholastisches Scheinwissen, unheilbarer als Unwissenheit, thronte in den Lehrstühlen; gekettet an den todten Buchstaben vertiefte man sich in logische Spitzfindigkeiten und metaphysische Grübeleyen, und führte unversöhnlichen Wortstreit, indeß der Weg der Anschauung und Erfahrung unbetreten blieb, und die Nacht der Vorurtheile ihren

dichten Schleyer um die besten Köpfe zog. Mit vereinigter Macht wirkten geschmacklose Uppigkeit und kleinliche Selbstsucht in den Sitten, Thorheit in den Wissenschaften, und Wahn im Volksglauben, auf die Phantasie des modernen Artisten, und lähmten den Fittig, womit er sich, stolz auf bessere mechanische Hülfsmittel und beseelt vom Anblick Attischer Trümmer, den Alten nachzuschwingen erkühnte.

Ein Gefühl ist es, aus welchem die Kunst und die Tugend entspringt; aber der kalte Hauch des Despotismus hatte es gewelkt. Vaterlandsliebe konnte den nicht begeistern, der kein Vaterland hatte, sondern einen Herrn. Kein befreytes Athen winkte dem Künstler, seinen **Hermodius** für die Nachwelt zu bilden; keine Amphiktyonen erwiesen ihm Ehre im Namen des großen Völkerbundes. Im Stahl der Rüstung, unter den unförmlichen Wolken der nordischen Kleidung suchte sein forschender Blick vergebens den Menschen; die Helden seines Zeitalters bargen vergebens ihre Blöße in diesen barbarischen Hüllen; Griechenlands Heroen waren edler und schöner in ihre Tugend gekleidet. Selbst im Heiligthume der Tempel

wartete des Künstlers kein belebendes Feuer, das ihn höher als der Griechische Anthropomorphismus entzückte. Im Schönsten und Besten alles Sichtbaren, in der menschlichen Form, deren erhabenste Reitze die Griechische Kunst den Göttern verlieh, in idealischen Verhältnissen, die den Glauben an mehr als menschliche Vollkommenheit versiegelten, sah und empfand man den gegenwärtigen Gott; in den unentwickelten Gliedern des Säuglings, in der Qual des gefolterten Dulders bleibt die Darstellung des Göttlichen ein unauflösbares Problem. Doch hinweg mit diesen Spielen der Phantasie, aus dem Jugendalter der Menschheit; hinweg mit jedem kindischen Versuch, den reinen Vernunftbegriff in sinnliche Symbole zu bilden! Seitdem den Völkern der vier Welttheile die hohe Offenbarung: Gott ist ein Geist! gepredigt wird, entweihet ein Bild die heilige Stätte, wo man reingeistiges Urwesen verehrt.

So stieß die alternde Menschheit mit ihrer vernünftelnden Kälte die neugeborne Kunst in die Sphäre der Dienstbarkeit hinab. Dennoch streben viele hinan den steilen Pfad

zum Künstlerruhme. Ihnen winkt das Ziel der überwundenen Schwierigkeit. Nur durch das Thor der Wissenschaft dürfen sie herannahen zum Tempel der Kunst. Nach tausend erlernten Regeln wählen sie ihren Gegenstand, ordnen Stellungen und Figuren, charakterisiren die Affekten, und oft gelingt es ihnen, durch treue Nachahmung der Natur eine Täuschung zu bewirken, die dem grundgelehrten Kenner einen kalten Lobspruch abgewinnt. Aber die Palme der Simplicität errangen die Griechen, denen das beneidenswerthe Loos gefallen ist, im Chaos der unverdorbenen Natur den Keim der Sittlichkeit zu entwickeln, den Denker zur Abstraktion zu geleiten, und die Ahndungen des Wilden, womit er sich die Naturnothwendigkeit unter dem rohen Bilde allgewaltiger, menschenähnlicher Wesen träumte, in die reitzende wohlthätige Hülle der idealischen Schönheit zu kleiden.

Die schönen Stunden des unbefangenen Genusses sind auf ewig entflohen! Traure, wer seiner Jugend nicht froh geworden ist! Hohnneckend triumphire der finstre Freudenstörer, der nie empfand! Tröste sich der

Weise, der im Wechsel der Dinge das Ziel herannahen sieht*).

*) Die Unvollkommenheiten dieses flüchtigen Aufsatzes wird man vielleicht eher entschuldigen, wenn man erwägt, daß er nur die ersten Ansichten der Phantasie über einen Gegenstand enthält, dessen vollständige und bestimmte Ausführung metaphysischen Ernst erheischte. Billige Richter kennen die Verwickelungen, welche den Schriftsteller oft unwillkührlich für diese oder jene Art der Composition bestimmen, und wissen, daß im Augenblick der Begeisterung manche Idee nur angedeutet werden kann, daß ein Gefühl des vorübereilenden Augenblicks, womit man Wahrheit zu ahnden glaubt, um der Mittheilung fähig zu werden, nur als ein halbdunkles Bild erscheinen darf. Allein es sey fern, daß diese Kleinigkeit auf eine Kritik Anspruch machte. Als Meditation über eine individuelle Empfindungsart mag sie bey den Lesern anfragen, ob sich jemand unter ihnen finde, dessen Gefühl sich in ihren Gesichtspunkt versetzen kann? Der Verfasser hat es nur versucht, sich selbst das Phänomen seiner eigenen Seele zu erklären, warum ihn jedes, selbst das gepriesenste Kunstwerk kalt und gleichgültig läßt, sobald es keine Spuren jener Idealisirung an sich trägt, welche der Natur getreu, ihre Züge durch Zusammenstellung veredelt, und dem Möglichen Wirklichkeit verleiht. Für Fleiß und Geschicklichkeit hat er nur raisonnirte Bewunderung. Wer anders empfindet, wird auch anders urtheilen.

VI.

Ein Blick in das Ganze der Natur.

Einleitung zu Anfangsgründen der Thiergeschichte.

Ein Blick in das Ganze der Natur.

Einleitung zu Anfangsgründen der Thiergeschichte.

Da Wissenschaft und Kunst noch in der Wiege lagen, und der Trieb des Menschen, seine physische Bestimmung zu erfüllen, fast allein sein Forschen beseelte: da faßte noch ein einziger Kopf alles menschliche Wissen, da konnte derselbe Mann zu gleicher Zeit ein Priester Gottes, ein König, ein Hausvater, ein Arzt, ein Ackermann und ein Schäfer seyn. Drey bis vier Jahrtausende haben alles verändert. Wir sind Aufbewahrer der unzähligen Begebenheiten, der Erfahrungen, der Erfindungen und der Werke des menschlichen Geistes, welche jener große Zeitraum beschließt. Ungeheuer ist die Summe dieser Kenntnisse; sie wächst noch immer fort, und bleibt in keinem

Ebenmaße mit den engen Schranken dieses Lebens. Zwar erwacht zuweilen noch ein vielfassender Kopf, der, in mehreren Wissenschaften gleich groß, nicht an ihrer Fläche dahinschwebt, sondern ihre Tiefen versucht und ergründet. Allein wie selten wird der Welt ein solches Göttergeschenk? Oft ist ausgebreitete Gelehrsamkeit dieser Art ein bloßes Gedächtnißwerk, welches die Urtheils- und Anschauungskräfte entnervt. Der Heiligenschein (nimbus) unserer Polyhistoren zerflattert leicht, und läßt uns sodann nur lebendige Register oder Wörterbücher zurück. Statt des **Verstandes** gilt noch öfter **Witz**, der nicht nach strengen und bewährten Regeln schließt, der Resultate ahnden und errathen will, sich aber übereilt und die Wahrheit öfter verfehlen als treffen kann *). Nur wahres Genie dringt in das finstre Chaos der Gelehrsamkeit, und schafft es zur organischen Gestalt um: es verdauet gleichsam das Ganze, und bereitet aus seiner heterogenen Mischung gesunden, gleichartigen Lebenssaft. Mit kühnen aber sichern Schritten nahet es sich der Wahrheit, als seinem Ruhepunkte, und verschwendet, um dahin zu gelangen, keine Kraft

*) S. *Hemsterhuis* Lettre sur l'homme etc. p. 9.

umsonst: mit eigenthümlichem Scharfsinn verkettet es Erfahrungen, und ergreift die entferntesten Resultate eines geprüften Satzes, fast in dem Augenblicke des Anschauens; ja, es fühlt schon sympathetisch die neue Wahrheit am Ende einer Reihe von Schlüssen, ehe noch der Fleiß des alltäglichen Denkers ein Glied dieser Schlußfolge berichtigen kann. Allein ächtes Genie ist am litterarischen Horizonte noch seltener als Kometen und neue Irrsterne an der Bühne des Himmels: Jahrhunderte können verfließen, ohne daß ein so wohlthätiges Phänomen sie der Vergessenheit entreißt, und die Nationen mit seinem bleibenden Lichte beglückt.

Man zerstückte also die Wissenschaft, und glaubte, nun sey jede Schwierigkeit besiegt. Es entstanden Facultäten, und in diesen fast unzählige Unterabtheilungen und Fächer. Jeder einzelne Theil der menschlichen Kenntnisse erhielt eigne Beobachter, die auf das ganze Verzicht thun, sich nur dem Theile widmen sollten. Da entwich dem schönen Körper die schönere Seele, und jedes erstarrte, abgeschnittene Glied wuchs durch innerliche Gährung zum Unholde von eigner Art. Jeder schätzte nur die Wissen-

schaft, die er gewählt, und schien zu vergessen, daß sie nur in Verbindung mit den andern das Glück der Menschheit befördert. So ergötzt sich das Kind noch an den Trümmern seiner künstlichen Spielsachen, die es muthwillig zerschlug. Die Folgen dieser Sünde blieben nicht aus: sie hemmte die Aufklärung und den Wachsthum des nützlichen Wissens; sie erschwerte die Anwendung neuer Erfindungen zum Besten des Staats, und streute eine reiche Saat von Vorurtheilen aus.

Der unentbehrliche Zweig unserer Erkenntniß, auf dem die Erhaltung und Pflege des physischen Lebens, und großentheils auch die Bildung des Geistes und Herzens für die Zukunft, beruhet, die **Kenntniß der Natur**, entging keinesweges einem ähnlichen Schicksal. Allmählich entriß man ihr jede Hülfswissenschaft, schränkte sie auf die äußerlichen Gestalten der Körper ein, und machte sie zu einem leeren Gewäsch von Namenverzeichnissen, Kunstwörtern und Systemen. **Physik** — die Entwickelung der allgemeinen Gesetze, nach welchen sich das Weltall in ungestörter Harmonie bewegt, und die Lehre von den lebenden, regen, wirksamen Kräften der Natur; — dann **Phy-**

siologie, die Kenntniß der Ernährung, Ausbildung und Verrichtungen eines jeden Theils, kurz die Lebensgeschichte des organischen Körpers; — Zergliederungskunst, der einzige sichere Weg, den inneren Bau der Körper, und mit ihm den wundervollen Mechanismus des Ganzen, so wie den Sitz und Grund der Krankheiten zu enthüllen; — endlich Chymie, das Mittel, dem Grundstoff eines jeden Dinges nachzuspähen, und dessen Anwendung zu entdecken: — dies sind lauter Wissenschaften, die so mancher Naturalienmäkler nicht kennt, der gleichwohl keck auf den ehrwürdigen Namen des Naturforschers Anspruch macht. Ihm ist Naturkunde eine Wissenschaft für die Sinne allein. Ihr glänzendes Aeußeres bestimmt sie in der That zum Spielzeuge der Weiber und Kinder, und solcher Männer, deren Gedächtniß für die Namen vieler Schneckenhäuser und Schmetterlinge Raum genug enthält. Ich eifere nicht wider den Liebhaber der Natur, der, ohne Kenner zu seyn, dennoch an der Beschauung ihrer Produkte Wohlgefallen hat. Mag der Fleiß des arbeitsamen Bürgers sich immer mit selbstgewähltem Genusse belohnen, wenn er unschuldig wie dieser ist! Mag der

Redliche, der alle Kräfte zum Flor des Vaterlandes angestrengt, in Erholungsstunden, im häuslichen Kreise der Seinen, oder bey stiller Einsamkeit *) immerhin so glücklich seyn, als der Anblick einer endlosen Mannigfaltigkeit der Geschöpfe, und der dabey erwachende Gedanke an des Schöpfers Allmacht, Weisheit und Liebe ihn machen kann! Verächtlich ist nur der Prahler, der seine Unwissenheit für baare Gelehrsamkeit verkauft, und dadurch die nützlichste Wissenschaft um ihr Ansehen bringt.

Daß der fleißigste Forscher der Natur alles mit eigenen Augen sehen, jede Beobachtung wiederholen, und dennoch die Wissenschaft mit eigenem Scharfsinn erweitern, und in Anwendung auf das physische und sittliche Glück der Menschheit benutzen könne, ist nach dem Maße unserer Kräfte und Lebensjahre nicht zu erwarten. Allein die zuverlässigen Entdeckungen Anderer zu benutzen, und den ganzen gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft inne zu haben, Wahrheit und Thatsache von Irrthum und Betrug zu unterscheiden, die wesentlichen Grundlehren ganz zu verdauen, und dann den

*) Natuurkundige Verhandlingen van *Petrus Camper*, etc. p. 131.

einzelnen Theil, den Punkt der Wissenschaft, dessen Aufklärung uns näher liegt, mit steter Rücksicht auf jene Grundlage genauer zu sichten und zu kultiviren: dazu ist das Leben nicht nur, sondern selbst die Zeit der Bildung, unsere Jugend, lang genug. Mit Recht fordert man daher diese Vorkenntnisse von jedem, der sich um die Unsterblichkeit des Ruhms bewirbt, und etwas mehr als eigene Ergötzung, nämlich das Beste seiner Mitbürger, am Herzen zu haben vorgiebt.

Die ächte Naturkunde in ihrem ganzen Umfange verdient aber billig das Lob der Gemeinnützigkeit. Ihre Werke umgeben den Menschen überall; er selbst ist das größte ihrer Wunder; das einzige sichtbare Geschöpf, dem ein innerer Trieb beständig zuruft: sich selbst zu erkennen, in dieser Erkenntniß nirgends stille zu stehen, sondern die Räthsel seines Daseyns von einer Auflösung zur andern zu verfolgen und zu entwickeln. Dieser heilige Trieb macht ihm alles wichtig und seiner Aufmerksamkeit würdig. Er kann sich selbst die Wahrheit nicht verschweigen: was auf ihn wirke, stehe mit ihm in Verhältniß, habe eine bestimmte Beziehung auch auf ihn; ohne Prüfung dieser

Verhältnisse könne seine Erkenntniß nicht vollkommen seyn, und seinem Verlangen nach Weisheit und Vollendung kein Genüge geschehen!

Die Untersuchung des Thierreichs — eines Tropfens aus jenem großen Meere geschöpft — ist zum Geschäfte dieser Stunden bestimmt. Ehe wir aber diesen Theil herausheben, für sich betrachten, und seinen Inhalt zergliedern, wollen wir ihn zuvor im Zusammenhange mit dem ganzen großen Weltenbau sehen. Dieser Blick ins Ganze der Natur, der für unser Vorhaben seinen vielfältigen Nutzen hat, ist zugleich Entschädigung für die Einförmigkeit, welche bey speciellen Erörterungen unvermeidlich ist, wo alles auf kaltblütige Geduld, und Anstrengung der Verstandeskräfte ankommt, und nichts dem kühnen Schwunge der Phantasie gestattet wird. An Büffons Hand sey uns denn heute ein Blick ins Heiligthum vergönnt! Dann erst empfinden wir die Würde unserer Wissenschaft, wenn der ganze Reichthum der Natur und ihres größern Schöpfers sich unserm innern Sinne majestätisch entfaltet!

Wem fällt hier nicht zuerst die Frage ein: Was ist Natur? was ist diese plastische Bildnerin, die alles verändern, umbilden, auflösen, entwickeln, erneuern, nur nichts erschaffen und vernichten kann? Ist sie, wie Plato und seine spätern Schüler es sich dachten, ein verständiges Wesen, eine Intelligenz, eine Seele der Welt? oder gar unmittelbares Wirken Gottes, seine lebendige Kraft, die alles umfaßt und belebt, und die Materie umstaltet? — Wie schwer diese Frage zu entscheiden sey, wird derjenige am besten empfinden, der auch die Frage: was ist Gott? oft und reiflich erwogen hat, und dem dieses Nachdenken das Bekenntiß des Syrakusers ablockt: je mehr er die Tiefen dieses erhabensten Wesens zu ergründen versuche, je unmöglicher finde er es, zu sagen, was es sey. Wir überlassen speculativen Köpfen, geübten Metaphysikern beyde Aufgaben zur Entscheidung, und, falls sie dieselbe nicht lösen könnten, zur Uebung ihrer Urtheils- und Einbildungskraft. Uns genügt nichts Geringeres als Wahrheit, und diese bietet uns die Betrachtung der Schöpfung in überschwenglichem Maße dar. Je weniger wir im Stande sind, eine einzige

Kraft in der Natur ganz zu begreifen, um so viel mehr finden wir zur ehrfurchtsvollesten Anbetung, zur feurigsten Dankbarkeit, zur kindlichsten Gegenliebe, die dringendste Veranlassung. Die Natur, es sey als Wirkung oder wirkende Kraft, bleibt allezeit die erste unmittelbare Offenbarung Gottes an einem jeden unter uns. „Sie ist ein offenes Buch,“ sagt der beredte Büffon, „in welchem wir lesen, als in einem Exemplare oder Abdruck der Gottheit.“ Was wissen wir anders von unserm unsichtbaren, unerforschlichen Urheber, als was uns die laute Stimme dieser Offenbarung durch so unendlich viele bewunderswerthe Kräfte verkündigt? Eben das Unbegreifliche, nicht bloß im Kreislaufe der Gestirne, sondern in der Entwickelung eines jeden Dinges aus seinem unsichtbaren Keime; das Unerschöpfliche so vieler Millionen Zeugungen, die stets dem Urbilde ähnlich sind; kurz, dieses beständige, jedoch fast unerkannte Wunder, das nun seit einigen Jahrtausenden währt und immer wieder vor unsern Augen sich erneuert, — ist Vorbereitung unseres Geistes zu Wundern anderer Art, zum Glauben an jene nachfolgenden Offenbarungen, welche das Heil des Menschen-

ge-

geschlechtes näher betrafen, und die Hoffnungen der Vorwelt erfüllten.

Wohin wir uns wenden, sehen wir überall nur Wirkung in der Welt; den Wirker selbst erblicken wir nie. Die thätige, lebendige Kraft, die alles in der uns bekannten Schöpfung wirkt, ist geistig und unsichtbar. Eine erstaunlich große körperliche Masse ist der Stoff, den sie bearbeitet, und den sie, anstatt ihn zu erschöpfen, unerschöpflich macht. Zeit, Raum und diese Materie sind ihre Mittel, das Weltall ihr Schauplatz, Bewegung und Leben ihre Endzwecke.

Alle Erscheinungen in der Körperwelt sind Wirkungen dieser Kraft. Alle Kräfte und Triebfedern in dieser Welt entstammen von ihr, und führen wieder auf sie zurück. Vielleicht sind Anziehen, Fortstoßen, Wärme und Formen der Körper überall nur Modificationen jener allgemeinen, ursprünglichen Kraft, wodurch sie alles durchdringt und alles erfüllt. Könnte sie vernichten und schaffen, alles würde sie vermögen; allein Gott hat sich dieser beyden Endpunkte der Macht nicht entäußert. Erschaffen und Vernichten sind Eigenschaften der Allmacht. Das Erschaffene umgestal-

ten, auflösen und wieder einkleiden: so weit gehen die Veränderungen, denen es unterworfen ist. Die Natur, als eine Dienerin der unwiderruflichen Befehle Gottes, und als Bewahrerin seiner unwandelbaren Rathschlüsse, entfernt sich nie aus diesen Gränzen, ändert nichts an den ihr vorgezeichneten Entwürfen, und trägt das Siegel des Höchsten allen ihren Werken aufgedrückt. Dieses göttliche Gepräge, das unwandelbare Urbild von dem was ist, ist das Muster, nach welchem die Natur arbeitet, dessen Züge alle mit unauslöschlichen Merkmahlen ein für allemal ausgedrückt sind: ein Muster, welches durch die unzähligen Nachbildungen beständig erneuert wird. Wir wollen versuchen, die Natur in einigen Punkten jenes unbestimmten Raumes, wo sie bloß zwischen Erschaffen und Vernichten schon seit Jahrtausenden schwebt, zu fassen und zu betrachten.

Welche Gegenstände! Welche Zurüstungen den leblosen Stoff zu beseelen, und in seine kleinsten Theile Lebenskraft zu legen! Millionen leuchtender Kugeln in unbegreiflichen Entfernungen, als Grundfesten des Weltgebäudes hingestellt, die Sonne mit ihrem Heere von

Irrsternen und Kometen, gehorchen allzumal den allgemeinen Gesetzen der Bewegung. Zwey Urkräfte sind es, welche diese großen Massen fortwälzen, und nie aufhören zu wirken, sondern mit einer Genauigkeit und Bestimmtheit, die wir uns kaum denken können, ihre Bahnen unabänderlich im leichten Aether beschreiben. So entspringt selbst aus der Bewegung das Gleichgewicht der Himmelskörper, die Sicherheit und Ruhe des Weltalls. Die Anziehungskraft, die erste dieser beyden Kräfte, ist überall gleichförmig vertheilt; die andere, die fortstoßende Kraft, in ungleichem Maaße. Auch giebt es Fixsterne, und Planeten; Sphären die bloß zum Anziehen, und wieder andere, die nur gemacht zu seyn scheinen fortzustoßen, oder fortgestoßen zu werden; Weltkörper, die zu gleicher Zeit einen gemeinschaftlichen, und andre, die einen besonderen Schwung erhalten zu haben scheinen; einsame Gestirne, und solche die mit Trabanten begleitet sind; Lichtkörper und finstre Körper; Planeten, die in ihren verschiedenen Theilen nur nach und nach erborgtes Licht genießen; Kometen, welche sich in die dunkeln Tiefen des Raums verlieren und nach Jahrhunderten zurückkehren, um sich

mit frischem Feuer zu schmücken; Sonnen, die zum Vorschein kommen und verschwinden, vielleicht wechselsweise sich entflammen und verlöschen; andere, die sich nur einmal zeigen, und hernach auf immer unsichtbar werden. Der Himmel ist der Schauplatz großer Begebenheiten, die aber dem menschlichen Auge kaum bemerkbar sind. Eine verlöschende Sonne, die den Umsturz einer Welt oder eines Weltsystems verursacht, thut auf unsere Augen keine andere Wirkung, als ein glänzendes und bald verschwundenes Irrlicht. Der Mensch klebt an dem irdischen Atom, auf dem er pflanzenähnlich lebt, und sieht ihn für eine Welt an, da hingegen er Welten als Atome betrachtet.

Lambert, der große Lambert, wagte den Gedanken, daß sich jene ungeheure Menge von Fixsternen, und unsere Sonne mit ihnen, vielleicht alle mit einer Geschwindigkeit, die sich unsern Gedanken entzieht, um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt wälzen; er ging noch weiter, und hielt es für möglich, daß die Milchstraße, welche durch gute Fernröhre als ein unermeßliches Sternenheer erscheint, ein anderes dem unsrigen ähnliches System von Fixsternen seyn, und daß jene entfernten Wölk-

chen von Sternen, welche man am Himmel noch außerdem erblickt, noch mehrere große Systeme dieser Art bilden könnten, denen dieselbe Kraft Bewegung und Gesetze gäbe. Die Gründe, auf welchen diese Muthmaßung beruhet, gehören nicht hierher; genug für uns, daß der menschliche Verstand Kraft gehabt hat, sie zu fassen. Wir kehren in den kleineren Raum zurück, worin die Sonne als Regent erscheint, und sieben, oder, wie man jetzt will, acht Planeten, nebst ihren Trabanten und einigen hundert Kometen, im Gleichgewicht erhält.

Welch ein bewundernswürdiger Körper ist diese Sonne! Welch eine unerschöpfliche, stets von sich strömende, und gleichwohl nie verringerte Quelle des Lichtes! Und dieses Licht, dieses subtilste Wesen, das wir nur an seiner Wirkung erkennen, das alles durchdringt, und überall Bewegung und Leben schafft: was ist es für eine uns unbekannte Substanz? Ist es vielleicht eins und dasselbe mit jener Anziehungskraft, der Urkraft des Weltalls? Wie unerklärbar ist dieses Bestreben so vieler großer dunkler Körper, sich der Quelle des Lichtes zu nähern, sodann jener heftige Schwung, der

sie stets aus eben diesem Mittelpunkte entfernt, und jene, aus beyden gegen einander wirkenden Kräften entstandene, schnelle kreisähnliche Bewegung! Wie auffallend, und wichtig ist es nicht, daß eben dieses Phänomen sich auf jeder dieser Himmelskugeln, welche sich um die Sonne drehen, im Kleinen wieder darstellt! Hier finden wir ebenfalls eine anziehende Kraft gegen den Mittelpunkt zu, welche alle Theile der Kugel fest an sich reißt, und eine schwingende aus diesem Mittelpunkte hervor gehende Centrifugalkraft, wodurch die Kugel sich um ihre Achse bewegt, und ein Bestreben zeigt, alle ihre Theile aus einander zu sprengen, dem die Centripetalkraft der Schwere oder Anziehung das Gleichgewicht hält. Die Sonne selbst schwingt sich in fünf und zwanzig Tagen um ihre Achse, und vielleicht ist die Bewegung der Planeten in ihren Laufbahnen nur eine Fortsetzung jener Sonnenschwingungen.

In einem Systeme, wo alles wechselseitig anzieht, und angezogen wird, kann nichts verloren gehen; die Menge des vorhandenen Stoffes bleibt immer dieselbe, und folglich erlischt auch nie die wohlthätige Quelle des Lichts.

Inzwischen gehen überall in diesem Stoff Veränderungen vor, welche zwar, wie es scheint, auf das Ganze keinen merklichen Einfluß haben, aber gleichwohl ansehnlich genug sind, die Oberflächen der Weltkugeln auf eine sehr sichtbare Art umzugestalten. Die Anziehungskraft des Lichtkörpers verursacht eine Veränderung, eine Auflösung in dem angezogenen dunklen Körper, welche stärker, auffallender, sichtbarer, in dem Verhältnisse wird, in welchem beyde Körper sich einander nähern. Diese Auflösung nennen wir **Wärme**; in stärkern Graden **Hitze**, und im heftigsten, wo sie sichtbar ist, **Feuer**. Diese Veränderungen würden aber nicht Statt finden, wofern die Bahnen der Planeten immer in gleicher Entfernung von ihrem Mittelpunkte, nämlich der Sonne, blieben. Allein diese Bahnen bilden nicht völlige Kreise, sondern längliche Figuren oder Ellipsen. Ueberdies steht die Achse eines Planeten nicht senkrecht auf seiner Bahn, sondern ihre schiefe Richtung verursacht, daß bald die eine, bald die andere Halbkugel der Sonne näher ist. Es kann demnach, so oft der Planet auf seiner Bahn der Sonne näher kommt, jene Auflösung Statt finden, welche die grö-

ßere Wärme des Frühlings und Sommers verursacht. So oft das Sonnenlicht mit vermehrter Kraft in die Körper dringt, so oft erneuert es das Leben ihrer eigenthümlichen Kräfte. Nicht nur die Schwungkraft des Planeten selbst wird stärker, er bewegt sich schneller als sonst in der ihm vorgeschriebenen Bahn; sondern auch die unendlich vielen Theile, aus welchen er besteht, erhalten neue Kraft, und gewinnen andre Gestalten. Denn eine unermeßliche Menge von Geschöpfen verschiedener Art, bilden das Ganze eines großen Erdkörpers. Mehr oder weniger Wirksamkeit ihrer Anziehungs- und Stoßkräfte bringen wahrscheinlich das Phänomen ihrer großen Mannigfaltigkeit hervor. Die Gränzen, wo das Mineralreich aufhört, und die organische Bildungskraft den Anfang nimmt, die Gränzen wo bloße Pflanzenempfindlichkeit, und thierisches Wollen sich scheiden, sind unsern Sinnen und Verstandeskräften schwerlich offenbar. So viel scheint indessen gewiß, daß, wo die Anziehungskräfte der Körper nicht oganische Gestalten bilden, daß da alles ins Mineralreich gehört; daß Organisation und Leben zwar Pflanzen und Thieren, willkührliche

Bewegung der Theile aber den letztern ausschließlich eigen sey. Der Chymiker, der sie zerlegt, findet überall nur ähnliche Grundstoffe, überall nur Licht und Luft und Wasser und Erde, woraus alle Körper bestehen. Wie die unzählig verschiedenen Mischungen aus diesen Elementen alle entstanden sind, begreift er anders nicht, als indem er eine, jeder Art von Geschöpfen eigenthümliche, wesentliche Kraft annimmt, welche sich die Elemente aneignet, und nach ihrer jedesmaligen Beschaffenheit bildet. Dies ist derjenige Bildungstrieb, den Blumenbach beschreibt. Auch diese wesentliche Kraft, dieser jedem Geschöpfe eingepflanzte, und in jedem ganz verschiedene Bildungstrieb, erwacht gleichsam bey der Rückkehr des Sonnenlichtes.

Wie prächtig glänzt nicht alsdann die Natur auf unserer Erde! Ein reines Licht ergießt sich vom Morgen bis gen Abend, und vergoldet nach und nach beyde Halbkugeln; ein durchsichtiges und leichtes Element umgiebt sie; eine sanfte, fruchtbare Wärme belebt und entwickelt alle Keime des Lebens. Frisches Wasser dient zu ihrem Unterhalt und Wachsthum. Mitten durch die Länder gezogene Gebirgsketten halten die Dünste der Luft auf, und versehen jene

nie versiegenden, immer neuen Quellen; unermeßliche Höhlungen zu ihrer Aufnahme bereitet, theilen das feste Land. Das Meer erstreckt sich eben so weit als das Land; es ist kein todtes, unfruchtbares Element; ein neues Reich ist es, eben so ergiebig und volkreich als jenes. Beyder Gränzen hat Gottes Finger gesteckt; tritt das Meer über seine westlichen Gestade, so werden die östlichen Küsten entblößt. Zwar ist dieser ungeheure Zusammenfluß der Wasser an sich unthätig; allein er folgt den Eindrücken, welche die Bewegung der Himmelskörper ihm ertheilt, und regelmäßig abwechselnde Ebbe und Fluth erhalten ihn im Gleichgewicht. Er steigt und fällt mit dem Monde; noch mehr erhebt er sich, wenn Mond und Sonne zusammentreffen und zur Zeit der Tag- und Nacht-Gleichen ihre Kräfte vereinigen. Wie auffallend, wie deutlich ist nicht dieses Zeugniß unserer Gemeinschaft mit dem übrigen Sonnensystem. Aus diesen allgemeinen und beständigern Bewegungen entspringen wieder andere, welche veränderlich und eingeschränkter sind. Versetzungen des Erdreiches, Erhöhungen im Grunde des Meeres, die denen auf der Erdfläche ähnlich sind; Strömungen, welche jenen Anhöhen folgen, sie noch

mehr vertiefen, und im Meere das, was auf dem Lande die Flüsse, sind.

Die Luft, welche noch leichter und flüssiger als das Wasser ist, gehorcht einer größern Anzahl von Kräften. Der entfernte Einfluß der Sonne und des Mondes, die unmittelbare Wirkung des Meeres, verursachen in ihr beständige Bewegungen; aufgelöset und verdünnt wird sie durch die Wärme, und verdickt durch die Abwesenheit der Lichtkraft. Die Winde sind ihre Ströme: sie treiben die Wolken zusammen, sie bringen die Lufterscheinungen zuwege, und führen die aus dem Meer aufsteigenden feuchten Dünste über die trockne Oberfläche der Länder; sie bestimmen das Ungewitter, sie verbreiten fruchtbare Regengüsse und wohlthätigen Thau; sie verwirren die Bewegung des Meeres, und erschüttern seine bewegliche Fläche; sie hemmen und beschleunigen wechselsweise den Lauf der Ströme, und zwingen sie, eine ungewohnte Richtung zu nehmen; sie thürmen die Wellen himmelan, die sich mit fürchterlichem Getöse an jenen unerschütterlichen Felsendämmen brechen, ohne sie je zu überwältigen.

Die Erdoberfläche ist vermöge ihrer höhern Lage vor den Ausbrüchen des Meeres gesichert.

Ihre Oberfläche ist mit Blumen bestreuet, mit einem sich stets verjüngenden Grün geschmückt, mit vielen tausend Thierarten bevölkert; sie ist ein schöner freudiger Aufenthalt, wo der Mensch, hingestellt um der Natur zu Hülfe zu kommen, vor allen Wesen den Vorrang hat. Gott machte ihn allein fähig, ein Beschauer seiner Werke, ein Zeuge seiner Wunder zu seyn. Der göttliche Funke, der in ihm lebt, macht ihn dieser Geheimnisse theilhaftig. Indem der Mensch die Natur, den Vorhof des Thrones göttlicher Herrlichkeit, betrachtet und ermißt, erhebt er sich stufenweise zum inwendigen Sitze der Allmacht und Allgegenwart.

Doch ist hienieden keine Gestalt, so wenig als der Mensch selbst, beständig. Unsterblichkeit gab die Natur keinem zusammengesetzten, zerbrechlichen Körper. Der Stoff, aus welchem sie bestehen, ist in beständiger Bewegung. So ist zum Beyspiel in allen organisirten Geschöpfen das Wirken ihrer ihnen eingepflanzten Grundkraft, wodurch immer einige Theile abgesondert, neue dem Körper angeeignet werden, zugleich die erste Ursache ihrer endlichen Auflösung. Allein unaufhörlich vererben diese Grundkräfte ihre Wirksamkeit auf neue Keime, welche

das ältere Geschlecht überall ersetzen, und den ganzen Schmuck der Erde erneuern. Wie groß und prächtig ist nicht das Schauspiel dieses immerwährenden Cirkels! Schönheit und Vollkommenheit des Ganzen sind dabey der allgemeine Endzweck der Natur. Umsonst widersetzt sich die Zerbrechlichkeit der Geschöpfe dieser weisen Einrichtung. Die Natur erhält sie nicht; aber sie ruft unzählige neue Gestalten an ihrer Stelle ins Daseyn. Die Erde muß sich mit neuen Kräften schmücken, die veralternden, entkräfteten Körper müssen vollends verschwinden, und Ueberfluß und Schönheit herrschen wieder wie zuvor. Wen ergötzt nicht dieser Sieg der Natur in der blumenreichen Jahreszeit? Sie spottet alsdann des Todes, indem sie ihm von ihren Schätzen freygebig einen großen Antheil überläßt. Millionen und aber Millionen neuer Blüthen und Keime mag er immerhin verschlingen; es bleiben noch mehr als genug, um jeden Verlust zu ersetzen und überall neues Leben zu verbreiten.

Leben und Empfindung — sie sind es, die großen Zwecke der Natur, womit sie überall beschäftigt des Schöpfers Willen verrichtet, und seine Güte verherrlicht. In der ganzen Anlage

dieser Welt, die wir zwar mit Ehrfurcht beschauen, wovon aber kein endlicher Geist das Warum? begreifen kann — in der ganzen Anlage dieser Welt ist alles auf Beweglichkeit, Veränderlichkeit, nicht auf Dauer und Unzerstörbarkeit, eingerichtet. Auf der Erde, in der Luft, im Wasser, überall giebt es lebendige Keime, welche sich die sichtbare Materie aneignen, sie in ihr eignes Wesen verkehren, sich in neue Keime von gleicher Art fortpflanzen oder abzweigen, und den andern zur Nahrung dienen. Eben die Materie erscheint immerfort unter einer andern Gestalt. Das Thier, von Pflanzen genährt, die es in seine eigne Substanz verwandelte, stirbt hin, wird aufgelöst, und sein Stoff wird wieder begierig von Pflanzenwurzeln eingesogen; eben dieselben Grundstoffe sind mineralisch im Steine, vegetabilisch in der Pflanze, animalisch im Thiere. Die Anzahl dieser plastischen Kräfte ist der Menge des Grundstoffes angemessen: veränderlich zwar in jeder Gattung, im Ganzen genommen aber immer dieselbe. Durch dieses sich immer gleiche Verhältniß bekommt die Natur selbst ihre Gestalt; und da ihre Anordnung, was die Anzahl, Erhaltung und das Gleichgewicht der Gattun-

gen betrifft, unwandelbar ist, so würde sie sich immer unter einerley Gestalt zeigen, sie würde zu allen Zeiten, und unter allen Himmelsstrichen, durchaus und auch beziehungsweise dieselbe seyn, wenn sie nicht in allen einzelnen Bildungen so viel als möglich Veränderuug und Abwechselung liebte. Das Gepräge einer jeden Gattung ist ein Urbild, dessen vornehmste Züge mit unauslöschlichen und ewig bleibenden Merkmahlen eingegraben sind; aber alle hinzugekommenen Pinselstriche sind verschieden. Kein Individuum gleicht dem andern vollkommen; es ist keine einzige Gattung ohne eine ziemliche Anzahl von Abänderungen. Der Menschengattung ward das Siegel der Gottheit am sichtbarsten aufgedrückt; gleichwohl ändert sich dieses Gepräge vom Weißen ins Schwarze, vom Kleinen ins Große, ꝛc. Der Lappländer, der Patagonier, der Hottentot, der Europäer, der Amerikaner, der Neger, stammen zwar alle von Einem Vater her, sind aber doch weit entfernt sich als Brüder zu gleichen. Alle Gattungen sind demnach dergleichen bloß individuellen Verschiedenheiten unterworfen; aber die beständigen Abweichungen, die sich durch die Zeugungen fortpflanzen, kommen

nicht allen Gattungen in gleichem Grade zu. Je höher die Gattung ist, desto weniger Verschiedenheiten wird man darin gewahr. Da die Ordnung in der Vermehrung der Thiere ein umgekehrtes Verhältniß zur Ordnung in ihrer Größe hat, und die Möglichkeit der Verschiedenheiten sich gerade so verhält wie die Anzahl der Zeugungen, so mußten nothwendig mehr Abweichungen bey den kleinen als bey den großen Thieren seyn. Aus eben der Ursache giebt es auch bey den kleinen Thieren mehr unter einander nahe verwandte Gattungen. Der Abstand, der die großen Thiere von einander trennt, ist weit größer. Wie viele Mannigfaltigkeiten und verwandte Gattungen haben nicht das Eichhorn, die Ratze, und die andern kleinen Thiere zur Begleitung, als Gefolge oder Vortrab; indeß der Elephant allein, und ohne seines gleichen, an der Spitze von allen einhertritt.

Ein Individuum, zu welcher Gattung es auch gehören mag, ist in dem Weltalle gleichsam für nichts zu rechnen. Hundert solche einzelne Geschöpfe, ja tausend, sind noch nichts. Die Gattungen selbst (collective), sind die einzigen Wesen der Natur: immerwährende,

rende, der Natur an Alter und an Dauer gleiche Kräfte. Um sie richtiger zu beurtheilen, müssen wir eine jede Gattung nicht mehr als eine Sammlung oder auf einander folgende Reihe einzelner ähnlicher Dinge, sondern als ein Ganzes, unabhängig von Zahl und Zeit, immer lebend, nimmer dasselbe, betrachten: ein Ganzes, das unter den Schöpfungswerken für Eins gezählt worden ist, und also auch in der Natur nicht für mehr gelten kann. Die Menschengattung ist die erste von allen diesen Einheiten; die andern, vom Elephanten bis zur Milbe, von der Ceder bis an den Ysop, sind in der zweyten und dritten Linie: und wiewohl jede verschieden gestaltet und von verschiedener Beschaffenheit ist, ja selbst eine eigne Lebensart hat, so nimmt sie doch ihren Platz ein, besteht für sich, wehrt sich gegen andre, und macht zusammen mit den andern die lebende Natur aus, die sich erhält, und wie bisher noch ferner erhalten wird, so lange die gegenwärtige Einrichtung der Welt den Absichten des Schöpfers gemäß ist. Ein Tag, ein Jahrhundert, ein Menschenalter, alle Zeitabschnitte machen keinen Theil von ihrer Dauer aus. Die Zeit selbst hat nur ein Verhältniß zu den einzelnen

Geschöpfen, das ist, zu solchen Wesen, deren Daseyn vorüber gehend ist. Das Daseyn der Gattungen aber währt ununterbrochen fort; folglich macht dies ihre Dauer, und ihre Verschiedenheit ihre Anzahl aus. Jede Gattung hat ein gleiches Recht an den Gütern der Natur; alle sind ihr gleich lieb: denn eine jede erhielt die Mittel von ihr, so lange als sie selbst, zu seyn und fortzudauern.

Wir wollen nun einmal die Gattung an die Stelle des Individuums setzen, uns den ganzen Schauplatz der Natur, und zugleich den überschauenden Blick eines Wesens denken, das die ganze Menschengattung vorstellte. — Wenn wir an einem schönen Frühlingstage alles grünen sehen; sehen, wie Blumen sich öffnen, alle Keime hervorbrechen, wie die Bienen wieder aufleben, und die Schwalbe wiederkehrt; wenn die liebeflötende Nachtigall sich hören läßt; wenn Liebe in den Sprüngen des Widders, und in der Stimme des Stiers sich äußert; wenn alles was lebt, sich sucht und paart, um neue Wesen hervorzubringen: — so herrscht in dieser ganzen Scene die Vorstellung einer neuen Belebung, Hervorbringung und Entstehung. Sehen wir hingegen in der

finstern Jahrszeit, wenn Frost und Reif die Oberhand gewinnen, daß die Geschlechter gleichgültig werden, einander fliehen, anstatt sich wie vorher zu suchen; daß die Luftbewohner unser Klima verlassen, die Wasserthiere unter Gewölben von Eis ihre Freyheit verlieren; daß alle Insekten entweder verschwinden oder umkommen; daß die meisten Thiere träge und schläfrig werden, und sich Löcher graben, wohin sie ihre Zuflucht nehmen; daß die Erde sich verhärtet, die Pflanzen verdorren, die entlaubten Bäume sich unter der Last des Schnees krümmen und niedersenken: so dringt sich uns überall der Begriff von Entkräftung und Vernichtung auf. Allein diese Ideen von Zerstörung und Erneuerung, oder vielmehr die Bilder von Tod und Leben, sie mögen uns noch so groß und allgemein vorkommen, sind doch nur individuell und einzeln. Der Mensch ist ja selbst ein Individuum, und so beurtheilt er auch die Natur; da hingegen das Wesen, welches nach unserer obigen Voraussetzung die Stelle der ganzen Gattung verträte, ein allgemeineres und vollständigeres Urtheil fällen würde. Es sieht in dieser Zerstörung, so wie in der Erneuerung — in allen diesen Abwechselungen und Folgen sieht es

nichts als Bleiben und Dauer. Die eine Jahrszeit ist für ein solches Wesen mit der im vorhergehenden Jahre einerley; einerley mit den Jahrszeiten aller Jahrhunderte. In seinen Augen sind das tausendste Thier in der Reihe der Geschlechter, und das erste, eins und dasselbe Thier. In der That auch; wenn wir immer so wie jetzt fortlebten, und dazu alle Wesen um uns her, so wie sie jetzt sind, beständig blieben; wenn alles beständig so wäre wie heute: so würde der Begriff, den wir uns von der Zeit machen, verschwinden, und das Individuum zur Gattung werden. Warum sollten wir uns das Vergnügen nicht gönnen, die Natur einige Augenblicke aus diesem neuen Gesichtspunkte zu betrachten? Wahrlich, der Mensch, wenn er in die Welt tritt, kommt aus der Finsterniß. Seine Seele ist so nackt wie sein Körper; er wird ohne Kenntniß, so wie ohne Schutzwehr geboren; bringt nur leidende Eigenschaften zur Welt; kann bloß die Eindrücke der äußerlichen Gegenstände empfangen, und seine Sinneswerkzeuge rühren lassen. Das Licht schimmert lange vor seinen Augen, ehe er davon erleuchtet wird. Im Anfange empfängt er alles von der Natur, und giebt ihr nichts zurück; sobald

aber seine Sinne mehr Festigkeit erlangt haben, sobald er seine Gefühle mit einander vergleichen kann: so gehet er mit seinen Betrachtungen in die weite Welt; er macht sich Begriffe, er behält sie, erweitert und verbindet sie mit einander. Der Mensch, und besonders der unterrichtete Mensch, ist kein bloßes Individuum mehr; er ist, einem großen Theile nach, der Repräsentant der ganzen Menschengattung. Anfänglich theilten ihm seine Eltern die ihnen von ihren Voreltern überlieferten Kenntnisse mit. Diese hatten die göttliche Kunst erfunden, Gedanken zu zeichnen, und sie auf die Nachwelt zu bringen; dadurch sind sie gleichsam in ihren Enkeln wieder aufgelebt, und unsere Enkel werden einst auf eben diese Art mit uns sich vereinbaren. Diese in einem einzigen Menschen vereinigte Erfahrung mehrerer Jahrhunderte, erweitert die Schranken seines Wesens unendlich. Nun ist er kein bloßes Individuum mehr, nicht mehr gleich den übrigen, auf die Gefühle des gegenwärtigen Augenblicks, noch auf die Erfahrungen eines von ihm selbst durchlebten Tages eingeschränkt; er ist beynahe jenes Wesen, welches wir uns vorhin an die Stelle der ganzen Gattung dachten. Er liest im Vergan-

genen, sieht das Gegenwärtige, urtheilt über das Zukünftige; und in dem Strome der Zeiten, der alle einzelne Dinge in der Welt herbeyführt, fortzieht und verschlingt, sieht er die Gattungen beständig, und die Natur unwandelbar. Da das Verhältniß der Dinge immer dasselbe bleibt, so übersieht er alle Zeitordnung: die Gesetze, nach welchen die Dinge sich erneuern, sind in seinen Augen bloß ein Ersatz für dasjenige, was den Gesetzen ihrer Fortdauer fehlt; und eine stete Folge von Wesen, die alle einander gleich sind, gilt in der That gerade so viel, als das immerwährende Daseyn eines einzigen von diesen Wesen.

Was bedeutet aber dieses große Gepränge immer wiederholter Zeugungen, dieser fast verschwenderische Aufwand, wenn gegen tausend Keime, die verunglücken, kaum Einer fortkommt und seine ganze Bestimmung erfüllt? Wozu diese Fortpflanzung und Vervielfältigung der Wesen, die sich doch unaufhörlich zerstören und wieder erneuern, die immer nur einerley Schauspiel machen, und die Natur weder mehr noch weniger bevölkern? Woher kommen diese Abwechselungen von Tod und Leben, diese Gesetze des Wachsthums und Ersterbens, alle diese

Veränderungen in einzelnen Dingen? woher alle diese erneuerten Vorstellungen von einer und derselben Sache? Ich antworte: alles dieses gehört mit zum Wesen der Natur, und hängt von der ersten Einrichtung der Weltmaschine ab. Das Ganze dieser Maschine ist fest; alle ihre Theile sind beweglich. Die allgemeinen Bewegungen der Himmelskörper sind die Ursachen von den besondern Bewegungen der Erdkugel. Die durchdringenden Kräfte, welche diese großen Körper beleben, wodurch sie auf entfernte Gegenstände, und wechselsweise auf einander wirken, beleben auch jedes Atom der Materie; und diese gegenseitige Zuneigung aller Theile unter einander ist das erste Band der Wesen, der Grund vom Bestande der Dinge, und die Stütze der Harmonie im Weltall. Die großen Verbindungen haben alle kleinere, untergeordnete Verhältnisse hervorgebracht. Die Umdrehung der Erde um ihre Achse verursacht die Abtheilung der Zeiträume in Tage und Nächte. Daher haben alle lebendige Bewohner der Erde ihre gewissen Zeiten des Lichts und der Finsterniß, des Wachens und Schlafens. Ein großer Theil von der Einrichtung der thierischen Natur, die Wirksamkeit

der Sinne, und die Bewegung der Gliedmaßen beruhet auf dieser ersten Verbindung. In einer Welt, die in immerwährende Nacht verhüllet wäre, öffnete sich schwerlich ein Sinn für das Licht.

Da die schiefe Richtung der Erdachse bey der jährlichen Bewegung der Erde um die Sonne, stete Abwechselungen von Wärme und Kälte, nämlich die Jahrszeiten, hervorbringt; so hat auch alles was lebt und wächst, im Ganzen genommen, und in einzelnen Fällen, seine bestimmte Zeit des Lebens und des Todes. Das Abfallen der Blätter und Früchte, das Vertrocknen der Kräuter, der Tod der Insekten hängt gänzlich von dieser zweyten Verbindung ab. In den Erdstrichen, wo diese Verbindung nicht Statt findet, wird das Leben der Gewächse niemals unterbrochen; jedes Insekt durchlebt sein Alter. Und sehen wir nicht aus eben diesem Grunde unter der Linie, wo die vier Jahreszeiten in Eine zusammen schmelzen, die Erde zu aller Zeit mit Blumen geschmückt, die Bäume immer grün, und die Natur in beständigem Frühlinge?

Die besondre Einrichtung in dem Bau der Thiere und der Pflanzen steht mit der Be-

schaffenheit der Luft auf dem Erdboden überhaupt in Verhältniß, und diese letztere hängt von der Lage der Erde, oder ihrem Abstande von der Sonne ab. In einer größeren Entfernung würden unsere Thiere und Pflanzen weder leben noch wachsen können. Das Wasser, der Nahrungssaft, das Blut, kurz alle anderen Säfte würden ihre Flüssigkeit verlieren. Wäre die Erde weniger von der Sonne entfernt, so würden diese Säfte verschwinden und in Dünste verfliegen. Das Eis und das Feuer sind die Elemente des Todes, die gemäßigte Wärme ist der erste Keim des Lebens. Thiere und Pflanzen haben außerdem noch ein eignes Verhältniß zur Luft. Die reinste Luft, welche zur Respiration der Thiere am besten taugt, ist den Pflanzen tödtlich; im Gegentheil wachsen sie am besten in der von Thieren ausgehauchten verdorbenen Luft. Noch mehr. Im Sonnenlichte, und überhaupt bey Tage, geben die Pflanzen aus ihren Blättern jene reine Luft in größrer Menge als eine Ausdünstung von sich. Abermals eine weise Einrichtung der Natur, welche die Atmosphäre gerade zu der Jahrszeit, wo sie von phlogistischen und brennbaren Dämpfen, welche häufig aus der Erde auf-

steigen, und sie für Thiere tödtlich machen würden, durch dieses Mittel wieder reinigen, oder wenigstens mit respirablen Theilen mischen läßt.

Die in allen organischen Körpern befindlichen Lebenskräfte, stehen mit dem Licht in genauem Verhältniß. Ueberall, wo die Sonnenstralen die Erde erwärmen können, wird die Oberfläche lebendig, mit Grün bekleidet, mit Thieren bevölkert. Das Wasser ist noch fruchtbarer als die Erde. Es empfängt mit der Wärme Bewegung und Leben. Das Meer bringt in jeder Jahrszeit mehr Thiere hervor, als die Erde ernährt, aber weniger Pflanzen; und da alle Thiere, die auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, oder dessen Tiefen bewohnen, nicht, wie die Landthiere, zu einem hinlänglichen Vorrathe von Gewächsen angewiesen sind: so sind sie gezwungen, unter sich, das eine auf Unkosten des andern zu leben; und in dieser Verbindung liegt der Grund ihrer ungeheuren Vermehrung. Allein auch auf dem Lande sind die Gattungen der Thiere ungleich zahlreicher, als die Gattungen der Pflanzen: so getreu ist die Natur sich selbst in allen ihren

Werken, so sicher erreicht sie auch in diesem Verhältniß ihren Endzweck, und verbreitet nicht nur überall lebendige Geschöpfe, sondern auch solche, die eines höhern Grades von Empfindung, eines willkührlichen Triebes, kurz des thierischen Lebens fähig sind. Unzählige Insektenarten nähren sich oft von einer einzigen Pflanzengattung; ihre zahlreichen Heere, die in der Luft, auf der Erde, im Wasser umherziehen, sind eine Nahrung der Vögel, Fische und kriechenden Thiere. Bey diesem Kriege der Thierarten unter einander ist für ihre Erhaltung dennoch gesorgt. Bald muß eine unzählbare Menge von Zeugungen, eine unbeschreibliche Fruchtbarkeit, die Fortdauer der Gattung sichern; bald hat die Natur so viele künstliche Triebe in das Thier gelegt, die alle auf seine Beschützung und Erhaltung zwecken, daß es sicherlich so lange seinen Feinden entgeht, bis es für die Fortpflanzung seiner Gattung gesorgt, und seine Nachkommenschaft im Keime hinterlassen hat. Der Vermehrungstrieb, der so heftig und unwiderstehlich ist, daß er die Natur der Thiere auf eine Zeitlang umändert, und die furchtsamsten grimmig

macht; der Trieb der mütterlichen Zärtlichkeit, der bis zum Heldenmuthe, bis zur Aufopferung für die Jungen geht, sind kräftige und sichere Mittel zur Erhaltung der Gattungen, und entstammen vielleicht der ersten Urkraft, der wechselseitigen Anziehungskraft gleichartiger Wesen, so wunderbar, so nahe gränzend an Vernunft ihre Wirkungen sind.

Doch dieser Vorzug ist dem Menschen ausschließend eigen. Zur Anbetung des Schöpfers gemacht, gebietet er über alle Geschöpfe; als Vasall des Himmels, und König der Erde, veredelt, bevölkert, und bereichert er sie: er zwingt die lebenden Geschöpfe zur Ordnung, Unterwürfigkeit und Eintracht; er selbst verschönert die Natur; er bauet, erweitert und verfeinert sie. Er rottet Disteln und Dornen aus, pflanzt Weinstöcke und Rosen an ihre Stätte. Dort liegt ein wüster Erdstrich, eine traurige, von Menschen nie bewohnte Gegend, deren Höhen mit dichten schwarzen Wäldern überzogen sind. Bäume ohne Rinde, ohne Wipfel, gekrümmt, oder vor Alter hinfällig und zerbrochen; andere in noch weit größrer Zahl, an ihrem Fuße hingestreckt, um auf bereits verfaulten Holzhaufen zu modern, —

erstiken und vergraben die Keime, die schon im Begriff waren, hervorzubrechen. Die Natur, die sonst überall so jugendlich glänzt, scheint hier schon abgelebt; die Erde, mit den Trümmern ihrer eigenen Produkte belastet, trägt Schutthaufen, anstatt des blumigen Grüns, und abgelebte Bäume, die mit Schmarotzerpflanzen, Moosen und Schwämmen, den unreinen Früchten der Fäulniß, beladen sind. In allen niedrigen Theilen dieser Gegend stockt todtes Wasser, weil es weder Abfluß noch Richtung erhält; das schlammige Erdreich, das weder fest noch flüssig, und deshalb unzugänglich ist, bleibt den Bewohnern der Erde und des Wassers unbrauchbar. Sümpfe, die mit übel riechenden Wasserpflanzen bedeckt sind, ernähren nur giftige Insekten, und dienen unreinen Thieren zum Aufenthalt. Zwischen diesen Morästen und den verjährten Wäldern auf der Höhe, liegt eine Art Heiden und Gräsereyen, die unsern Wiesen in nichts ähnlich sind. Die schlechten Kräuter wachsen dort über die guten weg, und ersticken sie. Es ist nicht der feine Rasen, den man den Flaum der Erde nennen könnte, nicht eine beblümte Aue, die ihren glänzenden Reichthum von fernher verkündigt; es sind

rauhe Gewächse, harte stachlichte, durch einander geschlungene Kräuter, die nicht sowohl fest gewurzelt als unter sich verwirrt zu seyn scheinen, nach und nach verdorren, einander verdrängen, und eine grobe, dichte, und mehrere Schuhe dicke Watte bilden. Keine Straße, keine Gemeinschaft, nicht einmal die Spur von einem verständigen Wesen zeigt sich in dieser Wüsteney. Will der Mensch sie durchwandern, so muß er den Gängen wilder Thiere nachspüren, und stets auf seiner Hut seyn, wenn er ihnen nicht zum Raube werden soll. Ihr Gebrüll erschreckt ihn; ein Schauder überfällt ihn selbst bey dem Stillschweigen dieser tiefen Einöde. Plötzlich kehrt er um, und spricht: die Natur ist scheußlich, und liegt in ihren letzten Zügen; ich, nur ich allein, kann ihr Anmuth und Leben schenken. Auf! laßt uns jene Moräste trocknen, jenes todte Wasser beleben, fließend machen, Bäche und Kanäle damit anlegen! Laßt uns von jenem wirksamen, und verzehrenden, vorher verborgenen und bloß durch unser Nachforschen entdeckten Elemente Gebrauch machen! Laßt uns diesen überflüssigen Unrath, jene schon halb vergangenen Wälder mit Feuer verbrennen, und,

was das Feuer nicht aufreibt, vollends mit der Axt zerstören. Bald werden wir, anstatt der Binsen und Wasserlilien, unter denen die Kröte wohnte, Ranunkeln und Klee nebst andern süßen und heilsamen Kräutern hervorkommen sehen. Hüpfende Heerden sollen diesen vormals unwegsamen Boden betreten, dort reichlichen Unterhalt, eine immergrüne Weide finden, und sich immer stärker vermehren. Diese neuen Hülfsmittel nutzen wir zur Vollendung unseres Werkes; wir beugen den Ochsen unter das Joch, und lassen ihn das Land mit Furchen beziehen; bald grünt die neue Saat auf unsern Aeckern, und eine neue, verjüngte Natur geht aus unsern Händen hervor!

Wie schön ist sie nicht, diese gebaute Natur! Wie hat die Sorgfalt des Menschen sie so glänzend und prächtig geschmückt! Er selbst, der Mensch, gereicht ihr zur vornehmsten Zierde; er ist das edelste Erdengeschöpf; er pflanzt ihre kostbarsten Keime fort, indem er sich selbst vermehrt. Auch sie, die Erde scheint mit ihm sich zu vermehren. Alles, was sie in ihrem Schooße verbarg, bringt er durch seine Kunst an das Licht. Wie viele Schätze, die man sonst nicht kannte! Welche neue Reich-

thümer! Blumen, Früchte, Getreide, alles wird zur Vollkommenheit gebracht, und bis ins Unendliche vervielfältigt. Die nützlichen Gattungen von Thieren werden vermehrt, die schädlichen vermindert, eingeschränkt und verwiesen. Gold, und Eisen, das noch unentbehrlicher ist als Gold, wird aus dem Innersten der Erde hervorgeholt. Ströme werden in ihren Ufern gehalten, Flüsse geleitet oder eingeschränkt; selbst das Meer hat man sich unterwürfig gemacht, ausgekundschaftet, und von einer Halbkugel zur andern durchsegelt. Das Erdreich ist überall zugänglich, überall so belebt als fruchtbar geworden; in den Thälern findet man lachende Wiesen, auf den Ebenen fette Weiden und noch fettere Aecker; die Hügel sind mit Reben und Obstbäumen, und ihre Gipfel mit nützlichen Forsten bekränzt. Aus Wüsteneyen sind volkreiche Städte geworden, deren Einwohner sich in einem beständigen Kreislaufe aus diesen Mittelpunkten in die entferntesten Gegenden verbreiten. Die Landstraßen, und das Verkehr mit den Nachbarn, sind Zeugen von der Stärke und Vereinigung der Gesellschaft. Tausend andere Denkmähler der Macht und des Ruhms

bewei-

beweisen zur Genüge, daß der Mensch als Eigenthumsherr der Erde ihre ganze Oberfläche verwandelt und erneuert, ja daß er von jeher die Herrschaft mit der Natur getheilt hat.

Indessen giebt ihm nur die Eroberung ein Recht zu regieren. Seine Regierung ist mehr Genuß als Besitz; er muß seine Sorgfalt beständig erneuern, wenn er das Seinige behalten will: sobald diese aufhört, so schmachtet, verdirbt und verwandelt sich alles; alles kehrt in das Gebiet der Natur zurück: sie tritt wieder in ihre Rechte, löscht die Werke des Menschen aus, bedeckt seine stolzesten Denkmähler mit Staub und Moos, zerstört sie vollends mit der Zeit, und läßt ihm nichts übrig, als den quälenden Verdruß, das mühsam erworbene Gut seiner Vorfahren durch seine Schuld verloren zu haben.

Diese Zeiten, wo der Mensch sein Eigenthum verliert, die Jahrhunderte der Barbarey, da alles zu Grunde geht, werden immer durch Kriege vorbereitet und bringen in ihrem Gefolge Hungersnoth und Entvölkerung. Der Mensch, der nichts vermag, als durch seine Anzahl, der ohne Vereinigung mit andern keine Stärke besitzt, und nur durch den Frieden glücklich lebt, — der Mensch ist unsinnig genug, zu seinem Unglück die Waffen zu

ergreifen, sich seinen Untergang zu erkämpfen. Gereitzt von unersättlicher Begierde, und geblendet von dem noch unersättlicheren Ehrgeitz, entsagt er den Empfindungen der Menschheit, gebraucht alle seine Kräfte gegen sich selbst, sucht sich gegenseitig zu zerstören, und zerstört sich in der That. Wenn nun die Tage des Mordens und Blutvergießens vorüber sind, und der Dunst von Ehre zerflattert ist, so sieht er mit traurigen Blicken die Erde verwüstet, die Künste begraben, die Völker geschwächt und zerstreuet, sein eignes Glück zu Grunde gerichtet und seine wirkliche Macht zerstört.

Wer kann eine unendliche Menge von Gegenständen ordnen? wer kann ihre Beschreibung in wenige Worte zusammendrängen? wer vermag es, einen Blick in das Weltall zu thun, und gerade das Merkwürdigste da herauszuheben, wo alles gleich wichtig und gleich wunderbar, wo der Schöpfer im ganzen Sonnen- und Sternensystem nicht bewundernswürdiger als im kleinsten Stäubchen ist? Wo ist Anfang, wo ist Ende eines solchen Blickes? Einige Punkte, einige stärker ins Auge fallende Gegenstände versprach ich zu haschen, und vorzutragen. Dies und mehr nicht habe ich geleistet.

VII.

Fragmente

aus

Georg Forsters Nachlaß.

Fragmente aus Georg Forsters Nachlaß.

I.

Ueber die Vernunft, in Beziehung auf das Glück der Menschheit.

Der Zeitpunkt, in dem wir leben, ist, wie mich dünkt, besonders dadurch merkwürdig, daß die Verhältnisse der Menschen unter einander sich vervielfältigen, daß die Extreme durch dazwischen gebrachte Mittel sich besser verbinden lassen, und daß, indem sich das Heterogene nähert, ein Gedränge entsteht, wodurch die Heftigkeit des Stoßes, welcher sonst so zerstörend wirkte, jetzt gebrochen wird. Dafür scheint aber vermittelst der Menge schnell auf einander folgender Berührungen und Attritionen jene milde genialische Wärme sich zu erzeugen, welche die verborgensten Kräfte der Menschheit entwickelt und neue Ansichten der Dinge eröffnet. Die Organe des Empfangens und des Mitthei-

lens sind jetzt beyde mit ihrer höchsten Reitzbarkeit begabt; nie galt das große mechanische Gesetz der Stärke weniger, nie vermochten die intellektuellen Kräfte so viel; nie empfand man inniger die süße Wollust, über die Gemüther zu herrschen, indem man ihre Phantasie mit den Bildern der seinigen erfüllte, und nie wußte man besser, welche süße Wollust es sey, mit harmonisch gestimmter Phantasie die Geschöpfe einer andern ganz zu fassen. Es ist vielleicht unmöglich zu errathen, was diese allgemeine geistige Gährung in der Masse des Menschengeschlechts für Folgen haben, welche neue Mischungen sie gebären, wie sie, gestört oder auch durch die Fortdauer in ihrem Grade verstärkt, anstatt die Läuterung des Ganzen zu befördern, seine endliche Auflösung vielleicht hervorbringen könne. O, mein Freund! über diesen unerschöpflichen Gegenstand unseres Nachsinnens habe ich so manches Traumbild in der Seele, das ich gern auch vor der Ihrigen hinauszaubern möchte! Ich will wenigstens versuchen, mich verständlich zu machen. Sie wissen, an der Gränze, wo die menschliche Vorstellungsart sich nur als eine Modifikation offenbart, dort bleibt uns nur Ahndung, nur Stückwerk, vielleicht gar nur

Täuschung. Aber wenn die menschliche Natur so rührend sich ein Ziel ersehnt, nach welchem sie hinarbeiten könne; wenn der Gedanke, daß diese blaue Ausdehnung, in welcher wir schwimmen, nach allen Richtungen hin unendlich, unermeßlich sey, mit unwillkührlichem Schauer uns ergreift, und der Glaube an Zusammenhang und moralische Consequenz dieses sichtbaren Schöpfungsapparats ein so heiliges Bedürfniß wird, daß ohne ihn die meisten Menschen sich selbst als sittliche Bestandtheile eines solchen Ganzen nicht ehren, und noch weniger so geberden würden: dann lassen Sie uns wenigstens der heilsamen Wirkung dieser Täuschung huldigen.

2.

Ueber die öffentliche Meinung.

(Fragment eines Briefes.)

— — Sie sehen also wohl, liebster Freund, auch ich klammere mich aus allen Kräften an die tröstliche Vorstellungsart eines zwar nicht absoluten, aber doch bedingten Optimismus und einer wahrscheinlich weisen Causalverbindung der Schicksale unserer Gattung. Gut seyn, weil das Gegentheil unserer Empfindung und unserm stolzen Bewußtseyn zuwider läuft, sey immerhin die Vollkommenheit des durch Philosophie gereiften Mannes; der leidenschaftliche Jüngling, und mit ihm der gewöhnliche Mensch, will ein Ziel, worauf er hinarbeite, den Glauben an Zusammenhang und moralische Consequenz dieses sichtbaren Schöpfungsapparats, um sich selbst als sittlichen Bestandtheil eines sittlichen Ganzen ehren zu können, und so geberden zu müssen — und wenn das Täuschung ist, so lassen sie uns wenigstens ihrer heilsamen Wirkung huldigen.

Die so oft gemachte, so langweilig gewordene Beschuldigung, daß wir keine Nation, daß wir

nur Oestreicher und Preußen, nur Ober- und Niedersachsen, oder gar nur Mainzer, Frankfurter, Leipziger, Berliner, Hannoveraner, Göttinger, u. s. w. sind; ach! sie ist leider so wahr, daß sie mich zwingt, einen Gesichtspunkt aufzusuchen, wo eine solche Vereinzelung wenigstens für die Zukunft vortheilhaft ins Ganze zu wirken scheint. Eine große Hauptstadt, die den Ton angiebt, kann zwar die Reife ihrer Nation befördern, allein wohl schwerlich anders, als auf Kosten ihrer reinen Universalität; Rom, Paris, London, geben den Beweis. Die getheilte, rivalisirende Cultur der griechischen Städte, wenn sie auch zu dieser extensiven Vollkommenheit nicht gelangte, blieb schon darum der Natur getreuer, weil sie immer etwas hatten, wonach sie ihre Abweichungen corrigiren konnten. Die Vortheile unserer geographischen Lage müßten uns billig noch weiter bringen; wir sind zur vollendeten politischen Einheit gleichsam geschaffen, und sie verblühten schon in ihrer wetteifernden Periode.

Das einzige, was mich irre macht, ist der unläugbar weite Abstand, in welchem wir hinter den Ländern mit großen Hauptstädten zurückgeblieben sind, und die beynahe unverbesser-

liche, mit selbstgenügsamem Dünkel verknüpfte Verwahrlosung, worin wir schon zu versinken scheinen; schon haben wir siebentausend Schriftsteller, und dessen ungeachtet, wie es keinen deutschen Gemeingeist giebt, so giebt es auch keine deutsche öffentliche Meynung. Selbst diese Wörter sind uns so neu, so fremd, daß jedermann Erläuterungen und Definitionen fordert, indeß kein Engländer den andern mißversteht, wenn vom public spirit, kein Franzose den andern, wenn von opinion publique die Rede ist.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Forster, Georg, 1754-1794

Kleine Schriften Ein Beytrag zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens

Bd.: 3

Leipzig 1794

Opp. 463-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10603874-2
VD18 90114132